Schief-Levinche

mit seiner Kalle.

Bei Hoffmann u. Campe in Hamburg ist erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Afton, Louise, Aus dem Leben einer Frau	—	22½
Christen, J. E., Diana 2 Thle.	2	15
— — Male.lm. See-Gemälde	1	15
Clement, Fr., Der Excentrische. Roman	1	—
— — Das entschleierte Bild zu Sais	1	10
Corbière, E., Die Zöglinge der Marine. 2 Thle.	2	—
Gathy, A., Cavalcade	1	—
Gutzkow, Dr. **K.,** Briefe eines Narren	1	20
— — Novellen. 2 Thle.	3	—
— — Seraphine. Roman	1	20
Hempel, L., Des Kunstfreundes Reiseabenteuer	—	22½
Jerrmann, Ed., Die Juden von Toledo	1	10
Lewald, Aug., Album aus Paris. 2 Thle.	2	20
— — Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Thle.	2	—
— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle	—	22½
— — Novellen. 3 Thle.	4	15
— — Przebrachi, der russische Polizeispion	1	15
— — Schattirungen. 2 Thle.	2	20
— — Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Thle.	4	15
Oettinger, E. M., Panseké. 2 Thle.	2	20
— — Der confirmirte Eulenspiegel. 2 Thle.	3	—
— — Eau de mille fleurs. 2 Thle.	2	20
Rosen, E., Wanderbuch eines Schwermüthigen	1	10
Schiff, Dr., Glück und Geld Novelle	1	—
— — Gevatter Tod. 2 Thle.	3	—
Schirges, G., Karl. Roman	1	15
— — Der Galgentreter von Eilersrode	1	10
Spring, R., Die beiden Warrick. 2 Thle.	3	—
Starkloff, L., Helgoland. Ein Seemährchen.	—	25
— — Alma. Roman. 2 Thle.	3	—
— — Prinz Leo	1	—
Wangenheim, F. Th., Der Mönch. 3 Thle.	4	20
— — Der Luftschiffer	1	10
— — Schwerenöter von Zürich. 3 Thle.	3	—
Wihl, L., Englischer Novellenkranz	1	15
Woltmann, C. v., Der Ultra und der Liberale. Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen	1	15

Schief-Levinche

mit ſeiner Kalle

oder

Polniſche Wirthſchaft.

Ein komiſcher Roman

nebſt Vorrede

von

Iſaak Bernays.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1848.

6 913 316 * 6

H. M. Voigt's Buchdruckerei.

Vorrede.

An meinen Verleger.

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen beifolgendes Manuscript vorlege, erlaube ich mir zu bemerken, daß es in der deutschen Literatur noch wenig komische Romane giebt, und in dieser Art vielleicht noch keinen; denn es ist kein satirisch-, kein phantastisch-, kein sentimental-, kein humoristisch-komischer Roman; sondern ganz einfach ein komischer Roman.

Gewöhnlich ist man viel zu gebildet, gelehrt und vornehm, um einen Spaß zu machen, und schätzt seinen Witz, Humor und Geist zu hoch, um sich damit zur gewöhnlichen Lustigkeit zu bequemen. Allein dieses ganze Buch entspringt aus einem einzigen Spaß, welcher alle Situationen herbeiführt,

alle Scenen und Dialoge beherrſcht, und die ganze Handlung veranlaßt und leitet.

Daß eine jüdiſche Rabbinerstochter als Mutter Gottes auf dem Hochaltar der Kathedrale gemalt iſt, bringt die Katholiken und Juden in Harniſch. Jene wollen keine Jüdin, dieſe keine Mutter Gottes; wo dieſe ſegnen, fluchen jene; wo dieſe läſtern, beten jene an, und was jene verdammen, ſprechen dieſe heilig. Kurz das Thema iſt an ſich ſo reich und bunt, daß ich alle willkührlichen Zuſätze, Epiſoden, Ausſchmückungen u. ſ. w. ſorgfältig vermeiden mußte, um nicht zu überladen.

Wenn es ein Verdienſt iſt, in einem neuen Genre etwas geleiſtet zu haben, ſo iſt daſſelbe nicht meinen Geiſtesgaben, ſondern nur meinem Glück im Auffinden eines Stoffes beizulegen.

Die Gegenwart war meine Lehrmeiſterin.

Wir haben jetzt einen Neu-Katholicismus, einen Neu-Proteſtantismus, einen Neu-Israelitismus; wir haben Lichtfreunde und freie Gemeinden. Jedweder hadert mit ſeiner eigenen Religion, und die Gegenwart mit allen Religionen in's Geſammt.

Ein Dichter lernt von ſeiner Zeit. Urſprünglich liebt er alle Religionen, denn jede hat ihre merkwürdigen, wunderſamen, ſinnreichen Mythen,

und der Dichter kann keine würdigere und erhabnere Stoffe finden und wünschen als diese.

Aber zwei Religionen ist etwas ganz anderes als eine Religion.

Wählen Sie, geehrter Herr, zwei gute Musikstücke aus, und lassen Sie zwei geübte Musikcorps kommen, um sie auszuführen, und so lange jedes Corps einzeln musicirt, wird es Sie erfreuen und begeistern.

Jetzt aber lassen Sie beide Corps zusammen musiciren, und der doppelte Genuß wird Ihnen unerträglich. Sie werden nach einem anständigen Katzen-Concert, wo Sie doch wissen, was Sie hören, wie nach einer Sphärenharmonie sich sehnen.

Ganz so ist es mit zwei Religionen.

Wenn man eine Religion hat, so kann man sich darin verzücken bis in den dritten Himmel. (Corinther 12, 2.) Man kann sich verzücken bis ins Paradies, und unaussprechliche Worte hören. (Corinther 12, 4.)

Ja! Paulus, welcher dies an die Corinther schreibt, hatte früher eine andere Religion, in welcher er sich vielleicht auch verzückt hatte, ohne daß man weiß wohin; weil er darüber nichts meldet.

Kurz man kann der Reihe nach alle Religionen annehmen, und sich der Reihe nach, in jeder Einzelnen, Gott weiß wohin verzücken!

Aber man nehme einmal zwei Religionen zugleich an. — Es ist nicht möglich. Gesetzt aber, es könne Jemand zwei Religionen zugleich annehmen, um sich in Beiden hier- und dahin zu verzücken: — Zwei Religionen sind zwei Auguren, die sich nicht ansehen können, ohne sich auszulachen. Zwei Gespenster, die sich Nachts auf einem Kirchhof begegnen, und vor Schreck vor einander davon laufen. Zwei Religionen sind Würger und Schlachtopfer; Märtyrer und Folterknecht; oder zwei Gladiatoren, die ohne sich zu kennen, voll Haß und Wuth sich zerfleischen. Ein Verzückter in zwei Religionen würde daher eine gesunde, natürliche Verdammniß, allen Seligkeiten und Freuden des dritten Himmels und des Paradieses vorziehen, nur um wieder zu sich selbst zu kommen.

Wie aber der Componist aus verschiedenen Tonstücken ein heiteres Potpouri bilden kann; — ich sage ein heiteres Potpouri, denn heterogene Gedanken widerstehen einer ernsten Verbindung; — so kann auch der Dichter aus zwei Religionen einen komischen Roman machen.

Sie fragen vielleicht, ob ſich dies Thema durchaus nicht ernſt behandeln läßt?

Nein!

Wenn ſich bei Calderon zwei Religionen begegnen, ſo nimmt er Parthei für die chriſtliche, und ſpricht zu der anderen, du biſt keine Religion, du biſt Aberglaube, Finſterniß, Gottesleugnerei. — Calderon bleibt erhaben, würdig, edel, tragiſch, aber er iſt ein orthodox-katholiſcher Chriſt; er will bekehren.

In Leſſings Nathan begegnen ſich ſogar drei Religionen. Allein er ſpricht zu ihnen: „Wer ſeid Ihr? Wo iſt Eure Legitimation? Ich kenne Euch nicht! Ihr geht mich nichts an!“ Und er macht aus Sultan, Tempelherrn und Juden eine Familie. — Leſſing iſt Cosmopolit und will aufklären, und alles bleibt anſtändig und nobel bis der Vorhang fällt. — Aber wie geht es hinter dem Vorhang zu? Wird dieſe eine Familie auch einen Hausſtand bilden? — Der eine wird Freitags, der andere Sonnabends, der dritte Sonntags nicht arbeiten; der eine ißt kein Schweinefleiſch, der andere trinkt keinen Wein, und der dritte verlangt Faſtenſpeiſen, kurz die polniſche Wirthſchaft iſt unausbleiblich.

Was mich betrifft, geehrter Herr, ſo bin ich weder Katholik noch Cosmopolit, ich will weder be-

lehren noch aufklären, sondern nur die heitere Gabe, womit Natur mich ausgestattet, benutzen, um mich und andere damit zu erfreuen.

Ich war gastfrei gegen die Religionen. Ich habe weder nach ihrer Legitimation gefragt, noch mich um ihre Privatangelegenheiten gekümmert und sie mit allen ihren Satzungen und Ceremonien willkommen geheißen.

Kann ich dafür, daß sie sich nicht vertragen, sich gegenseitig blamiren und Skandal machen? —

Und wie skandalös führten die Religionen sich erst in der Weltgeschichte auf? — Kurz ich denke, haben sie so viel Blut und Thränen gekostet, so mögen sie auch einmal Lachen erregen.

Der komische Roman hier ist meine Erfindung. Aber die Entdeckung, die ich gemacht habe und hier mittheile, heißt:

Begegnen sich zwei Religionen im Geiste des schaffenden Dichters, so schwindet augenblicklich alles Würdige, Edle, Erhabene, löst sich auf und verflüchtigt sich; und wie zwei Negationen eine Bejahung bilden, und in ihr Gegentheil umschlagen, so ist das Ja, der Niederschlag: — ein komischer Roman.

Die Schwierigkeiten einen komischen Roman zu schreiben, sind daher nicht so groß, wie man bisher geglaubt hat, so lange es noch Religionen giebt.

So viel zur Empfehlung meines Manuscripts. Jetzt ein Wort über den Verfasser.

Ich bin Schriftsteller, aus Neigung und vielleicht auch, wie ich glaube, aus Beruf. Doch ward mir an der Wiege nicht gesungen, daß ich es werden sollte. Ich bin blutarmer Eltern Kind und was ich geworden bin, verdanke ich lediglich mir selbst und der Unterstützung barmherziger Glaubensgenossen.

Aber ich muß auch gestehen, daß ich diese Unterstützung nachsuchte, und Niemand darf mir das verargen. Nur durch Kenntnisse und Bildung dürfte ich hoffen mich der Armuth und dem Elend zu entreißen, zu denen ich von Geburt an bestimmt war, und meine Eltern unterzogen sich unsäglichen Entbehrungen, um mir besseren Unterricht zu schaffen, als sonst den Knaben meines Standes zu Theil wird.

Ich wuchs heran, man lobte meine Handschrift und meinen deutschen Styl, und der erste Gebrauch den ich von beiden machte, war an meine reichen Glaubensgenossen zu schreiben, und ihnen die trau-

rige Lage zu schildern, in welcher ich und meine Familie sich befand.

Als Antwort auf solche Briefe erhielt ich gewöhnlich ein kleines Geldgeschenk. Dies war der erste Ertrag meiner Feder, und also immer eine Aufmunterung. Ich fuhr fort solche Briefe zu schreiben, in immer höherem Styl, zuletzt sogar in Versen, doch alles was ich sagte, meinte ich ehrlich.

Ich war stolz auf meine Fähigkeiten und bettelte mit Zuversicht; ich hatte mich den Künsten und Wissenschaften geweiht, und hielt es für Pflicht, diejenigen, welche sich nicht damit befaßten, anzuhalten sie mittelbar zu fördern, indem sie mich unterstützten.

Wenn ich von den unverwelklichen Kränzen sprach, welche des Dichters Schläfe schmücken, so dachte ich ganz ernsthaft an Lorbeerkränze, die ich selbst erringen wollte, und ich versprach noch weit mehr: Wenn dereinst Glanz und Ruhm sich an meinen Namen knüpften, so sollten meine Wohlthäter ihren Theil daran haben. Ich wollte ihnen meine Werke dediciren und öffentlich bekennen: ohne sie wäre ich dahin nicht gekommen. Kurz alle meine Verdienste, mein ganzes segensreiches Wirken, sollte auch sie verherrlichen, und den Dank der Mensch-

heit, den ich einerndtete, wollte ich verschmelzen mit dem Dank, den ich ihnen schuldig war.

Jetzt, da ich im Begriff bin mein erstes Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, sehe ich vollkommen ein, daß ich von allen meinen Versprechungen, in Prosa und Versen, kein Jota halten kann. Aber mein Glaube that Wunder. Die Geldgeschenke, die meine Briefe mir eintrugen, wurden immer ansehnlicher, und endlich schossen meine Glaubensgenossen mir eine kleine Summe zusammen, daß ich studiren konnte.

Sie ersehen hieraus, hochgeehrter Herr, daß ich schon als Knabe Glück mit der Feder hatte, und dies ist und bleibt ein gutes Omen. Ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich aus Neigung und Beruf Schriftsteller geworden bin. Das ist wahr, nur muß ich hinzufügen, daß ich es werden mußte; ich hatte keine Wahl und keinen Ausweg.

Als ich von der Akademie zurück kehrte, zählte ich sieben und zwanzig Jahre. Denn bevor sich meine Fähigkeiten so weit entwickeln konnten, um einige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, war viele Zeit verloren gegangen.

Jetzt endlich mußte ich etwas thun, wirken, schaffen, erwerben. Ich habe arme Eltern und zahl-

reiche Geschwister, jenen mußte ich vergelten, was sie an mir gethan, diesen behülflich sein, sich eine Zukunft zu begründen, und so ernste Pflichten vertragen sich schlecht mit der heiteren Dichterlaune. Hätte sich nur irgendwo ein Unterkommen dargeboten, ich hätte das Sichere dem Unsicheren vorgezogen, und alles angenommen, unter jeglicher Bedingung.

Doch überall Concurrenz; alle Fächer überfüllt; alle Wege versperrt, und keine Protectionen, keine Connerionen; und der Arme kann nicht warten, bis es dem Glücke gefällt, sich zu erinnern, daß er auch noch auf der Welt ist.

In eben der Lage befinden sich hundert und tausend junge Gelehrte, sobald sie ausstudirt haben, und es bleibt dann nichts übrig, als seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu Literatur zu machen, und zum Buchhändler zu geben.

Dies war auch mein Schicksal, nur mit dem Unterschiede, daß es mich zu dem zwang, wonach ich jederzeit mich heimlich sehnte; daß es mir eine Nothwendigkeit aus dem machte, was ich selber wollte; und mein Gewissen mit meinem Berufe aussöhnte.

Freilich kann ich die Versprechungen nicht halten, welche ich meinen Wohlthätern in Prosa und

Verſen gegeben. Es giebt keine Lorbeeren mehr für uns, und Dichtergröße, Nachruhm ſind heutigen Tages Mährchen geworden. Allein der Blick iſt für das Wirkliche geſchärft; die dichteriſche Einbildungskraft in das Gebiet verbannt, wo ſie wirken und ſchaffen ſoll, und die Phantaſie darf ſich nicht in Angelegenheiten miſchen, welche nicht die ihrigen ſind. — Jetzt weiß ein Jeder, was er ſoll, und ich glaube dies auch zu wiſſen.

Als Knabe gab ich mich für nichts Beſſeres aus, als ich war, und machte aus meiner Niedrigkeit kein Hehl; auch als Literat werde ich mich ganz ſo geben, wie ich bin.

Als Knabe vertraute ich nur den eigenen Kräften, und berief mich ſtets darauf. Auch als Literat werde ich daſſelbe thun, ohne mich zu dem würdigen, geſinnungsvollen Weſen zu bequemen, welches heute Mode geworden iſt und aller Welt unerläßlich ſcheint. Man wird Nachſicht mit mir haben. Wer in meiner Sphäre geboren iſt, lernt nicht gut Anſtandsrollen ſpielen.

Ueberhaupt will ich die Sympathien und Antipathien der niederen Klaſſe einmal zur Sprache bringen. Die Gelehrſamkeit, Vornehmheit und Bildung hat lange genug allein das Wort geführt; die Reihe

muß auch einmal wieder an den ſchlichten geſunden Menſchenverſtand, in ſeiner natürlichen Derbheit, kommen. Ueberall herrſcht Verſtimmung, Mißmuth, Unbehagen; alles iſt zeitkrank und klagt über Weltſchmerzen; hat politiſche Grippen und Geſinnungsfieber.

Die ganze Literatur hat Trauer angelegt, alle Vergnügungsorte ſind geſchloſſen, alle lärmende Beluſtigungen unterſagt, und ſeit geraumer Zeit ſieht man nur brave und wohlmeinende Heraklite über die Zeit weinen. Endlich darf ſchon einmal wieder ein fideler Heraklit erſcheinen, um über alles zu lachen.

Wahrlich! was ich dabei wage, iſt ſo ſehr viel nicht. Meine anſtändigen und vornehmen Herren Collegen können höchſtens die Naſe über mich rümpfen, und ſprechen: „Pfui! über dieſen Plebejer!“

Wohlan: Ich will der literariſche Plebejer ſein. Durch dieſes einzige Wort gewinne ich ein großes Recht.

Seit ſiebzehn Jahren geſchieht alles für das Volk, und zu Liebe, zum Beſten, zu Nutze des Volkes. Endlich muß einmal ein Plebejer ſagen, was er davon abbekommen, wie es ihm geſchmeckt hat und ob er mehr verlangt.

In der That aber giebt es nichts lustigeres, als eine trauernde Literatur. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß der einzelne Literat, wenn er nicht Professor an einer Akademie ist;

oder Prinzen-Erzieher;

oder Privat-Sekretair eines Fürsten;

oder der Mann einer reichen Frau;

oder ein, mit einer Regierung broullirter, auf einer Triumph-Reise durch Deutschland begriffener Flüchtling:

Daß der einzelne Literat, wenn er nichts als Literat ist, nicht Recht haben sollte, zu trauern. Aber die Trauer einer ganzen Literatur in Corpore ist lächerlich.

Es ist lächerlich, daß eine Literatur, welche sich als die einzige ächte und wahre Literatur durch alle Straßen ausrufen ließ, welche behauptete, ganz allein mit Freiheit und Gesinnung zu handeln, mit einem Male an sich selbst zu verzagen anfängt und melancholisch wird.

Was hat die deutsche Literatur nun seit achtzehn Jahren geleistet; was ist gewirkt, geschaffen, ausgerichtet worden! Welches sind die vorzüglichsten Erscheinungen?

Was sagt die deutsche Jetzt-Literatur, welche so

viel über Alles spricht, von sich selbst? Ist es nicht auffallend, daß sie: die critisch-bewußte, die philoso-phisch-gerechtfertigte, sich selbst ignorirt.

So ist es nicht gemeint, daß sie über das ein-zelne Buch des einzelnen Autors etwa schwiege. Nein! Wie schreisüchtige Bewohner des Trödelmarkts die Vorübergehenden mit Gewalt in ihre Krambuden schleppen und zum Kaufen zwingen, so posaunen die Zeitungen und Journale alles Einzelne als Aus-gezeichnet, Hoffnung erfüllend, Bedürfniß stillend, Epoche machend u. s. w. aus.

Doch giebt es in der ganzen tausend- und aber tausendbändigen Jetzt-Literatur nur ein Buch, worin die Jetzt-Literatur gewagt hat, einmal sich selbst zu beschauen (Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart von R. E. Prutz), aber scheu hat sie den Blick von sich selbst gewandt. Sie hat ihre ganze Oratorik und Dialectik, alle ihre seit 1830 in Cours gesetzten Illusionen aufgeboten, um alle frü-here Literatur ihrer Moralität und Gesinnung hal-ber verdächtig zu machen. Am Ende hat sie sich aber doch entschuldigen müssen, daß sie sich als Li-teratur nicht besser benimmt, und seufzend die Schuld auf dieses und jenes geschoben.

Es giebt gewisse Phrasen, welche Menzel schon

1830 aufbrachte und die seitdem unzählige Mal benutzt worden sind, um alles Alberne und Widersinnige zu entschuldigen. Folgendes sind solche Phrasen:

„Alle Willkühr soll aufhören, also auch die Willkühr des genialen Subjects, die Vornehmheit des Besserwissens, der Uebermuth des abstracten literarischen Talents."

Als ob die Willkühr des Genies, der Uebermuth des Talents jemals schon Schaden gethan hätten. Nein! die Genies und Talente haben nur Segen verbreitet und sie sind es, denen es jederzeit schlecht ging, die man verfolgte und kreuzigte. — Damals veranstaltete man noch keine Festmahle und Collecten, vielmehr ließ man die Genies verhungern und in Hospitälern sterben.

„Es ist eine nivellirende Zeit, in der wir leben, und nicht blos die Unterschiede der Gesellschaft, der Zwiespalt der Stände, auch die Kluft der Bildung will sie ausfüllen und niederreißen."

Ja, hätten das diejenigen gewußt, welche mich auf Schulen und Akademien unterstützten, sie hätten meine schönen Briefe in Versen und Prosa etwa folgendermaßen beantwortet:

„Sohn des Cigarrenmachers!

„Warum willst du studiren? Es ist eine ni-

vellirende Zeit. Spar dir die Mühe, zu den Gelehrten empor zu steigen. Zuletzt wird ja doch alles eine Masse und die Gelehrten werden mit der Zeit eben so roh und dumm sein, wie die Cigarrenmacher."

„Zwar das ist zugegeben: für den Glanz einer Literatur, für den schriftstellerischen Ruhm eines Zeitalters ist schlecht gesorgt. So wenig viele versammelte Lichter eine Sonne bilden, eben so wenig geben mittelmäßige und untergeordnete Talente ein Genie. — Aber wenn es nun für's erste auf diesen Glanz nicht ankäme, und wenn der demokratische Genius unseres Zeitalters nun auch hierin sich bewähren sollte, daß das Capital des Geistes statt wie bisher bei wenigen einzelnen Besitzern zusammengehäuft zu sein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig vertheilt wird. — Nicht das Land ist reich, wo es wenige Familien von außerordentlichem Reichthum giebt, sondern wo im gleichmäßigen Wohlstand jeder besitzt, was er bedarf."

Wir können in Deutschland erst seit kurzem von geistigem Eigenthum reden, aber ein solcher allgemeiner geistiger Wohlstand ist leicht zu erzielen. Man hindre nur, daß Gelehrsamkeit, Genie und Talent erblich werden, und sorge dafür, daß sie einem Fiskus anheim fallen, der sie gleichmäßig vertheilt.

Aber ernſthaft jetzt: Alſo ſpricht der Sohn des Volkes, der literariſche Plebejer zu ſeinen Mitliteraten.

Es giebt zweierlei Literatur: Zeit- und Volksliteratur.

Jene gleicht der Electricität, im Nu erfüllt ſie den ganzen Horizont, allein ſie blitzt und iſt hin.

Dieſe gleicht dem Magnet, der nur in großer Nähe wirkt, deſſen Kraft aber mit der Zeit wächſt und ewig dauert.

Untergeordnete und mittelmäßige Köpfe taugen nur für die Zeit-Literatur, denn das angelernte, angebildete, angekünſtelte iſt nicht für das Volk. Bei uns findet nur Wahrheit und Natur Eingang, daher verſtehen wir nur das Genie und das Talent.

Sagt nicht, der Zeitgeiſt, dem ihr huldigt, ſei ein demokratiſcher. Wir kennen den Zeitgeiſt beſſer. Er iſt ein Geldgeiſt, ein Kaufmannsgeiſt, ein Rechengeiſt, ein Wuchergeiſt, ein Judengeiſt, der uns das Brod abknappt, und uns unſere Weiber mißgönnt. Ja! ſind wir verheirathet, ſo ſollen wir nicht einmal — zu viel Kinder in die Welt ſetzen.

Der Arme liebt den Reichen nicht, aus Inſtinkt. Es muß viele Armen geben, damit einer reich ſei,

und der Reiche wird immer reicher, die Armuth wird immer größer und drückender werden.

Sagt uns dies der Instinkt, so wird die Philosophie dem deutschen Gelehrten gewiß auch nicht verheimlichen, daß der Reiche eben so wenig sein Freund ist.

Wird die Geldmacht je dem Geiste die Herrschaft einräumen? Wird der Geldstolz je dem Talente Ansprüche zugestehen?

Nein! der Stolz des Reichen ist kein Fürstenstolz, der den Glanz seines Hauses durch die Namen und den Ruhm großer Künstler und Gelehrten verherrlichen will; was kümmert den Privatmann Nachruhm und Geschichte; nicht einmal die Aufmerksamkeit mag er auf sich lenken; er weiß, welche Antipathien er erweckt: Die Menschen beneiden ihn, betrügen und bestehlen ihn vielleicht auch. Seine Ehre ist eine ganz passive. Er will sich nur nicht compromittiren, und gemächlich und glänzend mitmachen, was seines Gleichen thun.

Der Reiche denkt nicht über das Leben; er findet es eingerichtet und bezahlt alles. Er hat seinen Koch, seinen Kammerdiener, seinen Schneider, Tapezier und Stallmeister, welche sich zu bemühen haben, die Launen und Wünsche ihres Gebieters

mit dem allgemein herrschenden Geschmack und den Tagesmoden in Uebereinstimmung zu bringen. Seine geistigen Bedürfnisse will er ebenso behandeln, wie seine materiellen. Der Dichter, der Weise, der Künstler gelten ihm so viel wie sein Conditor und Parfümeur. Er bezahlt sie, und ist die Rechnung quittirt, so ist er nichts mehr schuldig, keinen Dank und keine Achtung.

Weil er alles bezahlt, will er auch alles bestellen, und vor allen Dingen verlangt er Neues, denn das Alte ist vorhanden; er kann sich's kaufen, wenn es ihm einfällt. Aber nur das allerneueste Neue kann den vornehmen Mißmuth bewegen, mit Geringschätzung Notiz davon zu nehmen.

Dann verlangt er Nützliches, das heißt nicht das Schöne und Edle, nicht das Große und Wahre, sondern das Bequeme und Einleuchtende, für den Augenblick, aus der Zeit und der Gegenwart, so daß es zu Jedermanns Gebrauch augenblicklich bei der Hand ist und ebenso wieder weggelegt werden kann.

Und endlich verlangt er Pikantes, denn nur das Pikante kann seiner verdrießlichen Uebersättigung noch Genuß versprechen.

Nach diesen Bestellungen hat die deutsche Literatur jetzt seit siebzehn Jahren gearbeitet, und hat

sich für die einzige ächte und wahre Literatur ausgeschrieen, welche ganz allein die Freiheit will.

Mag solch eine Literatur sich Europäische-, Welt-, oder sociale Literatur nennen, und in Frankreich und England, Amerika und Rußland gelten, kurz überall, wo das Geld herrscht. Nur heiße sie nicht deutsche Literatur, und wolle nicht als solche in das Volk eindringen. Denn wenn auch deutsche Schriftsteller wie ehrlose Soldaten ihre Fahne beschimpfen, indem sie sagen, wir brauchen keine Genies und Talente mehr; der deutsche Geist hat deswegen seine Unabhängigkeit noch nicht verkauft. — Folgendes sagt der Graf Sologub, ein Russe, über die Literatur der Gegenwart:

Die Schriftstellerei ist jetzt eben so gut ein Handwerk geworden, wie das des Schusters und Drechslers. Unsere Schriftsteller sind nichts anderes als Verfertiger literarischer Gegenstände. Sie sind äußerst geschickt im Zuschneiden; alles taugt in ihrem Kram, Religion, Politik, Moral, juridische Fragen und philosophische Probleme. Es ist als ob man hinter die Coulissen einer Puppenkomödie schaute. Alles geschminkt, aufgeputzt, unecht, überall Flitter und Folie, bald wird man Fabriken literarischer Arbeiten errichten, und Ideen, Gesinnun-

gen und Gefühle werden nach dem Preiscourant verkauft werden, wie Fracks und Pantalons.

Das also gilt die sogenannte Welt-, Europäische- und Socialliteratur selbst in Rußland. Möge man sie also von der deutschen unterscheiden.

Alle Musen sind Salondamen geworden. Diese herrlichen, nackten, griechischen Gottheiten, mögen sie heut sich schnüren, Zuckerwasser trinken, Karten spielen und Politik sprechen. — Was thut das? wenn Apollo selbst nur der Unsrige ist. Mögen sie dem Reichen dienen. Das Volk kann den musikalischen Virtuosen weder sein kostbares Instrument bezahlen, noch ihm sein mühseliges, lebenslängliches Studium lohnen. Auch die bildende Kunst will ihre edle Formen kostbaren Stoffen aufprägen. Sie ist Sache des Aufwandes und des Luxus, und nur für die Reichen; das Volk kann keinen Luxus machen. Aber der Dichter gehört dem Volke; der Schriftsteller bleibe der Nation treu, welche ihm die Presse erfand. Und der deutsche Schriftsteller ist seinem Volke unentbehrlich wie das liebe Brod; das Volk verlangt panem et circenses, die Schriftsteller sind seine circenses.

Die Popularität des Schriftstellers ist ein aus

unſerer Zeit entſchwundener Begriff, und um ihn zu conſtruiren muß man ein wenig weit ausholen.

Im Mittelalter hatte das Volk ſeine Feſte, ſeine öffentlichen Schauſpiele, Aufzüge und Luſtbarkeiten, und Vornehm und Gering, Reich und Arm, Jung und Alt, Einer genoß mit dem Anderen. In den Kirchen ließ ſich herrliche Vokalmuſik hören, und Könige und Päpſte ſtrebten durch öffentliche Monumente der Bau- und Bildnerkunſt ihre Namen auf eine ſpäte Nachwelt zu bringen. Kurz alles war öffentlich, alles gehörte allen, und man freute ſich gemeinſam unter Gottes freiem Himmel.

Heute genießt jeder nur für ſich, in abgeſperrten Räumen, und jeder Genuß will bezahlt ſein. Der Reiche hat alles, denn er kann alles bezahlen, der Arme gar nichts, denn nichts iſt umſonſt; und will er einmal für ſein geringes Geld die Freuden der Reichen mitgenießen, ſo findet er Schauſpielhäuſer, welche ganz anders eingerichtet ſind als die griechiſchen Amphitheater, die ein demokratiſcher Geiſt erbaute. Denn während der vornehme Ueberdruß, der überſättigte Reichthum ſich auf den erſten und bequemſten Sitz bläht; während eine glänzende Beleuchtung der weiblichen Koketterie und Putzſucht zu Hülfe kömmt, und der Bublerei ſogar ein Bazar

angewieſen iſt, muß der Arme hoch und fern vom Schauplatz auf einem dunklen Sitz fürlieb nehmen, von woaus er die Herrlichkeit, die er zu ſchauen gekommen iſt, nur unvollſtändig, und aus aller Perſpective gerückt, erblicken kann.

Soll ich auch noch von den Gauklern und Pfuſchern reden, welche auf Jahrmärkten, an entlegenen Grenzorten, und in den Kellern der Vorſtädte ihr Weſen treiben; welche dem rohesten Zuſchauer noch Erbarmen einflößen, und ſelbſt dem Aermſten noch den letzten Heller herauslocken, der ihm übrig iſt für denjenigen, der noch Aermer und Unglücklicher iſt als er ſelbſt? —

Nein, nein! Der Zeitgeiſt iſt kein Demokrat. Ein Kaufmann, tarirt er die Talente nach ihrem Werthe, ſortirt den Genuß nach ſeinen verſchiedenen Graden, und ſtaffirt das glänzende Kunſtelend der Salons noch einmal armſelig und bettelhaft für das Volk auf. Hat er ſeine Modewaaren an den Mann gebracht, und ſeinen Preis herausbekommen, ſo macht er den Ausſchuß, die Reſte, den Abfall noch einmal zur Waare, die er a tout prix verkauft, und der Kehricht aus den Salons, der Abhub der Tafel, aus welchem die Lakaien ſich auch ſchon das ihrige herausgeſucht, iſt noch gut genug für das Volk.

Nur eine Kunſt indeſſen iſt werthvoll und wohlfeil zugleich, für den Armen eben ſo zugänglich wie für den Reichen. Nur eine Kunſt iſt für den Kenner und den Layen, für den Fürſten und den Bauern. Wie die Natur iſt ſie ſchön und heiter für Alle; wie die Sonne ſcheint ſie für Alle, und ſie iſt die Sonne, ſie iſt Phöbus Apollo. Es iſt die Kunſt des Dichters.

Das Buch koſtet eben ſo viel im Palaſte des Reichen, wie in der Hütte des Bettlers; das Buch iſt für Alle. Das Buch gehört nicht nur dem Beſitzer; er hat es auch für Frau und Kinder, für ſeine Nachbaren, ſein Hausgeſinde, ſeine Freunde und Gäſte. Ein jeder kann Genuß und Belehrung daraus ſchöpfen, und der Beſitzer wird nicht ärmer.

Aber ein Buch für das Volk ſoll auch keinen vorübergehenden Genuß gewähren. Es ſoll nicht wie der Blitz, ſondern wie der Magnet wirken. Der genußſüchtige, überſättigte Reiche lieſt um zu vergeſſen, und das geleſene Buch iſt ihm eine ausgerauchte Cigarre, ein ausgetrunkenes Glas Wein, der Arme will Nachhaltiges, Dauerndes. Er kann ſeine Genüſſe nicht oft wiederholen, noch weniger wechſeln. Er will bedeutendes und dauerndes, und wie wohlfeil auch jetzt Druck und Papier iſt,

Etwas koſtet es immer, und Etwas iſt ſchon Viel dem Armen.

Die Literaten aber ſagen: kann das Volk heute ſchon an Freuden und Zerſtreuungen denken? Giebt es nicht etwas viel Wichtigeres und Ernſteres zu thun?

Aber der Menſch beſteht aus Geiſt und Körper. Es giebt einen geiſtigen und einen körperlichen Hunger. Der geiſtige Hunger heißt Langeweile, und wirkt er auch minder tödtlich als der Hunger, welcher aus dem Magen kömmt; ſo wirkt er doch eben ſo niederſchlagend und erſchlaffend. Daher verlangt das Volk panem et circenses. Brod für den Einzelnen und gemeinſames Vergnügen. Gewährt dem Volke Vergnügen, und es iſt Euer, wie der Arbeiter ſeinem Brodherrn gehört. Weiht ihm Euren Witz, Eure gute Laune, Eure Heiterkeit, und von dem Uebermuth Eures Genies und Talentes flößt ihm ein, damit es ſich über ſeine Lage erhebe und Muth gewinne etwas zu wagen. Ihr habt lange genug den Fürſten und Großen geſchmeichelt; ſchmeichelt einmal Eurem Volke. Es iſt das deutſche Volk, zeigt ihm ſeine Kraft, ſeine Größe, ſeinen Glanz, ſeinen Adel und ſeine ſo oft und tragiſch mißbrauchte Treue und Redlichkeit. Verſpottet und geißelt ſeine Feinde, und macht ſie lächer-

lich, rückſichtslos lächerlich, wie Shakespear die Erbfeinde ſeines Volkes, die Franzoſen, lächerlich machte, daß er nicht einmal die Erſcheinung der Jungfrau von Orleans ſchonte, obſchon er ſonſt ſtets voll künſtleriſcher Pietät war. Aber nichts vom deutſchen Michel, keine ſentimentalen Dorfgeſchichten, keine Polizei-Novellen, keine Geheimniſſe von Paris, Proſtitution, übertriebene Schilderungen von Laſtern, Verbrechen und Schmutz. Der gebildete Mißmuth, die vornehme Unzufriedenheit, das Pikante der Sittenloſigkeit, die Uebertreibung des Laſters gehört in die Salons; das Volk wird dadurch irre geleitet und verliert die Achtung vor ſich ſelbſt.

Aber wo iſt Euer Witz? wo Eure Heiterkeit: die derbe Heldenkraft des Geiſtes? Wo Euer Spott? Dieſe gefährliche Waffe, vor der Fürſten und Päpſte zittern, und vor der Gott ſelbſt nicht ſicher wäre, hätte er ſich irgendwo Preis gegeben, hielt er ſich nicht überall hinter heilig-unwandelbaren, göttlich-unantaſtbaren Naturgeſetzen verborgen?

Ihr redet von Kampf und Streit und Waffenthaten für Freiheit, Fortſchritt, Aufklärung. Doch Eure Waffen, den Witz, den Spott, den Spaß, die Heiterkeit habt Ihr niedergelegt. Wo findet ſich noch eine Spur davon in der heutigen Literatur?

Ihr redet von Zeiten der Bewegung? Allein Ihr verzichtet auf Genie und Talent, diejenigen Mittel, wodurch Ihr wirken könnt.

Ihr wollt uns bilden. Aber die Salonbildung taugt nicht für uns, denn wir sind Volk.

Ihr wollt uns belehren? Aber wenn wir Abends spät und ermüdet von der Arbeit kommen, können wir uns nicht hinsetzen, studiren, zumal uns Vorkenntnisse, Uebung und Anschauung fehlt.

Also keine Volksbücher von Halbwissern, die ihr Talent geltend machen wollen, weil wir gar nichts wissen; keine Volksbücher von Predigern, die ihren Einfluß auf der Kanzel verloren haben und ihn durch die Presse wiedergewinnen wollen. Keine Volksbücher von Vereinen, die uns die geistige Nahrung wie das Brod vorschneiden. Nein! Volksdichter, die uns unterhalten und belustigen.

Wollt Ihr das nicht? Wohlan! meine Religion ist nicht die Eurige.

Betet Ihr den Zeitgeist an.

Ich sage: der einzige, wahre, ewige Gott, ist der Gott meiner Väter, der deutsche Volksgeist. —

Seid Ihr Blitz;

Ich werde Magnet sein! —

Schreibt Ihr Zeitungen;

Ich werde Bücher schreiben.

Bleibt Ihr anständig, vornehm und gebildet;

Ich bleibe der literarische Plebejer.

Ich verspreche freilich viel und habe fast noch nichts gethan, denn dieses Buch ist nur ein Erstlingswerk, aber die Zukunft liegt noch vor mir.

Hinter der Literatur der Gegenwart liegen aber siebzehn Jahre der Vergangenheit, und sie hat nur sich feilgeboten, aber nichts gethan.

Die Volksbewegungen, Volksvereine, so weit die Massen daran Theil nehmen, sind wie zur Zeit der Erfindung der Presse immer nur noch religiöser Art. Geistliche stehen an der Spitze und die Literaten haben sich der Richtung nur bemächtigt.

Wir haben ja außer Lesen und Schreiben in den Volksschulen nur ein wenig Katechismus gelernt, und wir haben keine Literaten.

Ist etwa die Presse für uns nicht erfunden? Lernen wir nur Lesen und Schreiben, um eingesegnet zu werden, und ämtliche Befehle und Polizeimandate zu empfangen? — Nein, wir wollen auch unsere Literaten haben.

So viel, hochgeehrter Herr, über den Verfasser.

Meine Constellation, wie Sie sehen, ist keine unglückliche.

Von Geburt ein Plebejer, iſt meine Geſinnung mir angeboren, und Niemand kann ſie verdächtig machen.

Nur durch Genie und Talent kann ich mich als Schriftſteller behaupten, und im Namen des Volkes und für das Volk will ich die Willkühr des Genies, den Uebermuth des Talentes rechtfertigen, gegen meine Mit-Literaten.

Als wir Knaben waren, die Literaten und ich, waren ſie feiner Leute Kinder, und ich ein Straßenjunge. Ihre Eltern ſagten ihnen: Gebt euch nicht mit den Straßenjungen ab, oder ihr verderbt euch eure guten Kleider.

Jetzt ſind wir herangewachſen; ſie ſind Literaten, und wir Volk, und die Literaten geben ſich jetzt mit uns ab, und wollen uns bilden, belehren und aufklären. Wenn ſie aber immer noch thun, als könnten ſie ſich bei uns etwas verderben, ſo wollen wir jetzt nicht mit ihnen ſpielen.

Wir haben nicht viel, aber wir haben doch den eigenen Hof und Heerd, wo wir unabhängig und ſelbſtändig ſind, und es giebt immer noch Menſchen, auf die wir mit Verachtung blicken, nemlich auf die Bedienten und Lakaien. Wir glauben nämlich, daß ſie ihre Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit hingege-

ben haben, um ein müssiges Wohlleben führen zu können.

Vielleicht thun wir ihnen Unrecht: Dienen muß Jeder, und am Ende haben sie auch den eigenen Hof und Heerd als Zuflucht ihrer Unabhängigkeit und Freiheit, außerhalb des Pallastes ihres Gebieters. Aber Glace-Handschuhe oder Kamaschen, Frack oder Tressenrock: Livree bleibt Livree. Und wir hassen, was sich Livree anzieht, sei es Lohndiener oder Lohnschriftsteller.

Sie werden es seltsam finden, daß ein junger Autor sein Erstlingswerk mit solch einem offenen Brief an seinen Verleger begleitet.

Aber ich will keine Geheimnisse haben; ich will mich geben, wie ich bin; ich will der literarische Plebejer sein.

Meine Devise ist: Es lebe der deutsche Geist!

Inhalt.

Erſtes Buch.

Die Verlobung.

		Seite
I.	Mariamne	3
II.	Schief-Levinche	12
III.	Ehen werden im Himmel geſchloſſen	25
IV.	Bräutigamsſorgen und Brautträume	45

Zweites Buch.

Das Marienbild.

I.	Der Knaß	53
II.	Der Zuſpruch	58
III.	Der Maler	68
IV.	Bräutigamsträume	73
V.	Der Gaſt	81
VI.	Das Attelier	86
VII.	Das Portrait	95
VIII.	Ein jüdiſches Mährchen	100
IX.	Paſtor Bitepsky	112
X.	Das Altarbild	120

Drittes Buch.

Die Folgen.

Seite

I. Der Brief 126
II. Der Rabbi und der Parnaß 151
III. Löbel Kurzweil 158
IV. Rabbinische Weisheit 163
V. Die Rabbizin 176

Viertes Buch.

Die Buße.

I. Ein treuer Diener 182
II. Der Sabbat 191
III. Der Spiegel 200
IV. Die Schlinge 216
V. Die Verfolgung 225

Fünftes Buch.

Mariamne unter Christen.

I. Der Bürgermeister 236
II. Eine Gerichtsscene 243
III. Ein guter Rath 250
IV. Besorgnisse und Sieg 253
V. Sie kömmt 260
VI. Der Exorcismus 272
VII. Die Heiligsprechung 281

Polniſche Wirthſchaft.

Ein komiſcher Roman.

Erſtes Buch.

Die Verlobung.

Univ.-Bibl
München

I.

Mariamne.

In einer anſehnlichen polniſchen Handelsſtadt lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Rabbi, wie alle Rabbinen leben; das heißt: er aß nur ſolche Speiſen, deren Reinheit der Talmud außer Zweifel ſtellt, ſagte doppelt ſo viel Gebete her, als ein Jude, der kein Schriftgelehrter iſt, ſchlief bei Tage, ſtudirte bei Nacht und verließ ſein Haus nur, um in die Synagoge zu gehen, und die Synagoge, um wieder heim zu kehren; — kurz es würde nichts von ihm zu erzählen ſein, hätte er nicht eine ſchöne Tochter gehabt.

Mariamne war in der That bildſchön. Ihre Lilienhaut hob ſchimmernd weiß von ihrem glänzenden kohlſchwarzen Haar ſich ab; ihre Wangen prangten roſenfarbig, ihre niedlichen Lippen prahlten mit ihrem Corallenroth, ihre Brauen waren wie mit dem Pinſel gezogen;

ihre sammetschwarzen Augapfel schwammen in einem Meere von bläulichem Weiß und waren von langen Wimpern verschleiert, welche den jüdischen Glanz der Blicke milderten und ihnen etwas träumerisches und sehnsüchtiges gaben. Und zog der Farbenglanz, die Jugendblüthe dieses jungfräulichen Prachtgebildes, schon alle Augen auf sich, so mußte man bei näherer Betrachtung die Feinheit und Zartheit ihrer Züge, die Regelmäßigkeit und Vollendung ihrer Formen und die Frische und Geschmeidigkeit ihrer Gestalt bewundern und sich darüber freuen. Marianne aber wußte recht gut, wie schön sie sei, und dieß so wohl, wie, daß sie eine Rabinertochter war, machte sie stolz und glückselig. Schenkte man ihr nun eine längere Aufmerksamkeit und Theilnahme, so fing sie leise an zu lächeln, in ihren zarten Wangen bildeten sich zwei völlig gleiche Grübchen, der leicht geöffnete Purpurmund entblößte den Perlenschmelz der Zähne, und man sah ihr an, wie glücklich sie sich fühlte, und wie wohlgefällig Gott und Menschen; den Menschen durch ihre Schönheit, Gott als Rabinertochter.

Gewiß wohnte dieser reizenden Hülle eine eben so holde Seele inne, nur daß ihre geistigen Fähigkeiten minder glücklich sich entwickeln könnten als ihre leiblichen Vollkommenheiten. — Das Haus ihrer Eltern war die Welt, in der Marianne lebte, und das Haus eines Rabbi's ist eine Welt, aber eine sehr kleine und jüdische. Es hat seine Sabbat- und seine Alltags-Gäste, wird nicht leer von Besuchen, und das Aus- und Eingehen, das Lärmen, Schreien und Schwatzen nimmt kein Ende.

Alle jüdiſchen Angelegenheiten kommen hier zur Sprache; Familien- und Gemeinde-Sachen, Ereigniſſe aus Nah und Fern, und der Rabbi muß Rath ertheilen, Streitigkeiten ſchlichten, Sünden vergeben und entſcheiden, was rein und was unrein iſt.

Außerdem muß er lernen, das heißt ſtudiren, doch iſt das Lernen des Rabbi kein einſames, geräuſchloſes Studium. — Wenn ein Rabbi lernt, ſo legt er ſein Geſicht in alle möglichen Falten des Tiefſinns, reibt ſich ämſig den Bart und ſchaukelt ſich mit dem Oberleibe, was er kann. Im ſingenden Tone betet er laut her, was er lieſt; was ihm bei dieſer Gelegenheit einfällt, was ein anderer jüdiſcher Gelehrter ähnliches geſagt hat, und läßt ſich dieſes und jenes Buch bringen, um die darauf bezüglichen Paralellſtellen aufzuſchlagen und ebenfalls laut abzuleſen.

Dieſes Lernen iſt nicht nur eine ſehr gottgefällige Verrichtung, es iſt auch eben ſo dienlich und erſprießlich für die Seele, einem lernenden Rabbi zuzuhören.

Der Rabbi hält ſich daher in der Regel mehrere Schüler, welche, indem ſie ſtille ihm zuhören, theilnehmen an dem himmliſchen Verdienſt des Lernens und gleichſam mitlernen, um ſpäter ebenfalls Rabinen zu werden. Uebrigens kömmt nichts darauf an, wie viel oder wie wenig ſie profitiren. Haben ſie erſt eine Rabbinerſtelle, ſo können ſie ſich eben die Bücher kaufen, welche der Rabbi hat, und beſitzen dann dieſelbe Weisheit. Als Schüler können ſie das nicht, denn hebräiſche Bücher ſind ſehr theuer und der Jude, der einigermaßen Etwas hat, verſucht ſein Glück lieber im Handel. Nur wer

Nichts hat und wem nichts gelingt, widmet sich ausschließlich der Sorge für seine Seele und sucht sich durch Beten und Lernen bei seinem Schöpfer beliebt zu machen.

Wenn nun der Rabbi lernte, saß Mariamne in der dunkelsten Ecke des Zimmers mit gekreuzten Beinen auf einem gepolsterten Fußschemel. Eine ächte Orientalin, mogte sie gern so sitzen und sinnen und träumen. Hier aber geschah es, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen; denn sie sollte nicht zuhören, wenn ihr Vater lernte. „Diese Weisheit ist nicht für Frauenzimmer. Das Frauenzimmer ist eitel und neugierig und entweiht die heiligen Kenntnisse, die nur für Männer sind, welche den Geist der Andacht besitzen und sich vor Gott demüthigen können.“

Etwas Wahres mag daran sein; denn mehr oder weniger verwandelte Mariamne die Weisheit ihres Vaters, die sie still und sorgfältig belauschte, in Poesie und geistigen Zierrath. Sie schwärmte für die Heiligkeit der Propheten, verliebte sich in alle Bibelhelden, welche das auserwählte Volk zu Ruhm und Sieg geführt, verwechselte sich selbst mit allen Bibelheldinnen und schmückte sich im Geiste mit ihren Tugenden und Reizen. Die ganze spitzfindige Dialectik des Talmud aber verwandelte sie in die zierlichsten Sinn- und Sittensprüche, die wie Honigseim von ihren niedlichen Lippen flossen und ein Herz voll Güte, eine milde liebreiche Seele offenbarten.

Der Rabbi gebot ihr freilich oftmals „Schweig, du unreines Frauenzimmer. Wie darfst du so reden. Ist

diese Weisheit für dich und dein untergeordnetes Geschlecht?«

Mariamne aber fragte: »Vaterlieb. Warum hat mir Gott den Geist gegeben, der nach dieser Weisheit strebt, und mich zu einem Frauenzimmer gemacht, was nicht nach dieser Weisheit streben soll? Darf ich es dir sagen?«

Die Frage war aber doch keine leichte, und der Rabbi ward neugierig. Er strich sich den Bart und rief: »Laß hören!««

— »Gott hat mich zu einem Frauenzimmer gemacht, damit ich diejenigen warte und pflege, denen ich angehöre; das müßte ich thun, wenn ich deine Magd wäre, das muß ich thun, weil ich deine Tochter bin. Da ich dir aber nicht als Magd, sondern als Tochter angehöre, genügt es nicht, wenn ich dich pflege und warte; ich muß dich auch lieben, denn das befiehlt Gott. Wie kann ich dich aber lieben, wenn ich nicht deine Vorzüge vor andern Menschen einsehe, und wozu du eigentlich auf der Welt bist? Du bist fromm und weise; dadurch machst du dich beliebt bei Gott und Menschen — und bei deiner Tochter; denn Gott hat ihr den Geist gegeben, der nach dieser Weisheit strebt, nicht aus Vorwitz und Eitelkeit, sondern um ihren Vater verstehen und lieben zu können. — Warum hat Gott diesen Geist nicht irgend einem anderen Mädchen im ganzen Judenquartier gegeben, sondern ganz allein mir? — Weil ich die Rabbinerstochter bin, weil er mir zu kömmt. — Auch sagt der Talmud, die Weiber und Töchter der Rabbinen stehen so hoch über andere Weiber und Mäd-

chen, wie die Menschen über die Thiere *). Also muß ich als Rabbinerstochter etwas voraus haben. Dieser Geist ist mein Vorzug.

Der Rabbi lachte eine Zeitlang herzlich, dann aber sagte er: „Du sollst aber so nicht sprechen, ich verbiete es dir.“

Um weltliche Angelegenheiten kümmerte sich Mariamne gar nicht, und alles, was nicht in ihre unmittelbare Nähe kam, blieb ihr fremd und war ihr sogar peinlich. — „Draußen giebt es nichts als Noth und Hader“ pflegte sie zu sagen; „und man kann nicht allen Unglücklichen helfen, und alle Streitende versöhnen; selten hört man von Glück, viel aber von Elend und Verfolgung. Ein Mädchenherz ist weich, ihr Auge fließt leicht über. Gott aber weiß, was er thut. Ich soll ihn nicht in seinem Zorn kennen lernen, wie er die Menschen straft um ihrer Sünden halber, sondern er hat mir das friedfertige Haus meiner Eltern zur Wohnung angewiesen, wo er in seiner Heiligkeit und Weisheit verehrt sein will.“

Wirklich pflegte und wartete Mariamne ihre Eltern auf's Gewissenhafteste. Der liebreiche Einfluß, den sie übte, erstreckte sich zwar nicht weiter, als auf das elterliche Haus, hier aber offenbarte er sich auch recht traulich und heiter.

Ein so reinlich geführtes, zierlich geordnetes Hauswesen, wie man beim Rabbi Raphael Ben Ely fand,

*) Talmudisch

gehört zu den unerhörten Seltenheiten in einem polnischen Judenquartier. Wie viele Menschen auch täglich gingen und kamen, wie lebhaft und geräuschvoll es auch herging, so war und blieb doch alles nett und blank und rein, bis auf die Menschen. Diese waren und blieben roh und schmutzig und Mariamne hatte keine Gewalt über sie, denn sie war ja nur ein Frauenzimmer.

Sie war sogar ein zärtliches, furchtsames Frauenzimmer; sie scheute sich, ihre niedlichen Füßchen auf den unebenen schmutzigen Boden der Judenstraßen zu setzen, und blieb deshalb immer zu Hause. Sie wagte nicht, ihre Kräfte zu gebrauchen oder etwas Hartes oder gar Schmutziges anzufassen. Aber die Schüler des Rabbi mußten zum Dank für den Unterricht, den sie genossen, Haus- und Küchendienste leisten. Mariamne befahl und beaufsichtigte nur, und die jungen Leute waren galant; sie stritten sich darum, ihr zu dienen. Mariamne aber sorgte für ihre Diener und lohnte ihnen gut.

Im Hause eines Rabbi herrscht kein Ueberfluß. Aber fehlte es woran, so schickte Mariamne ihre Diener im ganzen Judenquartier umher und ließ ansagen, der Rabbi habe leider Gottes nichts zu Essen. Der Jude darbt sich gern das Beste von seinem Munde ab, um seinen Rabbi damit zu erfreuen, und hauptsächlich, wenn es am Freitag woran fehlte, und Mariamne ansagen ließ, der Rabbi habe nichts, wovon er Schabbes machen könne, so kam in Töpfen und Kannen, auf Schüsseln und Tellern ein solcher Ueberfluß an, daß ein Einzelner kaum im Stande war, von allem zu kosten, und Vorrath genug für die ganze Woche war.

Das Beſte hob Marianne für ihre Eltern auf, das übrige vertheilte ſie unter den Schülern. Sie ſelbſt aß äußerſt wenig. Fürchtete ſie ſich vielleicht, die Röthe ihrer Wangen zu erhöhen oder die zarte Fülle ihres Wuchſes zu vermehren? — Es war zu bewundern, wie wenig dieſes blühende Geſchöpf bedurfte, um ſich in prangender Schönheit zu erhalten, und von dieſer Mäßigkeit ging ſie nicht ab, man mogte ihr ſagen, was man wollte. Der Jude ißt gerne gut, es iſt der einzige Genuß, an dem er etwas wendet, und ladet er Jemand an Sabbat- oder Feſttagen zu Gaſte, ſo fühlt er ſich beleidigt, wenn dieſer ſein Eſſen verſchmäht. — Vergebens aber befahl der Rabbi ſeiner Tochter, wenigſtens am Schabbas mehr zu eſſen, an welchem Tage ſich der Jude eine Güte thun ſoll. Und war eine Hochzeit, eine Beſchneidung, oder hatte eine gute Freundin ſie zu ihren Eltern eingeladen, ſo redete man umſonſt auf folgende gaſtliche Weiſe ihr zu: „Dummes Thier, ſo greif doch zu! So etwas bekommſt du nicht alle Tage. Ja! bei deinem Vater zu Hauſe giebt es Backwerk, du Maße Behema (Kuh oder Rindvieh), du weißt viel, was gut ſchmeckt. Oder iſt dir vielleicht als Rabbinertochter dieſes Eſſen nicht rein (Koſcher) genug. Die Sünde auf mein Haupt, wenn dieſes Fleiſch nicht iſt von einem geſunden, makelloſen, vorſchriftmäßig geſchochtenem Thier.“

Marianne war nachgiebig und gefällig gegen jedermann. Sie ſuchte daher einen Ausweg einzuſchlagen und erbot ſich, das, was ſie nicht eſſen könne, mit nach Hauſe zu nehmen für ihre Eltern. Dieß fand man

nicht mehr als billig, und ging sie nach Hause, so gab man ihr mit, was sie irgend tragen konnte. „Die Maßa Behema“ hieß es dann; „sie selber gönnt sich kaum den schmalen Bissen, nur damit ihre Eltern was haben, sie läßt sich nöthigen an fremde Tische, nur um für ihre Eltern zu betteln.“

Ueberhaupt galt Mariamne bei ihren Glaubensgenossen für geistesschwach. Ihr fehlten diejenigen Eigenschaften, auf welche der Jude den meisten Werth legt, Schlauheit, Weltklugheit, Eigennutz. Ihrer Schönheit aber, welche geeignet war, selbst rohe Gemüther zu rühren, ließ man Gerechtigkeit widerfahren und sagte von ihr: „Sie besitzt tausendfachen Reiz, aber sie ist so dumm, daß sie nicht weiß, ob sie lebt. Hiemit bezeichnete man, daß sie stets an andere und nie an sich dachte.

Auch darin lag etwas wahres. Mariamne wurde reichlich beschenkt mit Schmuck und Putz und Kleidern, aber nichts davon behielt sie. Sie gab hin, um was man sie bat, sie beschenkte jeden Bettler. Dieß zog ihr manche derbe Züchtigung von ihrer Mutter zu, welche Mariamne aber geduldig hinnahm. Sie schützte nur mit ihren kleinen Händen das schöne Gesichtchen, damit dieses um Gottes willen keinen Schaden nehme, ihre übrigen Glieder, als ob diese dauerhafter wären, gab sie getrost jeder Mißhandlung Preis, und fast lächerlich war es mit anzusehen, wenn die kleine dürre Rabbizin aus Leibeskräften darauf losschlug, und die hohe, blühende Jungfrau weder sich sträubte, noch auf Flucht bedacht war, sondern nur ängstlich weinte und wehklagte: „Ach

Mutter lieb! höre nun auf. Ach Mutter lieb, jetzt habe ich genug."

So war dieſes merkwürdige Mädchen beſchaffen, welches unter feineren und edleren Menſchen gewiß verſtanden und richtig geleitet worden wäre, in dieſer Umgebung aber durch ihre Liebenswürdigkeit wie durch ihre ſonderbaren Eigenſchaften dem Verderben nicht entgehen konnte.

II.

Schief-Levinche.

Der Freitagabend führte ſeine beſondern Gäſte nach dem Hauſe des Rabbi. Meiſtens alte Hageſtolze, denen es nicht gelungen war oder die es verſäumt hatten, ein Weib zu nehmen. Dieſe kamen nach dem Sabbatabendmahl, wo auch die Schüler des Rabbi ſich einſtellten, welche den Talmud ſtudirten, und kaum ſich ſelbſt, geſchweige eine Frau ernähren konnten. Selten kamen Familienväter. Der verheirathete Israelit feiert den Sabbat in ſeinem Hauſe, wo er König iſt, und dem lieben Gott nachahmt, der ſechs Tage lang die Welt erſchuf und am ſiebten ruhte, da alles gut war. Aber auch zwei reiche Juden wußten nirgends beſſer als beim Rabbi ihren Sabbat im frommen Müßiggange zuzubringen. Der eine war ein bejahrter Wittwer und hieß Israel Lepin. Man nannte ihn aber auch den reichen Israel;

denn er beſaß ein ſteinernes Haus in dem Judenviertel — damals noch eine Seltenheit — und wenn man dem Gerüchte trauen durfte, war dieſes Haus vom Keller bis zum Boden angefüllt mit „Waaren“; das heißt mit alten Kleidern, Geräth, Lumpen, Eiſenwerk und anderem Kram, denn bei den Juden iſt alles Waare. Sonſt lieh der reiche Israel auch auf Pfänder, handelte mit Uhren, Perlen und Juwelen, kaufte geſchmuggeltes und geſtohlenes Gut, kurz machte alle möglichen Geſchäfte.

Reiche Leute befolgen gern die Vorſchriften der Religion, um, nachdem ſie es auf dieſer Welt gut gehabt haben, auch in jenem Leben nicht zu kurz zu kommen. Ein Rabbi iſt eine heilige Perſon; es iſt von Nutzen für die Seele, in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, und noch viel größeren Segen bringt es, wenn man ihm Geſchenke macht, damit er ſich erfreue und erquicke bei ſeinen gottgefälligen Studien.

Vielleicht kam der reiche Israel alle Freitagabend aus dieſem Grunde; denn Mariamne ſchien ihm ganz gleichgültig. Er begnügte ſich, wie man glauben mußte, mit dem Wohlbehagen in der Nähe eines Frommen. Er ſchickte dem Rabbi bald eine halbe Gans, bald den Reſt einer fetten Kalbsbruſt, bald ein großes Stück Schabbestorte, bald eine Flaſche koſcheren Wein: das iſt Wein der nicht in katholiſchen Ländern gewachſen iſt, wo ein Prieſter den Segen über die Weinberge ſpricht, und dadurch das ganze Gewächs unrein und für einen jüdiſchen Rabbi ungenießbar macht. — Der reiche Israel ſchien überzeugt, daß alle dieſe Leckerbiſſen ihm in Abrahams Schooß zu Gute kommen würden, woſelbſt

der Rabbi als Schriftgelehrter an einem goldenen Tiſche vom Fiſche Leviathan ſpeiſen, und ihm zur Vergeltung von dem Gerüchte koſten laſſen würde.

Der andere Gaſt hieß nicht Iſrael Levin, ſondern Levin Iſrael, weil er der Sohn des erſteren war, und es Gebrauch der Juden iſt, daß der älteſte Sohn die Namen ſeines Vaters in umgekehrter Folge führt, wie ein paar Handſchuhe die man alle Tage umkehrt, daß der rechte links und der linke rechts getragen wird. Uebermorgen werden ſie wieder getragen wie geſtern und der Großvater heißt wie der Enkel. Auch Levin Iſrael hatte einen Beinamen. Juden und Chriſten nannten ihn Schief-Levinche. — Wirklich war er entſetzlich verwachſen. Sein Rücken war hochgewölbt und ſeine Bruſt hatte die Form eines Schiffsſchnabels; der große Kopf mit dem länglich bleichen beweglichen Angeſicht, ſtack tief in den ſpitzen Schultern; mit den langen dürren Armen konnte er, ohne ſich zu bücken, den Boden faſt berühren, und ſein rechter Fuß war um ein bedeutendes länger als ſein linker. — Trotz dieſer Mißgeſtalt hatte er nichts Abſtoßendes. Aus ſeinen lebhaften Augen blitzte Liſt und Schlaubeit; ſein faltenreiches bewegliches Geſicht begleitete, was er ſprach, mit ausdrucksvollen Mienen; ſeine langen Arme, ſeine mageren Finger geſtikulirten dann lebhaft mit, und nie blieb er auf einem Flecke ſtehen, ſondern ſtellte ſich bald auf den längeren rechten, bald auf den kürzeren linken Fuß; und war in dieſem Augenblicke groß, in jenem klein.

Als Handelsmann war er unermüdlich und plagte ſich vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Von

seinen Kunden ließ er sich alles bieten, wenn sie ihm nur etwas abkauften, und selbst Mißhandlungen ertrug er mit Gelassenheit, wenn er nur Geschäfte machte. Auch seine Mißgestalt wußte er zu benutzen. Er sah es gern, wenn man sich über ihn aufhielt, und gab alle mögliche Gelegenheit dazu, wohl wissend, daß sich mit einem lachenden Kundmann besser handeln läßt, als mit einem mürrischen. Wirklich auch machte er so glückliche Geschäfte, daß seine Glaubensgenossen ihn deshalb bewunderten und beneideten. Gern hörte er sich Schief-Levinche nennen, es war die Firma, unter welche er so glänzend hausirte, und er war stolz auf seine Mißgestalt, die ihm zu so reichlichem Gewinn verhalf. Zu seinen Glaubensgenossen sprach er oftmals: „Dieser Buckel ist mein Glück, und weil ich habe einen langen und einen kurzen Fuß, — stehe ich mich gut.“ — Allein die Christen haßte er, obgleich sie ihm Vertrauen schenkten und reichlich zu verdienen gaben.

„Ich rupfe sie wie die Gänse! Ich scheere sie wie die Schaafe! Ich schächte sie wie das Vieh!“ prahlte er gegen seine Glaubensgenossen „und doch sprachen sie: Es giebt nur einen ehrlichen Juden und das ist Schief-Levinche! Warum halten die unbarmherzigen Esauskinder so große Stücke auf den mißgeschaffenen Sohn Jakobs? — Diese Bösewichter gönnen nicht den Juden seine geraden Glieder. Warum ist der Jude anmaßend? weil er einhergeht mit geraden Gliedern. Warum ist der Jude frech? — Weil er nicht vor Demuth krumm und lahm ist, wie Schief-Levinche. Solch einen Juden wie ich bin lassen sie sich gefallen. Ich bin in ihren Augen

der Jude, wie er ſein ſoll, und wenn es nach ihnen ginge, müßte das ganze auserleſene Volk Gottes, krumm und bucklig ſein, wie Schief-Levinche."

Der reiche Israel verdankte dieſer unermüdlichen Thätigkeit ſeines Sohnes einen großen Theil ſeines Vermögens; denn Schief-Levinche überließ bereitwillig, was er irgend gewann, ſeinem Vater. Er war nur gewinnſüchtig, nicht geizig. Er handelte aus angeborenem Trieb, der Trödel war ſeine Leidenſchaft, das Hauſiren ſeine Neigung. Seine Habſucht ward nur rege, wenn er etwas Seltenes, Auserleſenes, Koſtbares fand. Dergleichen bezahlte er gut und betrachtete es als ſein ausſchließliches Eigenthum, ohne es dem Chaos von Trödelwaaren einzuverleiben, die zum Verkauf auslagen und das ganze Haus anfüllten.

So hatte er ſich im Laufe der Zeit eine ganze Wirthſchaft zuſammen getrödelt, lauter Seltenes und Ungewöhnliches. Aber nicht zwei Stühle waren von einerlei Form, nicht zwei Teppiche von einerlei Zeug und Farbe. Eben ſo wenig paßten die Teller, Gläſer und Taſſen zu einander, und auf den ſchweren ſilbernen Leuchtern, Eß- und Theelöffeln, erblickte man noch die Namen der verſchiedenen ehemaligen Beſitzer. Er hatte ganze Schränke voll koſtbarer Pelze, Röcke, Weſten und Beinkleider, die ihm alle viel zu groß waren und die er nicht ändern ließ, um nichts von ihrem Werthe einzubüßen. Das Prachtſtück in dieſer wunderlichen Wirthſchaft, die koſtbarſte Habſeligkeit des kleinen Hauſirers, war aber ein großes mahagoni Himmelbett mit vergoldeten Leiſten, Roſetten und Löwenklauen. Die

Vorhänge waren von geblümtem Dammaſt, die Kiſſen von himmelblauer Seide und die Bezüge von feinem holländiſchen Leinen mit Spitzenborten. — Schief-Levinche behauptete zwar, daß er Nacht für Nacht in dieſem Bette ſchliefe. Doch verſenkte er ſeinen kleinen Leib nie in dieſen Ocean von Flaum und Seide, auch bedurften die ſchönen Spitzenbezüge, die feinen Bettlaken nie der Waſche, wie vergilbt ſie auch waren. Unten, in der geräumigen Bettſtelle war eine Schiebladе, welche ausgezogen auf zwei Stützen fiel, und geräumig genug war, den kleinen Hauſirer zu beherbergen. Einige ſchmierige Betten, aber auch ein wenig faules Stroh machten dort ſein Lager aus, auf dem er ſchon ſeit Jahr und Tag geruht hatte.

Der reiche Israel ſchüttelte zwar den Kopf zu dieſem unnützen Aufwand.

„Levinche,“ ſprach er bedenklich, „Was nützen dir alle dieſe ſchönen Sachen? Es ſteckt darin ein großes Capital und es iſt ein todtes Capital.“

Dann blitzten Schief-Levinche's Augen, er verzog ſeinen breiten Mund zum Lachen, und in den Wangen, um die Augen, bildeten ſich hundert Falten, die alle mitzulachen ſchienen. Er erhob ſich auf ſeinem längeren Bein und ſprach mit pfiffiger Miene und Geberde: „Das will ich dem Vater ſagen. Ich bin doch leider ein häßlich Kerlchen; darum habe ich alle möglichen ſchönen Sachen, nur keinen Spiegel. — Das Sprüchwort ſagt: Schöne Leute haben ſchöne Sachen. Wenn ich betrachte alle meine ſchönen Sachen und finde keinen Spiegel, ſo bilde ich mir ein, ich ſei ein ſchöner Menſch.

Im Hauſe des Rabbi ward Schief-Levinche eben ſo gern geſehen wie ſein Vater, und kam auch eben ſo wenig mit leeren Händen, nur daß ſeine Gaben nicht dem Rabbi, ſondern der ſchönen Mariamne galten.

Er liebte ſie. Er hatte einmal eine Leidenſchaft für ſchöne Sachen, und wo er etwas Seltenes oder Koſtbares fand, da ſparte er kein Geld und trachtete mit jüdiſcher Hartnäckigkeit, es in ſeinen Beſitz zu bringen.

Die herrliche Mariamne war in ſeinen Augen eine ſchöne Sache, eine Seltenheit, ohne Gleichen bei Juden und Chriſten, eine Koſtbarkeit, gegen die ſein großes mahagoni Himmelbett, bisher ſein koſtbarſtes Beſitzthum, gar nicht in Anſchlag kam. Darum mußte er ſie beſitzen um jeden Preis; an Hinderniſſe wollte er nicht glauben und an eine Unmöglichkeit nicht denken.

Und doch war dieſe Unmöglichkeit vorhanden. Der reiche Israel war gegen dieſe Verbindung und war Herr des Vermögens. Ohne die Einwilligung und das Vermögen ſeines Vaters hatte der kleine, auf ſchiefen Freiersfüßen einhergehende Hauſirer auch nicht die geringſte Hoffnung.

„Vaterlieb!“ fragte Schief-Levinche, „was haſt du gegen das Mädchen?“

„Wie heißt was ich habe gegen Sie? — Sag du mir. Was hat ſie für dich! Sie hat nichts. Ihre Eltern haben nichts, ſie bekommt nichts mit, ſie kann nichts erben. Zuſammen halten kann ſie auch nichts; ſie giebt weg was ſie hat. Wenn man ſie zu Tiſch nöthigt, ißt ſie nichts und trägt ihr Theil heim zu den Eltern. Sie wird dir alles unter der Hand wegnehmen

und zu Hause gehen, es ihren Eltern zuzustecken. Und denkst du Herr im Hause zu sein, wenn sie deine Frau ist? sie predigt und entscheidet wie ein Rabbi, bald ist dieses nicht rein, bald ist jenes nicht rein, und laß dir einmal etwas zu Schulden kommen, so verklagt sie dich bei ihrem Vater und du mußt Buße thun oder Geld zahlen. — Sie ist kein Mädchen für dich und ein junger Mensch muß ein reiches Mädchen heirathen, denn er muß für sein Fortkommen sorgen. Ob ein Mädchen schön oder häßlich ist, bleibt sich gleich; für einen jungen Menschen ist ein Frauenzimmer ein Frauenzimmer. Hat er aber erst eine reiche Frau gehabt, hat er sein gutes Brod gefunden, hat er Kinder, und stirbt seine Frau, dann mag er ein schönes, aber armes Mädchen heirathen, denn warum? Er heirathet nicht mehr zu seinem Fortkommen, er heirathet nicht mehr, um Kinder zu zeugen, er heirathet zu seinem Vergnügen."

„Vaterlieb!" entgegnete Schief-Levinche voll kindlicher Ehrfurcht; denn er merkte nicht, wo der Vater hinaus wollte. „Ein reiches Mädchen wird mich nicht nehmen, da ich leider Gottes schief bin."

„Levinchelieb! Ich weiß für dich ein reiches Mädchen, die dich nehmen wird und wenn du noch schiefer wärest."

„Ein reiches Mädchen kann doch auch bekommen einen geraden Mann."

„Was thust du damit, das Mädchen hat vierzig tausend Thaler und kriegt doch keinen geraden Mann."

„Vierzig tausend Thaler. Vor einem Mädchen mit vierzig tausend Thaler lasse ich mich gar nicht sehen."

„Was thuſt du damit, vor dem Mädchen kannſt du dich ſehen laſſen.“

„Vaterlieb! ich habe doch einen Buckel hier und einen Buckel da, ich habe hier einen großen Fuß und hier einen kleinen Fuß, ich bin doch leider Gottes ſchief von vorn und ſchief von hinten, ſchief von der rechten Seite und ſchief von der linken Seite!“

„Was thuſt du damit. Das Mädchen iſt eben ſo ſchief wie du.“

„Eben ſo ſchief wie ich?“ rief jener mit Entſetzen.

„Ich will nicht ſagen, ganz eben ſo ſchief. Auf ein bischen mehr oder weniger kömmt es nicht an. Sie iſt mehr ſchief auf der rechten Seite und du mehr ſchief auf der linken.“

„Gerechter Gott! der Vater meint die Lea Aſcher.“

„Du haſt es gerathen, geſegnet ſollſt du ſein. Sie iſt die einzige Tochter von Salomon Aſcher, den ich ſchätze auf 40,000 Thaler. Wenn ich einmal ſterbe nach hundert Jahren, erbſt du doch auch meinen ganzen Reichthum. Gerechter Gott, welch ein Berg von Geld fällt da zuſammen.“

„Und welch ein Berg von Häßlichkeit;“ rief Schief-Levinche, focht mit den langen Armen durch die Luft und hinkte bald auf dem großen bald auf dem kleinen Fuß. Unſere Nachkommen werden noch ſtinken davon im achten und neunten Gliede. — Sie iſt ſo krumm wie eine 5 und ich bin krumm wie eine 3. Die Leute, wenn ſie uns ſehen, werden nicht ſagen: „da geht ein Paar,“ ſie werden ſagen: „da geht Numero 53.“ — Und wenn ich mit ihr ſpazieren gehe? Ich trete kurz mit

dem linken Fuß und ſie mit dem Rechten. Wenn ich klein bin, iſt ſie groß, und wenn ſie groß iſt, bin ich klein, wir werden auf und nieder balanciren wie die Wageſchaalen, und zuſammen klappen und auseinander fallen wie eine Papierſcheere. Sie iſt ſo häßlich, daß mir übel wird und wenn wir zu Tiſche gehen, muß ich ſagen, Lealieb! geh mir aus den Augen oder du verdirbſt mir den Appetit. Und wenn ſie in andere Umſtände kömmt, wird ſie ſagen: Levinchelieb! Nimm dich in Acht und komm mir nicht vor Augen. Ich könnte mich erſchrecken, ich könnte mich verſehen an dir und, Gott bewahre! ein Kind zur Welt bringen, was dir ähnlich ſieht. — Der Talmud ſagt: Wohlgeſtalte Kinder ſind ein Segen Gottes, und Mann und Frau, eh ſie zu Bette gehen, ſollen beten zu Gott um wohlgeſtaltete Nachkommenſchaft. Wenn wir uns ſchlafen legen wollen — ein groß Plaiſir für alle beide — und wir beten zum lieben Gott um wohlgeſtaltete Kinder; wird uns der liebe Gott doch auslachen. Er wird ſagen: Wie'n Chuzpe! Solche Menubalonim *) wollen auch ſchöne Kinder haben. — Wem ſollen die Kinder ähnlich ſehen, dem Vater oder der Mutter?"

„Levinchelieb!" wandte der reiche Israel ein, „um einen Thaler zu verdienen, läufſt du herum den ganzen

---

*) Wie'n Chuzpe, „welche Frechheit", Menubalonim, „Schreckbuder." Der liebe Gott kann das Mauſcheln nicht laſſen, denn es iſt die Loſchen Kadoſch oder heilige Sprache.

Anmerkung eines iſraelitiſchen Setzers.

Tag. Hier kannſt du gewinnen 40,000 Thaler. Und was haſt du dafür zu thun? du verdienſt ſie im Schlaf!"

„Aber ich will nicht! Ich will keine 40,000 Thaler."

„Und das Mädchen bekömmſt du nicht und ſollſt ſie nicht haben, denn ich nehme ſie."

Schief-Levinche ſtand wie aus den Wolken gefallen und ſtarrte ſprachlos ſeinen Vater an.

Der reiche Israel fuhr fort: Hör zu Levinchelieb. Ich bin jetzt in den Jahren und heirathe zu meinem Vergnügen. Ich bin reich, ich kann heirathen ein armes Mädchen. — Was willſt du mit Mariamne. Sie iſt ſchön und weiter nichts. Ich habe die Muhme, die führt mir die Wirthſchaft, ich habe eine Magd, die arbeitet in der Küche. Ich nehme mir eine Frau zum Staat, ich ziehe ſie ſchön an und ſetzte ſie vors Fenſter, daß die Vorübergehenden ihre Freude daran haben. Aber was willſt du mit dem Mädchen. Sie kann nichts arbeiten, und wenn ſie dir die Wirthſchaft führen ſoll, ſo nimm nur gleich alle Talmudſchüler des Rabbi mit ins Haus."

Schief-Levinche fing an zu weinen. „Weihgeſchrieen, der Fluch iſt gefallen auf unſer Volk. Der Jude iſt gegen den Juden. Ein jüdiſcher Vater handelt ſo gegen ſeinen einzigen Sohn. Darum habe ich gearbeitet von meinem elften Jahre an, habe mich laſſen auslachen, treten und anſpeien, daß ſich der Vater macht einen guten Schabbes von allem, was ich zuſammengetrödelt und zuſammengeſchachert habe, und daß er ſpricht: „Ich habe Geld" um weg zu heirathen vor der Naſe das Mädchen, was ich mir ausgeſucht habe. Weihge-

ſchrieen, der Vater wird ihr zeugen Kinder über Kinder und ich ſoll arbeiten für alle meine Stiefgeſchwiſter.“

„Levinchelieb. Was ſprichſt du von Kindern, die ich zeugen werde, ich habe doch gehabt meine erſte Frau und war doch jung. — Was habe ich gezeugt? — Nun? — Ein halbes Kind! — Für mehr kannſt du dich doch nicht ausgeben.“

„Das hat gelegen an meiner ſeeligen Mutter, der Vater hat bekommen mit ihr tauſend Thaler und ein halbes Kind; jetzt nimmt ſich der Vater eine Frau mit der er nicht bekömmt den halben Thaler, aber tauſend und ein Kinder. Weibgeſchrieen, wenn der Vater ſtirbt über hundert Jahre, wird die Erbſchaft gehen in tauſend und ein Theile. Und wer bin ich, wenn der Vater wieder heirathet, dann bin ich geweſen der einzige Sohn des reichen Israel, dann bin ich Schief-Levinche und bleibe Schief-Levinche, das armſelige Lümpchen, das häßliche Jüdchen, und bekomme gar keine Frau.“

Aber der reiche Israel war unerbittlich, und Schief-Levinche ſehr unglücklich.

Zwei Leidenſchaften beſeelten jetzt ſeine krumme Bruſt. Eine glückliche und eine unglückliche: der Schacher und die Liebe. Jene für die Werkeltage, dieſe für den Sabbat. In der Woche nahmen ihn ſeine Geſchäfte dermaßen in Anſpruch, daß er keine Zeit hatte, an Mariamne zu denken. Am Sabbat aber durfte er nicht an Geſchäfte denken, er ſah Mariamne und fand ſie nur noch ſchöner und begehrenswerther, ſeit ſie ihm verſagt war. Darüber ſchmeckte ihm das Sabbateſſen nicht, und der heilige Sabbatgeiſt, der Freitagabend mit

der Dämmerung kömmt und bleibt bis die Sterne am Himmel stehen *) machte auf ihn eine höchst niederschlagende und trübselige Wirkung. Zu Hause vergaß er das Lachen, in der Synagoge das Beten, und in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend schlief er nicht.

Diese schwermüthige Stimmung seines einzigen Sohnes blieb auch dem reichen Israel nicht verborgen, doch hatte er kein Mitleid mit ihm. Aber am Sonntag ging Schief-Levinche über Land und besuchte alle Judenschenken, schoß den Wirthen Geld vor, damit sie gestohlene Güter an sich kaufen konnten, und Uhren, Kostbarkeiten, Silber- und Goldsachen nahm er ihnen ab und trug sie nach Hause, wo sie verborgen wurden bis zur Leipziger Messe, der reiche Israel nahm sie mit dahin und brachte sie dort bei fremden Juvelieren und Goldschmieden unter. Seit jenem Gespräche aber brachte Schief-Levinche keine Kostbarkeiten mehr nach Hause, oder vielmehr gab sie nicht mehr ab und schien diesen einträglichen Nahrungszweig an sich ziehen und selbst die Leipziger Messe besuchen zu wollen. — Dieser Schritt schien dem reichen Israel denn doch zu ernsthaft und stimmte ihn zur Nachgiebigkeit.

„Hör zu Levinche," sprach er eines Tages. „Ich will das Mädchen doch nur zum Staat, es soll mir gleichviel sein, ob sie meine Frau oder meine Schwiegertochter

*) Daher riechen die Juden nach dem sie Licht angesteckt, an einer Gewürzbüchse um sich aufrecht zu erhalten, wenn dieser heilige Schabbesgeist entflieht.

ist. Nimm sie hin, ich wünsche dir Glück und Segen. Aber eine Bedingung habe ich dabei, drei Monate muß der Brautstand dauern."

Wer war glücklicher als Schief-Levinche. „Aber warum drei Monate der Brautstand?" fragte er.

„Du sollst sie kennen lernen. Du verträgst dich mit ihr keine drei Wochen."

Schief-Levinche erhob sich auf seinen längeren rechten Fuß, und beide lange Arme mit ausgespreizten Fingern gen Himmel streckend, rief er:

„Und wenn ich mich mit ihr nicht vertrage drei Minuten, heirathe ich sie doch."

III.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Der polnische Jude handelt um zu leben und heirathet, wie er handelt; die Ehe ist ihm ein Geschäft, ein wichtiges für's ganze Leben. Er überlegt es in allen seinen Folgen und Einzelheiten, aber die Hauptfrage bleibt: Was hat er? was hat sie?

Auch giebt es Heirathsmäkler; Leute, welche davon leben daß sie Paare vereinigen, und von dem muth-

maſſlichen Vermögen des Bräutigams, ſo wie von der Mitgift der Braut, ihre Procente erhalten. Dieſe Mäkler haben es lediglich mit den Eltern zu thun, welche für ihre Kinder abſchließen. In der Regel ſind es noch Kinder, denn die Söhne werden mit dem vierzehnten, die Töchter mit dem elften Jahre verſprochen, bisweilen noch früher. Und ſollte man es glauben; ſolche Ehen, die ohne wechſelſeitige Zuneigung, lediglich des Vortheilshalber geſchloſſen werden, fallen ſelten unglücklich aus.

Aber der polniſche Jude macht keine Anſprüche an das Leben, und hat kaum eine Ahnung von den Genüſſen und Freuden deſſelben. — Er bleibt bei den rohesten Trieben ſtehen, welche die Natur einem jeden ihrer Geſchöpfe mitgegeben: ſich ſelbſt und ſeine Art zu erhalten, und kennt außerdem nur noch die Furcht vor dem zornigen Gotte. — Er will leben, heirathen und beten, und gönnt man ihm das, in den finſteren und öden Schlupfwinkeln, wo man ihn duldet, ſo iſt er zufrieden und nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſogar luſtig.

Die Juden vermeiden am Sabbat auf's gewiſſenhafteſte was einer Beſchäftigung ähnlich ſieht. Sie reden nicht einmal von Geſchäften; nur das Eheſtiften leidet eine Ausnahme: es iſt nicht bloß ein Geſchäft, ſondern auch eine Wohlthat, und trägt außer dem irdiſchen Gewinn auch himmliſchen Lohn ein. Wer eine jüdiſche Ehe zu Stande bringt, hat, wie der Talmud lehrt, ſich in jenem Leben, des Dankes aller Sprößlinge dieſer Ehe

bis in die fernſten Generationen zu gewärtigen, in ſo fern er das ſeinige dazu beigetragen, daß ſo viele Nachkommen im auserwählten Volke, geboren und als fromme Juden erzogen wurden um nach dem Geſetze zu leben und ſich eines Sitzes in Abrahams Schooße theilhaftig zu machen.

Es iſt daher erlaubt, auch am Sabbat dieſes Geſchäft zu betreiben, denn man ehrt den Sabbat durch eine Wohlthat; und auch reiche Leute befaſſen ſich damit, indem ſie hauptſächlich arme Mädchen unter die Haube zu bringen trachten, und auf den Gewinn zu Gunſten der Armen verzichten. Die Wohlthat iſt demnach eine doppelte. Ueberhaupt richtet der Jude ſeine gottgefälligen Werke ſo ein, daß ſie zwei- und dreierlei Gutes enthalten, und ihm den möglichſt größten Nutzen in Abrahams Schooß eintragen. — Nach den Begriffen eines ſchon ſeit Jahrtauſenden handeltreibenden Volkes, iſt der ſiebte Himmel das Comptoir des lieben Gottes und die Engel ſind ſeine Buchhalter. Es wird mit überirdiſcher Genauigkeit gebucht. Jeder Sohn Israel's hat ſein Conto, wo ſeine Gutthaten ihr Credit, ſeine Sünden ihr Debet finden. Mit jedem Jahre ſchließt Gott die Rechnung und zieht die Billanz. Dieß geſchieht am großen Verſöhnungstage, dem Jom Gibbor, an welchem ſtreng gebetet und gefaſtet wird, und dem 9 Bußtage vorangehen: die erſten 9 Tage im jüdiſchen Neujahr; denn natürlich muß das alte Jahr erſt aus ſein, eh man weiß wie man ſich ſteht.

Der reiche Israel wollte, indem er für ſeinen

Sohn ward, vielerlei Gutes thun: Eine Ehe ſtiften, und zwar für ein armes Mädchen, mit einem reichen Manne; ferner für ſeinen Sohn mit der Tochter eines Rabbi, welches viel Segen und Ehre bringt, und endlich wollte er durch alle dieſe Wohlthaten den Sabbat ehren.

Es war an einem Freitagabend und die gewöhnlichen Sabbatgäſte hatten ſich verſammelt, mit Ausnahme von Schief-Levinche, welcher daheim mit Ungeduld ſeinem Glücke entgegen harrte. Der reiche Israel trat ein, wie einer der keine abſchlägige Antwort befürchtet, die für ihn nichts Beſchämendes hat, ſo wenig wie das Jawort ihm ſchmeichelhaft iſt. Er berückſichtigte kaum die Anweſenden, und benahm ſich ganz wie ein Mann, der eine Wohlthat zu üben im Begriffe ſteht, auf welcher er in jeder Hinſicht ſtolz zu ſein Urſache hat.

„Rabbi," begann er: „Mein Levinche, Gott laß ihn geſund, hat ein Auge auf Eure ſchöne Tochter, und wie es einem frommen Junggeſellen ziemt bei einem reinen Mädchen, iſt er geſonnen ſie ehelich heimzuführen. Was mich betrifft, ſo bin ich ein frommer Jude, und daß mein Levinche, Gott ſchenke ihm hundert Jahre, ſich mit einer Rabbinerstochter zu verbinden trachtet, iſt mir lieb und angenehm und wird ihm Glück und Segen bringen. Wofern Ihr nun nichts dawider habt, wollen wir aus unſeren Kindern ein Paar machen. Mein Levinche, Gott laſſe ihn geſund, iſt ein geſchickter Handelsmann. Geſchäfte, wozu andere gebrauchen ihr ganzes bischen Vernunft; macht er im Schlafe. Andere

Juden laufen nach ihren Kunden, seine Kunden laufen ihm nach. Kurz, was thue ich mit den Geschäften, welche alle andern Juden machen in der ganzen Stadt? Mein Levinche allein macht glückliche, gesegnete Geschäfte. — Leider Gottes ist er nicht schön, er ist sogar verwachsen; aber was thu ich damit? Er ist doch ein gesunder junger Mensch, der da hat Ehre und guten Namen bei Juden und Christen, und sein Brod über und über; und wenn ich über hundert Jahre sterbe, gehört ihm doch mein ganzes Krämchen. Dann ist er ein reicher Mann, Eure Tochter wird es gut bei ihm haben; so gut, daß, was sie sich bisher wünschen durfte, vielleicht ein bischen schlechter ist. Eure Tochter hat keine Mitgift, aber darauf sieht mein Levinche nicht, das hat er Gott sei Dank nicht nöthig, und ich bin doch auch noch da, ich habe doch alles; bei mir ist doch zu finden alles! Ich habe doch ein ganzes großes Haus voll schöner Sachen. Ich habe Kleider und Wäsche; Möbeln und Betten, Porzellan und Hausrath, Schmuck und Kostbarkeiten. Kommt selber, sucht Euch aus für Eure Tochter was Euch ansteht. Gerechter Gott, es ist doch für die Frau meines Sohnes, meines einzigen Sohnes, für den ich alles thue, für den ich mich aufopfere."

Diese Worte des reichen Mannes machten einen tiefen Eindruck auf die größtentheils blutarmen Zuhörer. Der Rabbi war todtenbleich geworden und hatte Thränen in seinen, von nächtlichen Studien gerötheten Augen. Die Rabbizin schluchzte laut, und in dem engen, dumpfi-

gen Zimmer, herrſchte ein wunderliches Gemurmel; denn alle ſprachen lebhaft durch einander, um ihr Erſtaunen und ihre Theilnahme auszudrücken, ohne daß einer auf den andern hörte.

Mariamne wurde gerufen und kam; das Gemurmel vermehrte ſich. Man pries ihre Schönheit, welche der Reichthum anerkannt hatte, und eine Glücksſonne heute beſchien.

Der Rabbi ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch und rief: „Stille!“ augenblicklich entſtand ein tiefes Schweigen und der Rabbi begann: „Glück und Segen dir, meine Tochter, du biſt Braut.“

Ueber das liebliche Angeſicht der Jungfrau ergoß ſich eine Purpurröthe, der aber augenblicklich eine tödtliche Bläſſe folgte. — „Glück und Segen“ wiederholten alle Anweſenden, und der Rabbi mußte noch einmal auf den Tiſch klopfen und Stille gebieten.

Ein Rabbi pflegt bei jeder feierlichen Gelegenheit etwas von ſeiner talmudiſchen Weisheit Preis zu geben. Ein ſolcher Augenblick war gekommen und die Anweſenden mußten ſchweigend und ehrfurchtsvoll auf ſeine Worte horchen, die als eine heilige Offenbarung angeſehen werden. Er ſprach:

„Wenn die Eltern zuſammen kommen um ihre Kinder zu verheirathen, ſo mögen ſie verhandeln und verabreden was ſie wollen; es vollzieht ſich immer nur der Wille Gottes, welcher aller menſchlichen Einſicht und Kenntniß, weil vorangeht. Der Talmud lehrt, daß Gott im Himmel ſelbſt die Ehen beſchließt. Im ſechsten

Monat der Schwangerschaft einer Frau sagt er: diese Frucht soll ein Knabe sein, oder diese Frucht soll ein Mädchen sein. Sagt er aber, diese Frucht soll ein Mädchen sein, so fügt er auch hinzu, wessen Gattin sie dereinst werden soll, und die Engel zeichnen diesen, wie alle anderen Beschlüsse des hochgelobten Gottes auf. Warum aber spricht Gott nicht wenn die Frucht ein Knabe sein soll: er soll dieses oder jenes Frauenzimmer zum Weibe nehmen? — Gott schafft den Mann nicht für das Weib, sondern das Weib für den Mann. Als Gott den Adam schuf, sprach er nicht: dieß soll der Mann der Eva sein; wohl aber sagte er ausdrücklich, als er die Eva schuf, daß sie die Lebensgefährtin Adams zu sein bestimmt sei. — Herr Israel und ich, wir sind uns so eben einig geworden, unsere Kinder mit einander zu vermählen. Allein es fragt sich, was ist Gottes Wille? Hat der Herr bestimmt im sechsten Monat der Schwangerschaft meiner Rabbizin: diese Frucht sei ein Mädchen und werde die Gattin Levin's, des Sohnes Israels. — Ja! so hat der Herr bestimmt. Und ich werde Euch sagen, woher ich dieses weiß. — Der Herr, gepriesen sei sein Name! hat mir nicht gegeben Habe und Gut, Schätze und Reichthümer. Er hat mir ein besseres Theil zugedacht; er hat mir gegeben eine Seele, die sich erheben kann zu Gott, und einen Geist, der seine Gebote versteht. Es ist aber ein so großes Vergnügen in Ruh und Frieden dazusitzen und zu beten und zu lernen, daß derjenige, dem es zu Theil wird, leicht vergißt, daß es noch Elend und Kummer in der

Welt giebt; und alles verachtet was nichts gemein hat mit ſeiner Weisheit und der Andacht. So ging es mir. Ich habe auch alles verachtet. Und wenn ich daſaß um zu lernen (ſtudiren), und es hätte mich jemand gefragt: Rabbi willſt du Gold, hier iſt welches; -- ſo würde ich geantwortet haben, das Gold hilft mir nicht zu einem beſſeren Verſtändniß des Rambam und des Jad Chaſaka. Allein der liebe Gott hat das Gold geſchaffen, eben ſo gut wie alles andere, und ich that unrecht zu verachten ein Werk des Schöpfers. Darum hat mir der hochgelobte Gott eine große Sorge und Bekümmerniß zugeſendet. — Ich ſtehe nicht allein in der Welt. Was ſoll aus der Rabbizin werden, wenn Gott meine Seele zu ſich ruft? Auch eine Tochter habe ich, aber weder eine Mitgift noch Ausſteuer für ſie, um ſie an den Mann zu bringen, und wenn ich dereinſt theilhaftig ſein werde der Glückſeligkeiten im Schooße Abrahams; werden die Meinigen hienieden mit Noth und Entbehrungen kämpfen müſſen. Dieſe Sorge verdarb mir meine beſte Andacht und ſtörte mich in meinen gottgefälligen Studien, und ich fragte mich oftmals: Warum hat der Herr dieſe Sorge mir aufgelegt, da ich doch lebe ganz nach ſeinen Geboten und erfülle alle ſeine Vorſchriften. Aber er that dieß, damit ich den Werth des Geldes erkennen lernen ſollte, welches ich ungebürlich verachtete, weil es für mich ſelbſt keinen Werth hat. Nachdem ich aber nun eingeſehen habe, wie wünſchenswerth das Geld iſt, nicht für mich, ſondern für die Meinigen; nimmt mir der liebe Gott dieſe Sorge

wieder, indem er einen reichen Mann zu mir ſendet, welcher ſpricht: Mein einziger Sohn verlangt Eure einzige Tochter zur Ehe. — Meine Tochter, — dachte ich — gehört zu den Weibern, die Gott für Niemanden geſchaffen hat und die Zeitlebens Jungfern bleiben; denn ſie hat weder Mitgift und Ausſteuer, alſo wie ſoll ſie einen Mann finden? — Aber der reiche Mann ſpricht: Mein Sohn verlangt keine Mitgift, und die Ausſteuer übernehme ich. — Das iſt eine unnatürliche Großmuth. Die Frau iſt dem Manne eine Mitgift ſchuldig. Man kann Nachſicht mit einem Schuldner haben, man kann großmüthig ſein und ihm die ganze Schuld erlaſſen. Allein dieß wäre auch eine ungewöhnliche Großmuth, die ſich nicht häufig wiederholt. Aber den Schuldner, der nicht bezahlt, obendrein zu beſchenken; zu ſagen, ich erlaſſe dir die Mitgift für deine Tochter, und ſchenke dir obendrein was du verlangſt, um deine Tochter auszuſteuern: das iſt eine übermenſchliche Großmuth, und der reiche Mann iſt auch keineswegs von ſelbſt darauf gekommen, ſondern Gott hat ihm dieſe Worte eingegeben; denn im ſechſten Monat der Schwangerſchaft meiner Rabbizin, als Gott beſtimmte, daß die Frucht ein Mädchen werden ſollte, ſprach er auch, ſie ſoll als Gattin angehören dem Levin, Sohn Israels. Damit nun ſein Beſchluß vollzogen werde, gab er dem reichen Israel die Worte ein, welche er zu mir ſprach:"

„Wohl geſprochen! Ein feines Wörtchen!" murmelten die Anweſenden durch einander, rieben ſich das Kinn, machten orientaliſch-tiefſinnige Geberden und zogen polniſch-critiſche Geſichter.

Der Rabbi fuhr mit wankender Stimme fort, die endlich in's Weinen und Schluchzen überging: „Heil dir meine Tochter, Glück und Segen über dich. Ich kann von nun an in Ruh und Frieden beten und lernen und mich glückselig fühlen, als wäre ich schon in Abrahams Schooß. Und werde ich dereinst in Abrahams Schooß mich befinden, wohin Sorgen und Bekümmernisse nicht hindringen dürfen, werde ich mit Freuden gedenken, daß der liebe Gott bei Lebenszeiten noch das Glück mir beschieden hat, meine Tochter versorgt zu sehen, so daß die Rabbizin dereinst gleichfalls eine sorgenlose Zuflucht zu ihrer reichen, glücklichen Tochter nehmen kann. Und wenn ich zu Gott bete und deiner gedenke Mariamne, werde ich fragen: Allmächtiger Gott! was habe ich gethan, um so großer Freude würdig zu sein? Wie kann ich mich dankbar dir erweisen? Soll ich noch inniger beten, noch eifriger lernen. Ach Gott, wenn ich das thue, bin ich dir zwar wohlgefällig, aber ich bereite mir selbst damit den größten Segen. Aber bedenke lieber Gott! du bist der große, große Gott! Und wer bin ich, ein kleiner, kleiner Mensch. Amen.“

Das Weinen wirkt bisweilen eben so ansteckend wie das Lachen oder Gähnen, und die Freudenthränen eines Greises erzeugen leicht Thränen des Mitgefühls. Der Jude aber hat nicht gelernt seine Gefühle zu beherrschen, und ist gewohnt alles zu übertreiben. Die Anwesenden weinten und schluchzten daher bei den letzten Worten des Rabbi, laut und heftig, wie die Kinder.

Nur Mariamnens schöne Augen blieben ohne Thränen. Ein bleiches Marmorbild wankte sie aus dem

Zimmer nach der Küche, wo sie sich auf den reinlichen Heerd setzte, der heute ohne Feuer war. Dort fing auch sie an zu weinen und klagte: „Vaterlieb! Mutterlieb! Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich von Euch gebt zu fremden Menschen, die mir nicht gefallen. Bin ich Euch zur Last? Esse und trinke ich Euch zu viel? Die Kleider, die ich trage, sind sie Euch zu kostbar? Ich habe sie nicht von Euch, sondern sie sind mir von frommen Juden geschenkt worden. Wer soll in Zukunft kochen für Euch? Wer für Euch nähen und reinigen das Haus und Eure Kleider? Mich gebt Ihr fort, aber Ihr werdet halten müssen eine Magd und kennen lernen den Unterschied.“

Die Rabbizin trat in die Küche und fragte unwirsch. „Was sitzest du hier? Was machst du hier? Was weinst du? Geh hinauf und schmücke dich, dein Bräutigam wird gleich kommen.“

„Mutterlieb! ich habe ja ein seidenes Kleid an, denn es ist Schabbes.“

„Du sollst aber anziehen dein gelbes Kleid und anlegen allen Schmuck, den ich habe von meiner Mutter selig, das heißt ich leihe ihn dir für heute. Ich werde mich wohl in Acht nehmen dir etwas zu schenken, denn du hast den breiten Himmel angebetet, du hast jetzt alles. Die ganze Welt ist dein!“

Mariamne gehorchte mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Gott wollte es, ihre Eltern hatten es befohlen, und jeder Widerspruch wäre sündlich gewesen. Sie war gedankenlos und betäubt. — Ein schönes Mäd-

chen aber findet bald ſich wieder, wenn ſie vor dem Spiegel ſteht und das gelbe violett und braunkarrirte Taffetkleid ſtand Mariamne zum Entzücken; es hob auf merkwürdige Weiſe ihr prachtvolles Colorit und das bunte ſchillernde Farbenſpiel gewann durch das reiche pechſchwarze Haar und die ſchmachtenden, nächtlich dunkeln Augen, Haltung und Ruhe.

Sie hatte kaum ihre Toilette vollendet, als auch der ungeduldige Bräutigam voll Sehnſucht an die Thür pochte. Die Rabbizin verließ ſogleich das Gemach, denn die Sitte will, daß das Brautpaar ohne Zeugen ſich erklärt.

Schief Levinche war wie immer ſehr armſelig gekleidet, und blieb eine Weile furchtſam an der Schwelle ſtehen, als wage er nicht dem hehren Jungfrauenbilde zu nahen; bald aber überzog ſich ſein bleiches, ſchmales Angeſicht wieder mit hundert lächelnden Falten, und ſeelenvergnügt und entzückt hinkte er näher, ergriff ihre weiche, wohlgeformte Hand, ſteckte einen Ring an ihren Finger, erhob ſich auf ſeinem längeren Bein und ſprach die üblichen Worte: „Von jetzt an biſt du meine Braut, und ich verſpreche dir, dich zur Frau zu nehmen, wozu ich die Bewilligung deines und meines Vaters erlangt habe.“

Mariamne hatte hierauf zu erwiedern: „Es iſt Gottes Wille, unſere Väter haben es beſchloſſen und ich gehorche mit Freuden!“ Aber das Verhängnißvolle, was in dieſen Worten lag, ergriff ſie dermaßen, daß in ihren langen ſchwarzen Wimpern zwei große, klare

Thränen ſich zeigten, die langſam ihren zierlichen Wangen herabrollten.

Die Thränen einer Braut ſind vieldeutig, aber Schief-Levinche verſtand ſie dennoch: „Was weinſt du?“ fragte er. „Was betrübſt du dich. Du kennſt mich ſchon ſeit lange, du haſt gewußt, daß ich der verwachſenſte, verkrüppelteſte Erdenſohn auf Gottes Welt bin. Aber du haſt genommen meinen Ring; du haſt gegeben dein Jawort; deine Reue kömmt zu ſpät.“

Mariamne erwiederte mit edler Aufrichtigkeit: „Mein Bräutigamlieb! Ich kenne dich lange. Es kommen viele Leute zu dem Rabbi, meinem Vater, alte und junge; ſie ſind alle ſchöner als du, allein ich bereue nicht deinen Ring genommen und dir mein Jawort gegeben zu haben; denn du biſt thätiger, geſchickter, klüger als ſie, und ich glaube auch dein Herz iſt gut.“

„Gotteswunder!“ rief Schief-Levinche, „Mariamne, du ſprichſt zuckerſüß.“

„Du fragſt aber, waram ich weine,“ fuhr ſie fort. „Ein jedes Mädchen weint, die ſich finden ſoll in eine neue Lage, und du ſagſt: du ſeieſt verkrüppelt und verwachſen! das iſt doch ein Unglück für dich? — Was dein Unglück iſt, muß voa nun an auch mein Unglück ſein. Du biſt es ſchon zu tragen gewohnt; mir aber iſt es neu, und ich weine, weil du ſo leichtſinnig darüber ſcherzeſt und ſpotteſt.“

„Wie heißt leichtſinnig?“

„Ja! du rühmſt dich deiner Gebrechen und ſcheinſt dich ihrer zu freuen. Wer nicht daran denkt, den er-

innerst du daran; wer sie übersieht, den machst du aufmerksam darauf, du ruhst nicht eher als bis all und jeder über dich lacht und spottet. Aber ich bin eine Rabbinerstochter, ich habe Ehrgefühle, und es thut mir in der Seele weh, wenn ich hören soll über meinen Bräutigam lieb oder Mannlieb, lachen und spotten."

„Gotteswunder!" rief Schief-Levinche, „Mariamne-lieb! wie kann man sein so schön wie du, und zugleich sprechen so schön."

„Und wie armselig gehst du gekleidet, du hast doch Mittel genug, etwas an deinen Leib zu wenden. Aber dein Rock ist gekehrt und befleckt, geflickt und zerrissen, und in einem solchen Anzuge wirbst du um deine Braut."

„Das verstehst du nicht, du reizendes Angesicht. Mein Geschäft leidet nicht, daß ich mir etwas Gutes anziehe, denn weil ich mache auch kleine Geschäfte, darf ich nicht verrathen, daß bei kleinen Geschäften auch viel verdient wird, und wenn ich den Christen schwöre: bei meinem Glück und Gesund, und bei meinem und meines Vaters Leben, daß ich Schaden mache; so glauben sie mir nicht, wenn ich nicht dabei angezogen gehe wie ein Lump Du sagst, meine Kleider sind geflickt und zerrissen; gekehrt und befleckt: — Ja! — Ich trage meine Kleider so lange sie halten! Kann ich sie verkaufen? Nimmt sie mir jemand ab? — Wem passen sie? Wer hat meine Statur? — Ich trage sie bis ich sie werfen muß zu den Lumpen für die Papiermühlen."

„Demüthige dich vor den Christen," sprach sie:

„denn unſerer Sünden halber hat Gott uns in ihre Hände gegeben und wir ſind in der Verbannung, aber vor Juden bedenke wer du biſt: der einzige Sohn des reichen Israel, des reichſten Mannes in der Gemeinde. In der Woche, wenn du auf den Handel gehſt, kleide dich wie du willſt; thu was du willſt; benimm dich wie du willſt. Aber am Schabbes biſt du zu Hauſe, unter Juden und bei mir, und du wirſt doch Rückſicht nehmen auf deine junge Frau.“

„Mariamnelieb! Ich will mir machen laſſen eine funkelhagelnagelneues Schabbeskleid. Schade für das Zeug, was ich werde verſchneiden laſſen auf meinen Leib; aber ich werde nehmen vom allerfeinſten. In der Woche werde ich ſein der Lump, der ich alle Zeit war, aber am Schabbes werde ich ſein ein würdevoller Menſch, oder Gott ſoll mich unrein machen, wie Schweinefleiſch. Aber was haſt du davon? Was ſoll dir das? Was bringt es dir ein? Was nutzt das dir?“

„Ich will ſtolz ſein auf meinen Mann, und meine Eltern ſollen ſtolz ſein auf ihren Eidam, und jeder Jude ſoll ihm mit Achtung begegnen, und wenn du fortfährſt über dich zu ſpotten, und wenn du dich nicht kleideſt, wie deine Mittel es dir erlauben, ſo bin ich nicht glücklich und du wirſt alle Tage meine Thränen ſehen.“

„Gotteswunder Mariamnelieb! du willſt ſtolz ſein auf mich? Nun ſpringe ich vor Freude bis an die Decke. Aber du ſprichſt doch nur von mir; verlange was für dich. Ich habe Sammet und Seide, Atlas, Taffet

und Brocate. Ich will dir was schenken, weil ich habe ein so gar großes Wohlgefallen an dir."

„Ein Mädchen schmückt sich gern," antwortete Mariamne seufzend, „und läßt sich nicht zweimal dazu auffodern; allein ich habe arme Eltern, und wenn ich überflüssigen Aufwand mache, werden die Leute mit Recht sagen, statt sich kostbar zu kleiden, thäte sie besser ihre Eltern nicht darben zu lassen. Glaube nicht, daß ich dich heirathe um besser leben und mich kleiden zu können. Ich werde nie vergessen, daß ich die Tochter armer Eltern bin, und nie die Ansprüche der Frau eines reichen Mannes machen. Als deine Frau, will ich nichts Besseres sein als die Tochter meiner Eltern. Geh du auf den Handel, um mit Fleiß und Geschick zu erwerben, mit eben dem Fleiß und Geschick werde ich daheim alles gut einrichten und erhalten, dann werden wir, mit Gottes Hülfe, stets reichlich haben, daß wir auch Gutes thun können. Vor allen Dingen aber müssen wir meine Eltern bedenken. Sie haben dir freilich keine Aussteuer und Mitgift gegeben, aber sie haben dir gegeben, was sie hatten! ihre Tochter. Bedenke auch, daß, was man an einem Rabbi und an einer Rabbizin thut, doppelt vergolten wird, wenn wir also meinen Eltern Gutes thun, wird uns der Segen des Himmels gewiß nicht fehlen."

Schief-Levinche fing an laut zu weinen: „Mariamnelieb!" schluchzte er. „Nun höre auf, oder mir bricht das Herz. Ich liege schon in Ohnmacht vor Rührung. Ach, was bekomme ich für eine Frau. Ach, welch ein

Juwel! Ach, welch eine Krone! ach, welch eine Perle! Ach! welch ein Kleinod! Ach, welch ein Edelstein! Ach, welch ein Schatz! Lieber Gott, was habe ich Gutes gethan, daß du häufest so viel Glück über mich schiefen, kleinen Erdensohn.“ — —

„Das Brautpaar hatte sich verständigt und begab sich jetzt zu den übrigen Gästen. Von neuem begannen die Glückwünsche, und Schief-Levinche hörte nicht auf zu weinen und zu schluchzen, und wiederholte bei jedem Lobspruch über seine schöne Braut. „Sie ist ein Juwel! Sie ist ein Schatz! Sie ist eine Krone! Sie ist eine Perle! Sie ist ein Edelstein! Sie ist ein Kleinod!“ —

Er ging endlich mit seinem Vater, und der Rabbi gab seinen Gästen, bevor er sie entließ noch ein zweites Wörtchen zum Besten. Nachdem er auf den Tisch geklopft, um sich die, seinen frommen Reden gebührenden Stille zu verschaffen, begann er in Gegenwart seiner Tochter:

„Gott hat mir heute ein großes Glück beschcert, in meiner Mariamnelieb! Gott segne dich, du Engelsangesicht, du bist die reizendste und anmuthigste von allen Evatöchtern. — Wie kömmt es aber, daß Gott mir einen Schwiegersohn beschieden hat, welcher ist ein Gegentheil von dir, der häßlichste und verunstalteste aller Erdensöhne? — Wer dich erblickt, der lobet und preiset den Herrn über sein gelungenes Meisterwerk. — Wer ihr erblickt wird denken: Hätte Gott ihr am sechsten Tage geschaffen, so würde er am siebten nicht gesehen haben, daß alles gut und wohlgerathen sei.“

Ein lautes Gelächter erhob sich. Der Rabbi, entrüstet über diese Störung, klopfte auf den Tisch und rief:

„Stille! Wenn ein Rabbi spricht, darf man nicht lachen, und so lange ein Rabbi spricht, muß man kurz ablachen, damit man ihn nicht stört.“ Hierauf fuhr er zu Mariamne gewendet fort, die bald erröthete, bald erblaßte, und nicht wußte, sollte sie lachen oder weinen:

„Wer dich erblickt, meine Tochter, dem lacht das Herz vor Freuden, und er kann nicht umhin dich zu segnen und zu beglückwünschen. Wer ihn erblickt, der weiß nicht, soll er lachen oder weinen, soll er ihn verspotten oder bemitleiden. Beides ist eine gleich große Sünde. Warum? — Schief-Levinche hat seinen Buckel von Gott, und Gott hat ihn gemacht, das linke Füßchen kleiner als das Rechte, und wer über ihn lacht, der lacht über den Schöpfer des Himmels und der Erde, weil ihm mißrathen ist ein einziger Jude.“

Neues Gelächter. Der Rabbi ward noch ungehaltener. „Stille!“ rief er. „Ihr versündigt Euch. Was kann Schief-Levinche dafür, daß er so aussieht. Gott hat ihn so geschaffen, und er kann sich nicht umändern. Der Mensch ist ein Sklave in der Hand des Herrn. Ein Herr hat das Recht, seinen Sklaven zu verstümmeln und zu verunstalten, und der Sklave darf nicht murren wider seinen Herrn. — Er darf weinen, er darf klagen: „O du allbarmherziger Gott, warum hast du das aus mir gemacht. Doch Gott ist keinem seiner Geschöpfe Rechenschaft schuldig. — Er ist der allmäch-

tige Gott, welcher thut, was ihm beliebt. Den einen schafft er prangend-schön, den andern, zum Abscheu häßlich. — Warum? — Weil er Luſt dazu hat. — Aber Gott iſt doch auch der gerechte Gott. Meine Tochterlieb, der Herr ſegne dich! Was haſt du Gutes gethan, daß Gott dich ſchuf in Liebe und Sorgfalt? Was kannſt du Gutes gethan haben, eh du geſchaffen warſt? — Kann Schief-Levinche etwas Böſes gethan haben, eh er geſchaffen war; und Gott hat ihn geſchaffen in Haß und Zorn? — Heißt das gerecht ſein? Handelt ſo der allgerechte Gott? — Ja! Er handelt ſo, denn ein König handelt nach Launen, und herrſcht nach Willkühr, und Gott iſt der König der Könige. Er giebt und nimmt, wie es ihm einfällt; dem einen giebt er alles, dem andern nimmt er alles. Aber ſeine Weisheit bringt nachdem alles wieder in Ordnung, und wo er zu viel gegeben, da nimmt er wieder; wo er zu viel genommen, da giebt er wieder. Er hat in ſeiner Laune Schief-Levinche gemacht zum Häßlichſten der Männer. Er hat ihm Unrecht gethan, und um ihn zu entſchädigen, giebt er ihm zum Weibe, die allerſchönſte der Frauen. Meine Mariamne hat er in ſeiner Laune geſchmückt mit allem, was lieblich in die Augen fällt, und weil er allzugnädig war gegen dich, mußt du dankbar ſein und vorlieb nehmen, mit dem allerhäßlichſten der Männer. So gleicht ſeine Weisheit alles wieder aus, daß niemand zu kurz kömmt. Geprieſen ſei der Name des Ewigen. Amen.“

„Wohlgeſprochen! Ein feines Wörtchen,“ murmel-

ten die Anwesenden unruhig durcheinander, und wie sie sich beim Rabbi verabschiedeten und ihm einen guten Schabbes wünschten, dankten sie ihm auch für die schönen Wörtlein, welche er diesen Abend gesagt.

Allein Mariamne war beim Schlusse dieser Rede in Thränen ausgebrochen und rief, nachdem die Gäste sich entfernt. „O mein Vater, wie unverständig und einfaltig bin ich gewesen, weil ich meinem Bräutigam mit Thränen in den Augen das Jawort gegeben, da ich doch eigentlich hätte lachen sollen vor Glückseligkeit, dankbar gegen Gott sein zu können und meine Bestimmung zu erfüllen, zu der er mich ausersehen."

„Wie glücklich will ich sein, wenn ich erst verheirathet bin," fuhr sie fort: „So oft ich mich in den Spiegel sehe und mich recht schön und herrlich finde, werde ich denken, so soll ich sein, so will es Gott. Und mein Bräutigam, ich habe ihn verpflichtet, sich neue Kleider machen zu lassen, allein ich werde es ihm wieder ausreden. Er soll schäbig und zerrissen einhergehen, und je häßlicher er ist, desto mehr werde ich ihn lieben und dankbar sein gegen Gott."

So sprach die schöne Schwärmerin, und war versöhnt mit ihrem Schicksal und fühlte sich glücklich.

Der Rabbi war heute ein zärtlicher Vater. Der reiche Israel war erster Gemeindevorsteher, eine Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne desselben machte ihn im Judenquartier allmächtig, denn er war die geistliche, der reiche Israel die weltliche Obrigkeit. — Er

ſprach daher zu ſeiner Tochter, von der er ſo große Vortheile erwartete.

„Mariamnelieb. Komm ſetze dich auf meinen Schooß, du biſt meine gute Tochter.“

Sie gehorchte.

„Du mußt aber ſtill ſitzen,“ fuhr er fort, „denn ich will ein bischen ſchlafen.“

Zu Ehren des Sabbat, legt ſich der fromme Jude ſpät zu Bett, und ſchläft lieber gelegentlich auf einem Sopha, im Armſtuhl oder wo er ſonſt bequem liegt. Geht er zu Bette, ſo würde er ſich entkleiden müſſen, allein es ſteht geſchrieben: Am Sabbat ſollſt du deine Feierkleider anlegen, er behält ſie deshalb an, ſo lange wie möglich. —

IV.

Bräutigamsſorgen und Brautträume.

Schief-Levinche ging mit ſeinem Vater nach Hauſe. Von Thränen war keine Spur mehr in ſeinen Augen; denn was bedeutet Rührung bei dem polniſchen Juden? Kaum ſind die leicht erregbaren Nerven wieder beruhigt, ſo ſind auch die Eindrücke verflogen und vergeſſen, und

für das was geweſen iſt, giebt der Jude nichts. Er fragt: Was ſoll mir das? Was habe ich davon? Was thue ich damit? Was bringt es mir ein? Was nutzt es mir?

Der reiche Israel begann: „Weiſt du nun, welch eine Parthie du machſt: das erſte Wort, was der Rabbi geſagt hat, war, wenn er ſtirbt, ſoll die Rabbizin ihre Zuflucht nehmen zu ihrer glücklichen, reichen Tochter. Das iſt die Erbſchaft, die du zu erwarten haſt.“

„Soll ich dem Vater noch mehr ſagen,“ rief Schief-Levinche. „Das erſte Wort, was meine Braut zu mir geſprochen, war, ſie hat gebettelt für ihre Eltern. Sie will keinen Putz, keinen Schmuck, keine Kleider; ſie will nur ihre Eltern bedenken.“

„Nun da haſt du's! Was habe ich dir geſagt. Aber ſie muß Schmuck haben, ſie ſoll ſchöne Kleider tragen. Warum! ſie iſt meine Schwiegertochter.“

„Was thut der Vater damit! Laß der Vater ihr den Willen. Ich werde tragen ſchöne Kleider.“

„Du? Eine Sünde für das Tuch.“

„Was thut der Vater damit! das Engelsangeſicht will ſtolz auf mich ſein. Laſſe ihr der Vater doch ihren Willen.“

„Wie heißt? ſie will ſtolz auf dich ſein.“

„Ich bin doch der einzige Sohn des reichſten Mannes in der Gemeinde, und ich bin geſchickter, thätiger und klüger, wie alle andern jungen Menſchen, die ſie kennt. Und ich habe ein gutes Herz.“

„Du haſt ein gutes Herz?“

„Laß der Vater doch dem schönen Mensch ihren Willen; sie sagt: ich habe ein gutes Herz, und hat nichts weiter auszusetzen an mir, als meine Kleider. Morgen, wie Schabbes aus ist, lasse ich mir kommen den jüdischen Schneider, um mir Maaß zu nehmen. — Warum den jüdischen Schneider? — Ein Christ hat nicht den Verstand, und hat nicht das Geschick, den Schnitt herauszubringen, den mein Wuchs verlangt. Ich lasse mir machen die schönsten neuen Kleider, die noch jemals hat getragen ein reicher Sohn Abrahams."

„Bist du Meschugge! du willst Aufwand machen und sie wird Aufwand machen. Thun und verrichten kann sie nichts, du wirst ihr halten müssen ein bis zwei Mägde. Und den Rabbi und die Rabbizin bekommst du auch auf den Hals. Bisher habe ich gehabt alle Lasten allein. Zuerst kömmt man zu mir, und ich muß das Meiste geben. Ich gebe an die Gemeinde, an die Synagoge, an die Armen und an die Begräbnißmänner. Wenn du heirathest, mußt du auch geben an die Gemeinde, an die Synagoge, an die Armen und an die Begräbnißmänner. Wenn jemand bettelt, zu wem kommt er zuerst? Zu mir. Wenn ein Gast kommt, bei wem will er essen? Bei mir. Wenn was Gutes zu thun ist, wer muß den Anfang machen? Ich. Man wird jetzt auch bei dir betteln kommen, bei dir essen gehen, du wirst Gutes auch thun müssen, Levinchelieb, du kannst es nicht ausführen."

„Ich weiß doch, woher der Vater so spricht. Ich will lassen von dem Mädchen, denn der Vater selbst hat

Abſichten auf ſie. Aber ich laſſe nicht von ihr, denn ſie hat vier Tugenden."

„Welche vier?"

„Erſtlich iſt ſie ſchön. Eine Königin, eine Prinzeſſin kann nicht ſchöner ſein; zweitens ißt ſie wenig, daß es ein Wunder iſt, wie eine erwachſene Frauensperſon leben kann von ſo wenig Eſſen. Drittens iſt ſie ſo dumm, daß ſie nicht weiß ob ſie lebt."

„Ja, ſie iſt dumm, du wirſt ſie kennen lernen."

„Sie denkt nicht an ſich, ſie denkt nur andere, ſie weiß nicht, ob ſie lebt. Sie will nichts für ſich, ſie bettelt für ihre Eltern, und viertens kann ſie predigen, — Vaterlieb! ſie hat zu mir gepredigt heute. — Dumm bin ich geblieben; ich bin noch ganz dumm davon. —"

„Mariamne, du mußt ſtill ſitzen, oder ich kann nicht ſchlafen;" ermahnte der Rabbi.

— „Vaterlieb! ich denke eben, wenn ich verheirathet bin und ich höre dich nicht lernen und reden, womit ich mir dann die Zeit vertreiben werde!"

— „So laß mich doch ſchlafen!"

— „Vaterlieb, ich habe noch ſo viele Fragen auf dem Herzen, die mir niemand beantworten kann, als du."

— „So frage geſchwind, damit ich ſchlafen kann."

— „Vaterlieb! Am Oſterfeſt läßt man doch die Hausthüre offen und ſtellt einen vollen Becher auf den

Tisch für den Prophet Elias. Woher darf aber der letzte, der aufbleibt, diesen Becher austrinken?«

— »Der Prophet Elias geht umher, um uns zu trösten in der Verbannung und uns den Messias zu verheißen. Wer den Becher austrinkt, aus Durst nach dem Wein, der versündigt sich; wer ihn aber austrinkt, um seine Hausgenossen zu trösten, als sei der Prophet selbst da gewesen, um uns zu trösten, der thut keine Sünde.«

»Wenn man aber den Wein ausgetrunken hat,« fragte Mariamne weiter, »und der Prophet kömmt später und findet einen leeren Becher?«

Der Rabbi antwortete nicht, er war eingeschlafen, und sie blieb still auf seinem Schooße sitzen, um ihn ja nicht zu wecken, bis sie endlich auch einschlief.

Da träumte ihr, es sei Ostern. Aber man war vom Tische aufgestanden und zu Bette gegangen. Die Lichter brannten noch; der Becher für den Propheten Elias stand da, und die Hausthür war offen. — Sie dachte: »Ich bin die letzte die noch wach ist, ich werde den Becher austrinken, damit morgen meine Hausgenossen denken, der Prophet Elias sei da gewesen, und sich getröstet fühlen mögen in der Verbannung.« — Aber wie sie eben ihre Hand danach ausgestreckt, öffnete sich die Zimmerthür und eine hohe Gestalt trat ein, welche sie augenblicklich für die des Propheten Elias erkannte, denn er hatte einen Silberbart und Silberlocken, und trug einen Oberpriestermantel mit Purpursaum und Granaten und goldenen Glöckchen, und vor der Brust das Schild von prachtvollen, bunten Edelsteinen. — Starr vor Verwunderung blieb sie stehen, den Becher

in der Hand. Da ſprach der Prophet: „Mariamne! Laß mir meinen Wein. Ich komme hoch vom Himmel her und bin ſehr durſtig. Wo ich aber auch eintrete, hat man mir meinen Wein ſchon ausgetrunken, um den Hausgenoſſen glauben zu machen, ich ſei dageweſen, ſie in der Verbannung zu tröſten.“

„Heiliger Prophet,“ antwortete Mariamne, „ich bin nicht lüſtern nach dem Wein; doch hier iſt ein heiliges Haus. Hier wohnt der Rabbi und die Rabbizin, die Rabbinerstochter und die Talmudſchüler. Wir fühlen um ſo tiefer die Strafe der Verbannung und ſind um ſo empfänglicher für deinen Troſt. Es freut mich, daß du ſelbſt gekommen biſt, und ich die Wahrheit ſage, wenn ich morgen behaupte, du habeſt dieſen Becher geleert. Nimm hin, was dein iſt.“

Der Prophet nahm den Becher aus ihrer Hand, leerte ihn, und gab ihn ihr zurück, mit den Worten: „Habe Dank Mariamne! Der Wein war gut; er hat mir ſehr geſchmeckt; erbitte dir dafür eine Gnade.“

„Heiliger Prophet! Mein innigſter Wunſch iſt, daß, wenn ich morgen ſage, du habeſt dieſen Becher geleert, jedermann mir glaube. Gieb mir daher ein Unterpfand, zur Beſtätigung deiner Anweſenheit.“

„Der Prophet langte in ſeinen Mantel, und indem er ſagte: „Zeige dieſes und ſprich: Es ſei dein Bräutigam,“ reichte er Mariamne ein Roſinenmännchen, welches Schief-Levinche auf einem Haar glich, und ausſah, wie er leibte und lebte. Mariamne ſeufzte: „Heiliger Prophet! was wird man von mir denken,

wenn ich ein Roſinenmännchen heirathe, ich bin ja kein Kind mehr. —«

Der Prophet langte in ſeinen Mantel, zog ein anderes Püppchen hervor und ſagte: »So zeige dieſes und ſprich: es ſei dein Bräutigam.« Es war wieder Schief-Levinche, wie er leibte und lebte, aber als Nußknacker, und Mariamne ſeufzte: »Was wird man von mir denken, wenn ich einen Nußknacker heirathe. Ich bin ja nicht genäſchig, und nach Nüſſen lüſtern.«

»Aber welch einen Mann wünſcheſt du dir? Begehre nur, du ſollſt ihn haben!«

»Heiliger Prophet!« entgegnete Mariamne: »Ich bin arm, und meine Eltern auch. Deswegen muß ich einen reichen Mann haben, der mich ernähren, und nöthigenfalls auch meine Eltern unterſtützen kann.«

Da langte der Prophet zum drittenmal in ſeinen Mantel, und reichte ihr wieder ein Püppchen: abermals Schief-Levinche, wie er leibte und lebte; aber dieſes mal als Dukatenſch ..... — — —

Aber der Erzähler dieſer wahrhaften Begebenheiten iſt ein ſo gebildeter Mann, und dermaßen vertraut mit den Sitten der großen Welt; daß es ihm plattterdings unmöglich fällt, ein Wort zu ſagen, was in guter Geſellſchaft Anſtoß erregen könnte. Darum ſchließt er hier das erſte Buch und bemerkt nur noch: daß Mariamne dießmal nicht ſeufzte; ſondern ſo herzlich lachte, daß ſie uneingedenk, auf weſſen Schooß ſie eingeſchlafen war, durch das Schütteln und Beben ihrer Glieder den Rabbi erweckte, welcher ärgerlich rief:

„Dumme Gans! Maße Beheme! Was lachſt du mich aus dem Schlaf?“ —

„Vaterlieb!“ entſchuldigte ſich Mariamne. „Es iſt mir ſelbſt nicht beſſer ergangen. Ich habe mich ſelbſt auch aus dem Schlafe gelacht. Aber die Lampe droht zu erlöſchen, und die Lichter ſind niedergebrannt. Ich will die Schabbesgoie rufen, damit wir zu Bette gehen können.“ —

Zweites Buch.

Das Marienbild.

I.

Der Knaß.

Obschon der Rabbi bewiesen hatte, daß Schief-Levinche und Mariamne für einander geschaffen, und ihre Ehe im Himmel beschlossen sei, und es eine große Sünde bleibt, den Ausspruch eines Rabbi in Zweifel zu ziehen: so mußte doch auch der Sitte Genüge geschehen, und die Verlobung durch einen herkömmlichen Act bestätigt werden. Diese Feierlichkeit fand vier und zwanzig Stunden später im Hause des Rabbiners statt, nachdem der Sabbat zu Ende war, die Sterne am Himmel standen, die Lichter brannten, und den Juden alle Arten von Geschäften wieder erlaubt sind.

Eine polnisch-jüdische Verlobung zu schildern, ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und man stößt

auf ſo viel Unbedeutendes und Verkehrtes, daß man faſt die Hoffnung verliert, dieſem Auftritt eine intereſſante Seite abzugewinnen.

Eine polniſch-jüdiſche Verlobung heißt gar nicht Verlobung, ſondern „Knaß legen.“ Knaß iſt ein hebräiſches Wort, und bedeutet: Strafe, Buße, Abſtandsgeld. Es wird nemlich eine Art Ehecontrakt aufgeſetzt, der aber kein Ehecontrakt iſt, weil er durchaus nicht bindet und keinen weiteren Sinn hat, als: „Heirathen oder bezahlen.“ Es wird in demſelben eine Summe Geldes namhaft gemacht, welche, wenn die Verlobung nicht zu Stande kommen ſollte, der ſchuldige Theil, dem beeinträchtigten zu entrichten hat. Da nun der Knaß für beide Theile dieſelbe Summe beträgt, kann der Reiche, indem er den Knaß erlegt, jeden Augenblick und ohne weitere Verantwortung zurücktreten; der Arme hingegen, welcher den Knaß nicht auftreiben kann, iſt unauflöslich gebunden. Auf dieſe Weiſe kann der reiche Jude, ſo oft er will, den Spaß ſich machen und ſich mit einem ſchönen, armen Mädchen verloben, einen ſeligen Brautſtand mit ihr durchſchwelgen, und in dem Augenblick, wo es zur Trauung geht, die Arme beſchimpfen, indem er in Gegenwart aller Hochzeitsgäſte den Knaß auf den Tiſch hinzahlt. Der Jude aber, und iſt er noch ſo reich, hat niemals Geld zu einem Spaße übrig. Auch gilt es für eine große Sünde, mit einem Mädchen ſeinen Scherz zu treiben. Sollten aber dereinſt die jüdiſchen Litteraten ſo viel Geld haben, daß ſie, ſtatt Romane zu ſchreiben, Romane ſpielen, ſo würde gewiß in keinem Falle ein ſchönes, armes Judenmädchen ſich ſehr zu

grämen haben, wenn sie mit Bewilligung ihrer Eltern, und ohne Verlust ihrer Ehre, sich einen Brautschatz erwirbt, der ihr bald einen zweiten, echten Freiersmann verschaffen kann. —

Eine polnisch-jüdische Verlobung ist ein Auftritt ohne Handlung. Alles ist vorher besprochen und abgemacht, und wird in aller Stille nur aufgeschrieben und endlich laut verlesen. Die Scene begiebt sich im Hause der Brauteltern. Anwesend sind als Hauptpersonen, der Vorsänger der Gemeinde, welcher „Chasan" heißt; und der Synagogendiener oder Küster, der sogenannte „Schamus." — Nebenpersonen sind Braut und Bräutigam, deren Eltern, Vormünder, Geschwister, und überhaupt beliebig viele Zeugen.

In der Regel ist der Chasan ein großer, robuster Mann. Denn bei Festtagen muß er von früh bis spät laut singen und beten. Bei Fasttagen sogar muß er denselben ermüdenden Altardienst verrichten, ohne sich im geringsten erfrischen, oder das mindeste zu sich nehmen zu können, was einer schwächlichen Natur unmöglich fällt. Ein Chasan muß auch ein aufgeweckter Kopf und zu Allem zu gebrauchen sein. Er muß Stimme und eine Ahnung von Musik haben; wenn auch beides nicht weiter zu sein braucht. Aber rohe Talente wissen gewöhnlich ein Bischen von allem, und leisten in dem einen Fache eben so viel oder wenig, wie in dem anderen. Daher ist der Chasan gemeiniglich auch der Notar der Gemeinde, in so fern es seines Rabbiners unwürdig ist, weltliche Dinge zu verrichten.

Im Gegensatze zu ihm ist der Schamus, in der

Regel ein erbärmliches, gottesjämmerliches Männchen, das zu gar nichts zu gebrauchen ist. Er hat eine große Familie, welche ihm die schwierigen Verrichtungen abnimmt, so daß ihm nur die kleinen und bequemen Synagogendienste übrig bleiben. Auch verdankt er sein Amt der Barmherzigkeit seiner Glaubensbrüder, welche den Vater einer so zahlreichen Familie, nicht mit derselben verhungern lassen. Nachdem der Chasan den Ehepakt niedergeschrieben, muß er denselben laut verlesen, und bei dem letzten Worte, bei dem: Amen, muß der Schamus eine alte Ober- oder Untertasse mit aller Macht zu Boden schleudern, daß sie zerbricht. — Weil er aber häufig so schwächlich ist, daß er sich nicht zutrauen kann, eine Tasse auf den ersten Wurf zu zertrümmern, muß er augenblicklich mit dem Fuße nachhelfen, und die Scherben zermalmen. Denn diese Tasse muß aufhören eine Tasse zu sein. Es ist ein Stück Hausrath, welches man opfert, um dem Schöpfer des Himmels und der Erde zu versprechen, daß das junge Ehepaar seine zukünftige Wirthschaft und alle nothwendigen Einrichtungen mit eben dem Eifer und derselben Entschlossenheit ihm darbringen wird; sobald er es befehlen sollte. Ueberhaupt begegnet der Jude bei jeder Gelegenheit, und fast zu jeder Tagesstunde, dem lieben Gott, mit der größten Höflichkeit. Aber es ist spanische Höflichkeit. Der vornehme Spanier, wenn man seine Equipage, seinen Palast, seine Gemälde schön findet, antwortet: „Es ist Ihr Eigenthum!“ Findet man seine Frau, oder Tochter schön, sagt er ebenfalls: „Betrachten Sie sie als die Ihrige,“ und verläßt sich auf die Artigkeit und Anstän-

digkeit des Fremden, der ihn nicht beim Worte nehmen wird. — So auch verläßt sich der Jude jederzeit auf die himmlische Generosität des lieben Gottes, wenn er ihm sein ganzes Krämchen zur Disposition stellt; vielleicht denkt er aber auch: „Was wage ich Großes dabei? Was soll der liebe Gott auch mit solchem Plunder anfangen.“

Wenn die Tasse am Boden zerkracht, schreien die jungen Mädchen, und wer sonst zum ersten Male dieser herrlichen Feierlichkeit beiwohnt, laut auf. Dann gratulirt man Braut, Bräutigam, Eltern, Geschwister u. s. w. und im ganzen Zimmer vernimmt man nichts, als das einzige Wort: „Maseltof,“ zu deutsch: „Gut Glück!“ — So geschah an jenem Abend im Hause des Rabbiners, und so geschieht noch heutigen Tages überall, wo Juden sich verloben. Zu bemerken ist nur, daß für Schief-Levinche, falls er wider alles Vermuthen zurücktreten sollte, der Knaß etwa ein Verlust war, wie jeder Kaufmann dann und wann ihn hat, und worauf er alle Zeit gefaßt sein muß. Für Mariamne aber, oder deren Eltern vielmehr, denn sie hatte keine Stimme, war es eine Sache der Unmöglichkeit, diesen Knaß zu entrichten. Es schien demnach, im Himmel wie auf Erden, beschlossen und ausgemacht, daß sie Schief-Levinche angehören sollte, und niemand konnte ahnen, wie ganz anders ihr Schicksal sich gestalten würde. —

II.

Der Zuſpruch.

Am nächſten Sabbat hatte Schief-Levinche neue Kleider, in welchen er eine noch weit ſeltſamere Figur ſpielte, als je zuvor. Er konnte von ſeinen Eigenthümlichkeiten einmal nicht laſſen, und wenn er auch noch ſo verſchwenderiſch ſein wollte, ſo mußte er dabei doch immer wieder knauſern und abknappen. Zu ſeinem Rokeleaur hatte er ſchweres, theures Seidenzeug genommen, aber er hatte es ſeinem Schneider ſo kärglich zugemeſſen, daß dieſes Kleidungsſtück, welches eigentlich ſehr weit und bequem getragen wird, ihm überall zu eng und zu kurz war. Die Aermel reichten ihm kaum bis an die Knöchel, und ſeine langen, dürren Arme glichen, wenn er ſie ausſtreckte, zweien, mit glänzender Seide überzogenen Beſenſtilen, die ſtatt der Reiſer, mit ſchmalen, langfingrigen Händen verſehen waren. Auch die ſeltſamen Formen ſeiner Bruſt und ſeines Rückens traten von glattgeſpannter, glänzend-ſchwarzer Seide umgeben, ſchärfer hervor, und vollendeten um ſo mehr ſein carrikaturartiges Weſen, als er ſelbſt jederzeit bemüht war, ſeine Häßlichkeit zur Schau zu tragen, und auf ſeine Mißgeſtalt aufmerkſam zu machen. Auch ſchwarz ſeidene Strümpfe, aber wie immer, von ungleichen Paaren, hatte er an, und ſeine Schuhe waren jedem Fuße beſonders angemeſſen. Aber damit auch die Ungleichheit ſeiner Füße jedermann in's Auge fiele;

waren seine Schuhe mit einem Paar alten, silbernen Schnallen geziert, von welchen die auf dem rechten Fuß zu klein, die auf dem linken Fuß natürlicherweise zu groß war. —

Nachdem er seine Schabbestoilette vollendet, verlangte ihn zum ersten Male in seinem Leben nach einem Spiegel. Es gab deren genug unter den Trödelwaaren des reichen Israel, und Schief-Levinche nahm keinen Anstand, obschon es Sabbat war, eine Niederlage aufzuschließen; zumal er kein weiteres Geschäft vorzunehmen hatte, als sich in einem Spiegel zu betrachten.

Wenn der Deutsche oder der Christ Ansprüche macht, so ist er von seinen eigenen Verdiensten und Fähigkeiten auf eine thörichte Weise eingenommen, und hält sich voll Hochmuth für besser als andere Menschen. Der polnische Jude hingegen ist niemals hochmüthig, doch immer frech. Er kennt seinen Unwerth und seine Armseligkeit, und macht dennoch Ansprüche. Er urtheilt folgendermaßen: Ich bin einmal auf der Welt, und bin auch ein Mensch; folglich bin ich eben so viel, und habe dieselben Ansprüche wie alle andern Menschen, die auch nur auf der Welt sind. Aus diesem Grunde that sich Schief-Levinche sogar auf seine Häßlichkeit und seine Gebrechen etwas zu Gute, denn sie zeichneten ihn vor allen anderen aus, und er bildete sich ein, um ein so geschickter Handels- und Geschäftsmann zu sein, wie er, dürfe man gar nicht anders aussehen. —

Beim ersten Blick in den Spiegel schlug er zwar die Hände zusammen, und rief: „Weibgeschrieen! — So auszusehen am Schabbes und auf seinem besten

Feiertage, möchte man faſt keinem Hunde wünſchen. Unter den Marktbuden darf ich mich nicht ſehen laſſen, oder die Lebkuchenkrämer machen von mir ein Roſinenmännchen. Eine Backbirne als Buckel vorn und hinten, drei Roſinen zum rechten und zwei zum linken Fuß, und Schief-Levinche iſt fertig. — Weihgeſchrieen! nun ich mir habe machen laſſen einen neuen, knappen Rock; nun ſehe ich erſt, wie ſchief und krumm ich bin. — Aber was thu ich damit," fügte er gleich wieder getröſtet hinzu. „Die Elle von dem Zeug koſtet 4 Thaler 12 Gutegroſchen, und darum wird kein Jude ſich unterſtehen heut zu mir zu ſagen: Schief-Levinche, und ich mache Ehre meiner geliebten Mariamne."

In dieſem hohen Bewußtſein beſchloß er, vor Anfang des Gottesdienſtes noch einen Beſuch bei ſeiner ſchönen Braut zu machen. —

„Schönes Menſch!" begann er zu Mariamne, indem er eintrat. „Wie gefalle ich dir heut? Sage mir aufrichtig! Bin ich ſchön angezogen, oder bin ich nicht ſchön angezogen?"

Mariamne gedachte ihres Traumes, und mußte ſo herzlich lachen, daß ſie nicht antworten konnte.

„Aber wie ſitzt mein Rock?" fragte Schief-Levinche weiter, und gab ſich mit dem linken Fuß einen Schwung, drehte ſich auf dem rechten Beine um, ſo daß er ſich von allen Seiten bewundern laſſen konnte; und ſank endlich wieder auf den kleineren, linken Fuß zurück. — „Er ſitzt wie angegoſſen! Gotteswunder! Es iſt ein Meiſterſtück, und ein jüdiſcher Schneider hat ihn gemacht. Ein chriſtlicher Schneider hat gar ſo viel Geſchick

nicht, um im Stande zu ſein, mir ein Rückentheil zuzuſchneiden, wie ich es gebrauche! — Mache ich ſo dir Ehre, ſchöne Braut.“

„Du biſt mein liebes Roſinenmännchen,“ lachte Mariamne.

„Roſinenmännchen? Roſinenmännchen? Mariamne-lieb! Noch haſt du mich doch nicht geſehen auf dem Markte, und haſt mich nicht gekauft in einer Lebkuchenbude.“

„Es iſt eine große Ehre für mich,“ erwiederte ſie gelaſſen, „daß du um meinetwillen dich neu gekleidet haſt, denn früher haſt du dergleichen nicht an dich gewendet.“ —

„Du Krone! du Perle! du Schatz! du Kleinod!“ rief Levinche, und hob ſich empor um ſie zu küſſen. Aber er war zu klein und konnte nicht anreichen, und lächelnd und erröthend verſicherte ſie: — „Nach der Synagoge.“

Es war Zeit nach der Synagoge zu gehen. Schief-Levinche mit ſeinen neuen Kleidern machte ein unglaubliches Aufſehen. Anfangs zwar lachten die Knaben, welche, wie gewöhnlich, um den Al-Memor (Altar) ſtanden, und die Mädchen oben auf der Frauenſchule kicherten. (Die Frauen nemlich ſitzen abgeſondert von den Männern, auf einem vergitterten Chor oder Galerie, wo ſie wenig geſehen werden können; ſo daß ihre Anweſenheit die Andacht nicht ſtört.) — Aber die Väter und Mütter unterdrückten augenblicklich dieſe Aufwallung kindiſcher Neſthetik, indem ſie ſprachen: „Der Mann kann das thun! Er iſt ein fleißiger, geſchickter Handelsjude, warum ſoll er nicht einen guten Rock tragen? Er

heirathet das schönste Mädchen in der Gemeinde und nimmt uns allen die Sorge für die Zukunft der Rabbiersfamilie ab. Auch zu den Gemeindekassen und Wohlthätigkeitsanstalten wird er jetzt beisteuern, warum soll er nicht auch einmal an sich denken?"

Die Synagogennachbaren machten Schief-Levinche ehrerbietig Platz, damit er zu seiner Betstelle gelangen konnte, ohne seinen neuen Rock zu scheuern, und der kleine, bereits vorhin erwähnte Schamus, trat zu ihm, mit der Aufforderung, vor der Thora zu erscheinen. —

Die Thora sind die fünf Bücher Moses, aber nicht gedruckt, sondern, an die ältesten jüdischen Zeiten erinnernd, auf eine große Pergamentrolle geschrieben, welche mit einer kostbaren, golddurchwirkten Hülle versehen, und mit silbernen Kronen, Glöckchen und Schellen verziert, in der heiligen Bundeslade aufbewahrt wird. Diese geschriebenen fünf Bücher Moses sind anders eingetheilt, als die gedruckten, und zerfallen in Abschnitte (Cedderes) und Capitel (Paches). Als ein Theil des Sabbat Gottesdienstes wird jedesmal eine Ceddere feierlich verlesen, und zu jeder Pasche wird einer der Anwesenden auf den Al-Memer (Altar) gerufen, wo die heilige Thora ausgebreitet liegt, und der Vorleser einen silbernen, mit Diamanten besetzten Griffel in der Hand, auf jedes Wort hindeutet, wie er es ausspricht. Es gilt für eine besondere Ehre, auf den Al-Memor gerufen zu werden, und sich eine Pasche auf diese Weise vorlesen zu lassen, und man ertheilt diese Ehre mit großer Umsicht, und befolgt dabei streng und pünktlich eine gewisse Etiquette oder Rangordnung. Die erste

Paſche darf nur einem Prieſter (Cohen, Nachkömmling des Stammes Aaron) vorgeleſen werden. Die Zweite nur einem Leviten. Schief-Levinche gehörte nicht zu dieſen bevorzugten Stämmen, und hatte auch auf die dritte Paſche keinen Anſpruch, indem er ſeinem Vater den Vortritt laſſen mußte. Auch die vierte durfte ihm nicht angeboten werden, weil es gegen alte Sitte iſt, daß der Sohn unmittelbar ſeinem Vater vor die Thora folgt, damit es nicht ſcheine, als würde eine einzelne Familie mit dieſer Ehre begünſtigt. Endlich erhielt er die fünfte Paſche, womit er ſehr zufrieden ſein konnte. Denn nur in ſeiner Eigenſchaft als Bräutigam durfte ihm ein Vorzug vor alten, verheiratheten und gelehrten Juden zugeſtanden werden, welche in ziemlicher Anzahl noch nach ihm aufgerufen wurden, da er als Kaufmann und Junggeſelle, bei religiöſen Handlungen weit hinter denſelben zurückſtehen mußte.

Vor Ende des Gottesdienſtes verlaſſen die Frauen die Synagoge, und es iſt nicht Sitte, daß die Männer ſie auf dem Heimwege begleiten. Denn die eben empfangenen heiligen Eindrücke ſollen nicht unterwegs ſchon verloren gehen, ſondern hübſch mit nach Hauſe genommen werden.

Schief-Levinche, der, wie ein frommer Bräutigam, bis zu Ende geblieben war, fand daher, als er die Wohnung des Rabbi betrat. Mariamne und ihre Mutter ſchon zu Hauſe. Dießmal empfing ihn Mariamne wie einen Freund und Vertrauten, reichte ihm die Hand und neigte ſich zu ihm nieder, daß er ſie küſſen konnte. Ihre Mädchenſchüchternheit war beſiegt, denn ſie war

mit ihrem Bräutigam vor Gott und der Gemeinde erſchienen.

„Levinchelieb! du haſt Ehre gehabt,“ rief ſie ihm, mit dem ihr eigenthümlichen, bildſchönen Lächeln, entgegen. „Weiſt du aber auch, warum du vor die Thora gerufen biſt, und vielen Gelehrten, alten und verheiratheten Männern vorgegangen biſt? Weil du eine Rabbinerstochter heirathest, du biſt jetzt beinahe eben ſo viel wie ein Rabbi. — Ich habe auch Ehre gehabt. Man hat mir und der Mutter viel Gutes von dir und deinem Vater geſagt. Haſt du auch viel von mir gehört?“

„Nein!“ verſetzte Schief-Levinche.

„Nein?“ fragte ſie.

„Kein Wort!“

„Sagte von mir niemand etwas Gutes?“

„Das hätte ſich jemand unterſtehen ſollen!“

„Warum? Bin ich nicht deine Braut. Muß es dir nicht lieb ſein, die Leute gut von mir reden zu hören?“

„In der Synagoge? Gott ſoll bewahren! Mariamnelieb! Sprichſt du wie eine Rabbinerstochter? Wie darf ſich jemand unterſtehen in der Synagoge deiner zu erwähnen? Kann ich wie ein frommer Jude beten, wenn ich an dein reizendes Angeſicht erinnert werde. Kann ich vor der heiligen Thora erſcheinen mit den Gedanken an ſolch ein Prachtbild.“

Mariamne war feuerroth geworden und erwiederte: „Ich habe doch viel von dir geſprochen und mir ſagen laſſen.“

„Was thu ich damit, was ihr Weiber oben in der

Frauenſchule ſchwatzt; denn es ſteht geſchrieben: ein Frauenzimmer kann thun was ſie will, ſo ſchwatzt ſie dabei, und ſelbſt wenn ſie betet, betet ſie nur mit der halben Zunge, mit der anderen Hälfte ſchwatzt ſie. Und von mir darfſt du plaudern. Ich bin ſo appetitlich nicht, daß es deine Andacht ſtört, wenn du an mich denkſt.“

Der Rabbi kehrte heim, ſah ſich verdrießlich im Zimmer um und fragte unwirſch: „Warum iſt denn noch kein Tiſch gedeckt? die Schule iſt lange aus! der Zuſpruch wird gleich kommen.“

Mariamne eilte, einen wollenen Teppich über einen kleinen, runden Tiſch in der Mitte des Zimmers auszubreiten, denn der gewöhnliche große Tiſch, um welchen die Familie und die Gäſte zu ſitzen pflegen, war für heute bei Seite geſchafft worden, und an den Wänden rings ſtanden Stühle und Bänke. Die Rabbizin trug eine große Schüſſel mit Kuchen auf. Einige Flaſchen Branntewein, ſüßen für die Frauen, ſtarken für die Männer, und einige Gläſer und Becher, waren alle Vorbereitungen zu dem ſogenannten Zuſpruch.

Schief-Levinche hatte indeſſen auf einen Stuhl an der Wand ſich niedergelaſſen, und Mariamne ſetzte ſich zu ihn. So brachte es die Sitte mit, und Schief-Levinche ahnte heut zum erſten Male, daß es noch eine größere Wonne giebt, als ein ſchönes Mädchen zu lieben; die, von ihr geliebt zu werden; wo nicht, wenigſtens die Hauptfigur in ihrem Leben zu ſein. — Da ſaß er verſunken in der Ahnung ſeeliger Gefühle, die nicht für ihn geſchaffen waren, und ſchwelgte in einem ihm unbe-

greiflichen Glücke, welches ihn nur berauſchte, ohne ihn zu erquicken. Er begnügte ſich, ihre ſchlanken Hüften zu umfaſſen, küßte ihren vollen Arm, und manchmal auch ließ ſie ſich erbitten, und reichte ihm die friſchen Lippen zu einem Kuße. Der Zuſpruch erweckte ihn endlich aus ſeinen ſüßen Träumen. Er hatte lange auf ſich warten laſſen, jetzt kam alles auf einmal. Augenblicklich war das Zimmer gefüllt, und was nicht hinein konnte, wartete draußen auf dem Flur, bis einer oder der andere ſchwitzend ſich herausdrängte, und es Platz gab.

Die Männer alle behielten ihre Pelzmützen auf, und lüfteten ſie höchſtens einmal um ſich zu kratzen. Die verheiratheten Frauen entblößen niemals ihr Haar. Es iſt eine der weiblichen Zierden, welche ſie nur für ihre Männer beſitzen. Im Zimmer erzeugte ſich eine drückende Hitze, und der, durch Branntewein geſchärfte, von Zwiebeln- und Knoblauchduft geſchwängerte Athem, verdarb die Luft vollends. In der Mitte, um den kleinen runden Tiſch, ſtanden die ärmeren Gäſte, und aßen und tranken alles, was ſie auf gute Manier erreichen konnten. Den Reichern wurden die Stühle und Bänke an der Wand eingeräumt. Sie nippten an einem Glaſe Branntwein, biſſen an einen Kuchen an; ſtanden wieder auf und drängten ſich hinaus. Ihre Plätze wurden augenblicklich von anderen Gäſten eingenommen, die nur darauf gewartet hatten; und die Rabbizin goß die halbleeren Gläſer wieder in die Flaſchen zurück, und verſchenkte die angebiſſenen Kuchen an die armen Gäſte, oder an Kinder. — Schief-Levinche nahm ſchweigend und gedankenvoll die Glückwünſche an, die man ihm

ſpendete, und Mariamne antwortete darauf mit ihrem bildſchönen Lächeln. Ueberhaupt ſchien ſie in ihrer neuen Lage, nichts weiter zu erblicken, als ein verſtändiges Kinderſpiel. — Eine volle Stunde währte der Zuſpruch; dann ward mit einem Male Haus und Zimmer eben ſo plötzlich wieder leer, wie es ſich gefüllt hatte.

Das Sabbatmahl wartete, und der Rabbi, die Rabbizin und Mariamne waren heut beim reichen Israel zu Tiſche geladen, wo ſie auf einen beſonders fetten und koſcheren Sabbatſchmaus rechnen durften; denn ein Rabbi ſpeiſt nicht leicht an fremden Tiſchen.

Sie begaben ſich auf den Weg, und überließen die Hütung des Hauſes der chriſtlichen Aufwärterin, oder Schabbesgoie, welche indeß nicht ſonderlich viel zu hüten hatte, denn außer den werthvollen hebräiſchen Büchern des Rabbi hatte die ganze Familie ihre beſten Habſeligkeiten von Kleidern und Schmuckſachen auf dem Leibe.

Der Rabbi und die Rabbizin gingen voran. Das Brautpaar folgte. Wo ſie vorüber kamen, eilte alles an die Fenſter. Die muntere, geſchmeidige Mariamne grüßte rechts und links, aber Schief-Levinche ging ſtolz und ernſt, wie ein König, vorüber, ohne ſich umzuſehen.

Mariamne war mit aller Welt befreundet und hatte ein Glück gemacht, um welches eigentlich niemand ſie beneidete. Aber die ungeheuchelte Theilnahme, die jedermann ihr erwies, rührte und erfreute ſie. Schief-Levinche hingegen verachtete die Juden, die ihm nichts zu verdienen gaben. Er führte heut ein armes, aber bildſchönes Mädchen über die Straße. Er konnte nach

seiner Phantasie leben, denn er machte die besten Geschäfte. Er konnte diejenige heirathen, die ihm am besten gefiel. Er war der Sohn des reichen Mannes, und kein anderer konnte ihm das nachmachen.

III.

Der Maler.

Etwa zwanzig Schritte weit vom Hause des reichen Israel kam ihnen ein feiner Herr entgegen, wohlgepudert und frisirt, in einem braunen Rock mit silbernen Stickereien, und ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand.

Er faßte Schief-Levinche scharf in's Auge, und begann nicht eben unfreundlich: „Ist er Schief-Levinche? Oder giebt es noch mehr solcher krummbucklicher Juden hier herum?“

Schief-Levinche empfand wie ein Nachtwandler, den man beim Namen ruft. Er hatte dieses Wort den ganzen Tag über noch nicht gehört. Mariamne blickte stolz und zornig den alten Herrn an, der jetzt erst sie gewahrte und mit Erstaunen betrachtete.

Schief-Levinche übergab Mariamne ihren Eltern, die er bat, vorauszugehen, dann sprach er zu dem alten

Herrn. „Ich bin der, den Sie ſuchen, aber heute mache ich keine Geſchäfte, denn ich habe meinen Schabbes.“

„Und wer iſt dieſer Engel?“ fragte der feine alte Mann, indem er Mariamne mit den Augen verfolgte, bis ſie im Hauſe des reichen Israel verſchwand.

„Wie heißt Engel?“ fragte Schief-Levinche, bei dem ſich etwas wie Eiferſucht zu regen begann. „Ein armes Judenmädchen! Es giebt auch ſchöne Judenmädchen! Mit Engeln geht man nicht auf der Straße ſpazieren, und wenn Eure Gnaden mich mit einem Frauenzimmer über die Straße gehen ſehen; ſo iſt es meine Frau oder meine Braut.“

— „Iſt er ſchon verheirathet?“

— „Noch nicht?“

— „Er Schelm! er iſt ein glücklicher Kerl, wenn dieſer Engel ſeine Braut iſt. Grüße er ſie von mir und ſage er ihr, ſie ſei das ſchönſte Judenmädchen auf der Welt. Dafür erkläre ich ſie, ich, der Maler Anderſen. Sie wird von mir gehört haben, oder wird in Zukunft von mir hören. Was ihn betrifft, ſo iſt er mir gerühmt worden, als ein redlicher, zuverläſſiger und dienſtfertiger Jude. Ich brauche Geld, hundert Louis'dor, auf zwei Monate, kann er mir das ſchaffen?“

— „Verzeihen Ihre Gnaden! Es iſt heut mein Schabbes, und ich darf keine Geſchäfte machen; meine Religion leidet das nicht! Aber wie die Sterne am Himmel ſtehen, Punkt neun Uhr, will ich zu Eure Gnaden in's Haus kommen, und Geld mit bringen.“

— „Komme er morgen früh um neun Uhr. Ich

wohne St. Marienplatz, im geistlichen Hause. Aber sei er pünktlich."

— „Wie heißt pünktlich! Ich seh mir doch meine Leute an? Es ist mir doch zu thun um galante Kundschaft!"

— „Ich kann mich also auf ihn verlassen?"

— „Verzeihen Ihre Gnaden! Wenn sie sich auf einen Juden in der ganzen Stadt verlassen können, so bin ich's. Erkundigen Sie sich bei wem Sie wollen, ob ein anderer Jude thun kann, was ich thu. Morgen, mit dem Glockenschlag neun, bin ich bei Ihm mit den Louisd'ors."

— „Es wird sein Schaden nicht sein," versetzte stolz der alte Herr, und wandte ihm den Rücken.

Schief-Levinche blieb einen Augenblick stehen, zog die spitzen Achseln hoch, spreizte die langen Finger aus, zog ein bedenkliches Gesicht und sprach: — „Ein Maler? Wie kömmt ein Maler dazu, hundert Louisd'or zu gebrauchen." — —

Andersen war ein Portraitmaler, der sehr glücklich traf, und die reichen bunten Trachten, welche in der damaligen Zeit noch Mode waren, fleißig und mit vieler Geschicklichkeit ausführte. Bei diesen Anlagen konnte es ihm nicht fehlen sein Glück zu machen. Sein Ruf war gegründet und sein Name verbreitet, und der Dechant, der von ihm, als von einem der ersten, jetzt lebenden Künstler reden hörte, und sich für einen Kenner hielt, ohne das Mindeste von der Kunst zu verstehen, hatte es für gut erachtet, das Altarblatt für den Hoch-

altar der seit Kurzem renovirten Marienkirche bei ihm zu bestellen.

Andersen spürte weder Neigung noch Beruf, einen solchen Auftrag anzunehmen. Er war nur Portraitmaler und alt, und hatte sich in seinem ganzen Leben nicht mit eigenem Erfinden und Componiren befaßt. — Dergleichen aber gesteht ein Maler ungern ein, und statt einen so ehrenvollen Auftrag abzuweisen, stellt er in solchen Fällen lieber seine Foderungen so hoch, daß zu vermuthen ist, man wird sich nicht darauf einlassen. Andersen begehrte 300 Louisd'or, und während der sechs Monate, die auf Vollendung des Altarblattes hingehen würden, (es war funfzehn Fuß hoch und neun bis zehn Fuß breit) freie Kost und Wohnung. Man würde sich vielleicht nicht darauf eingelassen haben, hätte er lediglich die Geldfoderung unverschämt gestellt. Allein Kost und Wohnung gewährt die katholische Geistlichkeit nur allzugern. Sie hat Häuser genug, und Ueberfluß in Küche und Keller, und will jeder Zeit mit ihrer üppigen Gastfreundschaft prahlen. Zu Andersens größtem Erstaunen wurden seine Bedingungen ohne Weiteres angenommen, und er höflichst gebeten, so bald wie möglich einzutreffen.

Bei seiner Ankunft wurde er vom Dechant auf's glänzendste empfangen, und in alle vornehme Familien eingeführt; auch Portraits wurden bei ihm bestellt, und nachdem das erste gelungen war, wollte alle Welt von ihm gemalt sein. Da er zu dem Altarbild sechs volle Monat Zeit hatte, beschäftigte er sich einstweilen nur mit portraitiren, ging seinem Vergnügen nach, und machte

ſich wenig Sorge darum, ob er ſeinen eingegangenen Verpflichtungen auf rechtſchaffene Weiſe genügen würde, oder nicht.

Da führte ihm ſein gutes Glück Mariamne entgegen: das Bild des Hochaltars ſtellt gewöhnlich eine Scene aus dem Leben desjenigen Heiligen dar, dem die Kirche geweiht iſt, und Mariamne war eine ganz eigenthümliche Madonna. Daher das Erſtaunen des Malers, als er ſie erblickte. Gewohnt, ſich auf ſeine Kunſtfertigkeit, aber nicht auf ſeine Phantaſie zu verlaſſen, hatte er mit einem Male ſein Ideal gefunden, und brauchte nur zu portraitiren.

„Es giebt Madonnen die Menge!“ dachte er. „Italieniſche, deutſche, ſpaniſche, franzöſiſche, niederländiſche; aber eine ächt jüdiſche giebt es noch nicht. Beim St. Lucas! am Ende war die heilige Jungfrau, wenn auch nicht die Tochter eines Juden, in ſo fern ſie unbefleckt empfangen wurde*), doch immer die Tochter einer Jüdin. Eben ſo gewiß iſt dieſe Judentochter eine leibhaftige Madonna, und wo die Natur ſo fein und regelmäßig gearbeitet hat, wie bei dieſem Weibe, da bleibt der Kunſt nichts übrig, als Zug für Zug abzuſchreiben. — Dieſe Jüdin wird für gutes Geld mir ſitzen — laß ſehen! Ich wage etwas daran, und portraitire ſie als heilige Jungfrau.“

---

*) Bei den Katholiken gilt die heilige Jungfrau für unbefleckt Empfangen, eben ſo wie Jeſus Chriſtus.

IV.

Bräutigamsträume.

Indeß saß Schief-Levinche höchst glücklich neben seiner Braut beim Sabbatmahl, aß und trank und freute sich über Mariamne, welche die Speisen kaum berührte. „Gerechter Gott," dachte er. Dies schöne Weib zu ernähren, kostet doch gar nichts. Ich thue eine unerhörte Parthie."

Als das Sabbatmahl verzehrt war, und der Rabbi den Segen gesprochen, der eigentlich dem reichen Israel zu kam, welcher ihn aber aus Ehrfurcht dem Rabbi übertragen hatte; stand man vom Tische auf. — Schief-Levinche küßte seiner schönen Braut höflich die Hand und sprach: „Gott segne dein Mahl, du Engelsangesicht."

Mariamne antwortete: „Schönen Dank! mein liebes Nußknackerchen!" —

„Nußknackerchen!" wiederholte Schief-Levinche in seinen Gedanken, „Sie hat Recht, das reizende Gesicht! Sie will mir zu verstehen geben, daß ich schöne Zähne habe, und einen schönen schwarzen Kinnbart. Warum muß ein Nußknacker just ein Zwerg sein, mit dickem Kopf und baumwollenem Bart? — Ich bin ein junger, ein koscherer Nußknacker."

Aber keine Freude währt ewig. Auch der Schabbes ging zu Ende, der glücklichste in Schief-Levinches Leben. Er geleitete die schöne Braut heim, ließ sich vor der Thür ihres Hauses noch einen Kuß geben, und sprach:

„Mariamnelieb! du haſt mir heute ſchon zwei ſüße Wörtchen geſagt. Dieſen Morgen haſt du geſagt: Guten Morgen mein liebes Roſinenmännchen; dieſen Mittag haſt du geſagt: Geſegnete Mahlzeit mein liebes Nußknackerchen. Jetzt ſage mir gute Nacht, mit einem eben ſo ſüßen Wörtchen.“

Worauf Mariamne ſich lächelnd zu ihm niederbeugte, und leiſe und zärtlich ihm in's Ohr flüſterte:

„Gute Nacht mein liebes Ducatenſch.....chen.“

— Es war daſſelbe Wort, welches in guter Geſellſchaft Anſtoß erregen würde, und welches der Erzähler nicht ausſprechen kann, da er ein zu gebildeter Mann, und zu ſehr an die Sitten der vornehmen Welt gewöhnt iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß Mariamne diesmal ein Diminutiv daraus gemacht hatte.

Schief-Levinche aber war ganz glücklich. „Dieſes Mädchen liebt mich,“ dachte er, „denn ſie ſchwärmt für mich und muthet mir in ihrem zärtlichen Gedanken übermenſchliche Dinge zu. Ich bin doch nur ein polniſcher Handelsjude, ich kann höchſtens goldene Dukaten beſchneiden.“ — — —

Schief-Levinche hatte ſich entkleidet, und war nicht übel Willens, in's große Himmelbett ſich ſchlafen zu legen, in die Kiſſen von Seide, mit durchbrochenen Spitzenbezügen; ſo groß, ſo außerordentlich kam er ſich heute vor. „Aber nein!“ dachte er: „Mariamne muß dieſes Bett einweihen,“ und war es nun ehrfürchtige Liebe, oder geizige Gewohnheit, oder eine Miſchung von Beidem. — Er kroch wieder in ſeine Schieblade.

Aber der Aermſte konnte nicht ſchlafen. Mariamne

ſtand vor ſeinen Augen, lächelte bildſchön, ſpitzte ihr Purpurmündchen zum Kuſſe, und neigte ſich zu ihm nieder, und er erinnerte ſich der verhängnißvollen Worte, die ſie ihm zugeflüſtert hatte, und jeder Augenblick, in welchem ſie an ſeiner Seite geſeſſen, wo er ſie umſchlungen oder berührt hatte, kehrte in ſein Gedächtniß wieder. Er wunderte ſich, daß er gar nicht müde ward an ſie zu denken. —

Er wendete ſich der Wand zu, ſchloß die Augen, und nahm ſich feſt vor, jetzt einzuſchlafen. — Da fiel ihm ein, daß Mariamne zum nächſten Lauberhüttenfeſte ſchon ſeine Frau ſein würde, und er freute ſich, mit ihr in der Lauberhütte zu ſitzen, welche voll Lichter, und mit grünen Zweigen, Papierblumen, vergoldeten Apfeln und Nüſſen, und langen Netzen und Streifen von buntem Papier verziert war, während man oben, durch das Flechtwerk, die Sterne ſehen konnte.

Dann fiel ihm wieder ein: zu Purim, (der jüdiſchen Faſtnacht) wollte er mit Mariamne ſich verkleiden. Sie ſollte die Königin Batſeba vorſtellen, und dazu ſeine Ringe und Schmuckſachen gelichen bekommen. Er ſelbſt, mit einer Harfe und einer Krone von Goldpapier, wollte den kleinen David machen, den Ueberwinder des Goliath; und im Voraus ſchon war er glücklicher, als der König David, welcher mit der Wittwe des Urias vorlieb nehmen mußte, während ſeine Mariamne noch eine Jungfer war. Vor Freude darüber hätte er tanzen mögen, wie der König David vor der Bundeslade.

Endlich gedachte er auch des Paſſahfeſtes, wo jeder jüdiſche Familienvater vorſchriftsmäßig ſich wie ein

König vorkommen soll. Denn Gott hat an diesem Tage die Juden frei gemacht, und seinem auserwählten Volke alle anderen Völker der Erde unterworfen. Im Geiste sah sich Schief-Levinche am Ostertische sitzen — seinen Sterbekittel an, denn in dieser Nacht geht der Todesengel herum. Als Königin ihm zur Seite saß Mariamne, gleichfalls in Sterbekleidern, in einem reizenden, schneeweißen Nachtgewande.

Bei dem Gedanken an dieses schneeweiße Nachtgewand ward ihm gar schwül und beklommen, in seiner Schieblade. Er streifte sich die Decke ab, allein das wollte nichts helfen. Er stand auf, tappte nach dem Feuerzeug, schlug Feuer, und zündete sein Licht an, dann setzte er sich im bloßen Hemde und barfuß, aber eine tüchtige wollene Mütze auf dem Kopfe, an den runden Tisch.

Ohne diese Mütze wäre ihm vielleicht besser geworden, und die Gedanken an das schneeweiße Nachtgewand hätten ihn vielleicht minder beunruhigt. Allein der fromme Jude darf zu keiner Zeit sein Haupt entblößen. Die reizenden Vorstellungen behielten daher die Oberhand; und in seinem Kopfe, den er allzu warm hielt, während er seinen Rumpf der Kälte aussetzte — blieb es Ostern.

Um sich die Sache noch besser zu vergegenwärtigen, rückte er einen zweiten Stuhl an den Tisch, holte ein großes, seidenes Kissen aus dem Himmelbette, und breitete es auf diesen Stuhl aus. Dieß Kissen sollte Mariamne vorstellen. Ach! es war weich und sanft anzufühlen, wie sie, und doch war es nicht Mariamne.

Darauf holte er einen Quartband mit Holzschnitten aus einem Schrank, setzte sich damit an den Tisch, schlug ihn auf auf und fing an, dem Kissen, welches Mariamne bedeutete, den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten vorzulesen; die sieben Plagen; den Tod Pharaos und seine Heerschaaren, u. s. w. — Dabei ward ihm recht wohl. Anfangs murmelte er alles ganz leise vor sich hin, doch bald erhob er seine Stimme lauter und immer lauter, und je lauter er sang und betete, desto glücklicher fühlte er sich. Endlich begann er mit lauter Stimme auch die Festgesänge von dem Zickelein und dem Tempel Zion.

Aus voller Brust sang er das El Benei, erst in hebräischer, dann in deutscher Sprache.

„Lieber Gott! Guter Gott!
Bau meinen Tempel Schiere! (Zion)
Also schier und also bald
Bau meinen Tempel Schiere.
Lieber Gott!
Schöner Gott!
Niedlicher Gott!
Prächtiger Gott!
Jüdischer Gott!
Süßer Gott!
Ziemlicher Gott!
Du allein bleibst Gott, kein anderer neben dir!
Nun bau! nun bau! nun bau! nun bau! nun bau!
nun bau! nun bau
Bau meinen Tempel Schiere!“

Die verschiedenen Verse dieses Osterfestgesanges

bleiben ſich durchweg ziemlich ähnlich. Nur die Eigenſchaftsworte, zu Ehren des lieben Gottes, verändern ſich.

Schief-Levinche hielt bei dieſem Verſe, als ſich die Thür ſeines Zimmers öffnete, und ſein Vater, ebenfalls im bloſſen Hemde, barfuß, die wollene Mütze auf dem Kopfe und ein Licht in der Hand, eintrat, und ausrief:

„Biſt du Meſchugge! Mitten in der Nacht, im bloſſen Hemde ſitzeſt du am Tiſche und machſt Paſſah? (Oſtern)“

„Was ſoll ich thun?“ rief Schief-Levinche, „ich kann nicht ſchlafen.“

— „Mach meinetwegen Paſſah und Purim (Faſtnacht), aber laß die Leute ſchlafen, du ſingſt El Benei, daß ich kein Auge zu thun kann.“

Nach dieſer väterlichen Ermahnung wollte der reiche Israel wieder zu Bette gehen, aber Schief-Levinche rief: „Vaterlieb! Vaterlieb!“

— „Nu? Was ſoll's? ich ſtehe im bloſſen Hemde.“

— „Vaterlieb! der Maler hat geſagt: Meine Mariamne iſt das ſchönſte Judenmädchen auf der Welt, er muß das verſtehen:“

„Mach Schabbes davon!“ verſetzte der reiche Israel. „Ich ſtehe hier in bloſſen Füßen, ich werde mich erkälten.“ Nach dieſen Worten wollte er in ſein Bett zurück. Aber Schief-Levinche ergriff ihn beim Arme.

„Vaterlieb! habe ich nicht geſagt, meine Mariamne iſt ſo dumm, wie ein Vieh.“

— „Sie iſt klüger als du, ſie wird jetzt zu Bette liegen und ſchlafen.“

„Klüger als ich?“ rief Schief-Levinche mit einem glücklichen Lächeln, indem er ſeinen Vater immer noch eiſenfeſt hielt. „Die reizende Maße Beheme ſagt mir alles wieder, was von mir Gutes geſprochen wird. Warum? — Ich ſoll mit aller Gewalt ſtolz werden. Und ich habe ihr nichts geſagt von dem Maler, und nichts von allem, was ich in der Synagoge gehört habe, und ich ſage ihr auch nicht, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich nur an ſie denke.“

Der reiche Israel, der ſich vergebens bemühte, aus den Händen ſeines Sohnes, welche ihn krampfhaft umſchloſſen hatten, ſich loszureißen, fing mit einem Male an laut zu ſchreien: „Weihgeſchrei'n! Was hältſt du mich ſo feſt? Ich kriege den Kribbel in den Füßen, ich kriege den Huſten, ich kriege den Schnupfen, ich kriege das Fieber! Mich rührt der Schlag. Laß mich los und kriege die Schwerenoth!“ —

Erſchrocken ließ Schief-Levinche ſeinen Vater los, der davon rannte, als brenne ihm der Kopf, und fröſtelnd und ſchaudernd zu Bette eilte.

Ueber das Angſtgeſchrei ſeines Vaters kam auch Schief-Levinche zur Beſinnung, und da ſeine Aufregung und fieberiſche Unruhe dem Schreck gewichen war, fühlte auch er Kälte und Müdigkeit, und kroch in ſeine Schieblade.

Dießmal gelang es ihm einzuſchlafen, und er erwachte erſt ſpät am andern Morgen. Er ſtand auf, und es war ihm beinahe fatal, daß er ſeine Hauſirerkleider wieder anlegen, und auf den Handel gehen ſollte. Es ſchien, als habe die Zärtlichkeit, die Mariamne ihm

einflößte, seinen Handelsgeist getödtet; sein Trödelgenie, das ehemals nach allem möglichen Besitze strebte, und nicht den geringsten Plunder ausschloß, schwärmte jetzt nur für den Besitz der Geliebten, und war für alles andere gleichgültig. Wirklich dachte er ernstlich daran, seine Schabbeskleider wieder anzulegen, und zu Mariamne zu gehen. Aber dies war platterdings unmöglich.

„Es ist heute Sonntag;“ dachte er, „wo jeder Christ seine Feierkleider trägt. Der Rabbi hat gesehen, wie der Maler mich bestellt hat. Geh ich nun heut zu dem Rabbi, mache keine Geschäfte, und trage meine Schabbeskleider, so könnte er auf den Gedanken kommen, ich will, Gott bewahre, ein Christ werden.“

Während er noch unentschlossen dastand, trat sein Vater eiligst in's Zimmer, und es begab sich ein kleiner Auftritt zwischen Vater und Sohn, der zwar an sich sehr unbedeutend war, aber diesem seinen ganzen Trödelstolz und Hausirerbewußtsein zurückgab.

V.

Der Gaſt.

Nach der nächtlichen Störung, welche der reiche Israel ſeinem Sohne verdankte, hatte er gleich am frühen Morgen einen neuen Verdruß. Der erſte Fremde, der zu ihm kam, war kein Kundmann, mit dem er Geſchäfte machen konnte; ſondern ein Gaſt oder Bettler, der einen Almoſen verlangte.

Gaſt und Bettler iſt bei den Juden gleichbedeutend. Der Jude iſt ſo ſtolz auf Haus und Heerd, daß nur Armuth ihn bewegen kann, bei ſeinen Glaubensbrüdern zu Gaſte zu gehen. Auch ſind die Gäſte oder fahrende Bettler gewöhnlich arme Rabbinen ohne Anſtellung, oder Talmudſchüler, welche neben der Gaſtfreundſchaft, die man ihnen erweiſet, auch auf eine kleine Gabe Anſpruch machen. Für Beides danken ſie, indem ſie ihre talmudiſche Weisheit auskramen, oder, wie es bei den Juden heißt: indem ſie „ein Wörtchen ſagen.“ Der jüdiſche Geiſt beſchäftigt ſich alſo nicht nur mit den kleinlichſten Spitzfindigkeiten, er geht vielmehr betteln im ſtrengſten Sinne des Wortes.

Der junge Gaſt, welcher bei dem reichen Israel bettelte, war ein Talmudſchüler, der in den hebräiſchen Schriften ziemlich bewandert ſchien. Vergebens aber bot er heut ſeine Weisheit auf, und verſchwendete alle möglichen Wörtchen, um eine kleine Gabe zu erlangen. — Der reiche Israel pflegte ſonſt mit Almoſen nicht

zu kargen; aber heute wollte er sich die Woche nicht verderben, und Geld verschenken, ehe er welches verdient hatte.

Als der junge Gast sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich blieben, sprach er: „Ihr sollt mir nichts geben, und obendrein sage ich Euch noch ein Wörtchen, worüber Ihr eine große Freude haben werdet.“

„Laßt hören!“ versetzte der reiche Israel. —

„Der Talmud sagt: Ein fauler Bote ist ein halber Prophet. — Wie ist das zu verstehen und was bedeutet das? — Eines Tages trafen sich zwei Boten auf derselben Straße, und hatten einen Weg zu einem und demselben Herrn. Aber der eine Bote war müde und erschöpft von den Anstrengungen des vorigen Tages, und hatte die vergangene Nacht wenig geschlafen. Er konnte daher nicht gleichen Schritt halten mit dem anderen, welcher die Nacht zuvor gut geschlafen hatte, und munter und rüstig war. Da sprach der muntere Bote zu dem trägen. „Beschleunige deine Schritte, denn, wenn wir an Ort und Stelle sind, wird gewiß ein jeder von uns einen Becher guten Weines erhalten.“ — Der Träge aber sprach: „Wir werden auch nicht einen Tropfen Wasser bekommen, um unsere Lippen zu netzen.“ — Als sie nun an Ort und Stelle waren, und ihre Botschaft verrichtet hatten, erhielten sie weder einen Becher Wein, noch einen Tropfen Wasser, um sich die Lippen zu netzen. Da sprach der muntere Bote zu dem Trägen. „Du bist ein Prophet.“ — „Das bin ich nicht;“ antwortete der Träge, „denn so sprach ich nicht im Geiste, sondern, weil es mir um deine Gesellschaft zu thun war, suchte

ich dir eine falſche Hoffnung zu benehmen, welche deine Schritte beflügelte.“ — „Aber du haſt doch wahr geſagt?“ — „Ja, denn der Rabbi Ruben Ben Jochiel wohnt in einer Wüſte. Ich weiß, das Waſſer in der Wüſte theuer iſt, um wie viel theurer alſo iſt der Wein.“ — Ein andermal trafen ſich beide Boten wieder, und hatten wieder einen Weg zu demſelben Herrn. Aber ihr Weg ging diesmal nicht durch eine Wüſte, ſondern nach einer großen Stadt, zu einem reichen Manne, und der Bote, welcher damals träge war, hatte diesmal die Nacht gut geſchlafen, und war munter und rüſtig, der andere hingegen war erſchöpft von den Anſtrengungen des vorigen Tages, und hatte die Nacht nicht geſchlafen. Da ſprach der Bote, der heute munter war, zu ſeinem Gefährten: „Beſchleunige deine Schritte, denn wenn wir an Ort und Stelle ſind, werden wir gewiß ein gutes Trinkgeld bekommen.“ Der Bote aber, welcher heute träge war, antwortete: „Wir werden auch nicht einen rothen Heller ſehen, um ihn in die Taſche zu ſtecken.“ Als ſie an Ort und Stelle waren, bekamen ſie weder ein gutes Trinkgeld, noch einen rothen Heller, und der Bote, welcher heute munter war, ſprach zu ſeinem Gefährten: — „Du biſt ein Prophet.“ — „Das bin ich nicht, denn ich habe nicht im Geiſte geſprochen, ſondern es war mir um deine Geſellſchaft zu thun. Deshalb nahm ich dir eine Hoffnung, welche deine Schritte beflügelte.“ — „Aber du haſt doch wahr geſagt? — „Ja! du wußteſt, daß Rabbi Ruben Ben Jochiel, zu den wir damals gingen, in einer Wüſte wohnte

und ich kannte den Herrn, zu dem wir heute gingen: den reichen Israel Levin. Die Wüste hat nur dürren Sand, und kein Tropfen Wasser ist in derselben zu finden. Der reiche Israel Levin hingegen hat Geld, wie Sand in der Wüste, allein das Herz dieses Menschen ist dürrer als brennender Sand, und wenn du den Sand der Wüste auspressen willst, in der Hoffnung, einen Tropfen Wasser zu gewinnen; so ist diese Hoffnung sicherer, als wenn du denkst, von dem reichen Israel einen rothen Heller zu besehen, den du in die Tasche stecken kannst."

Nach diesen Worten wollte sich der junge Gast aus dem Staube machen. Allein der reiche Israel nahm dieses Wörtchen keineswegs übel, vielmehr fühlte er sich geschmeichelt, weil es hieß: Der reiche Israel hat Geld, wie Sand in der Wüste. Er rief den jungen Gast zurück, und gab ihm einen halben polnischen Gulden, damit er diese Geschichte aller Welt erzählen möge.

„Dieß gebe ich Euch;" sprach er, „nicht, weil ich Mitleid mit Euch habe, sondern, weil mir dies Wörtchen gefällt. Mehr wie einen halben Gulden kann ich nicht geben für ein gutes Wörtchen. Warum? Ich bin nur ein polnischer Jude. Wäre ich aber Friedrich der Große, so würde ich Euch machen zu einem Lieutenant."

Der junge Gast bedankte sich und ging; aber den reichen Israel verdroß dennoch der halbe polnische Gulden; er ging daher zu seinen Sohn, um seinen Aerger auszulassen.

Er fand hiezu die beste Gelegenheit, denn Schief-

Levinche war noch nicht angekleidet. „Was iſt dermehr mit dir?“ begann er. „Bei Tag und bei Nacht ſtehſt du im bloſſen Hemde.“

— „Vaterlieb! Das ſchadet mir nichts, ich kann das vertragen.“

— „Es iſt aber halb neun Uhr, du muſt doch zu dem Maler gehen.“

— „Nun, ich gehe ſchon!“

— „Wie heißt du gehſt ſchon? Willſt du ſo über die Straße gehen?“

— „Ja, die Geſchäfte, die ich mit dem Maler mache, ſind der Mähe werth, daß ich mich deshalb ankleide. Er braucht hundert Louisd'or ſagt er. Wenn ich ihm fünf gebe, wird er zufrieden ſein.“

„Nun bleib nur zu Hauſe;“ rief der reiche Israel. „Du biſt auch ein fauler Bote, welcher wahrſagt. Du wirſt keine Geſchäfte machen heut; und keine Geſchäfte die ganze Woche.“

— „Wie heißt? Ich werde keine Geſchäfte machen? Ich bin Schief-Levinche, und wenn ich noch ſo ſehr ein fauler Bote bin, mache ich doch gute Geſchäfte.“

— „Ich ſage dir, du wirſt heut keine Geſchäfte machen, und die ganze Woche nicht, denn es iſt eine unglückliche Woche.“

— „Und ich ſage dem Vater, ich mache heute gute Geſchäfte, und mache die ganze Woche gute Geſchäfte, denn ich bin Schief-Levinche.“

Dieſe Worte wiederholten Vater und Sohn unaufhörlich mit immer größerem Eifer, bis Schief-

Levinche ſich in die Kleider geworfen hatte, und voll Verdruß das Haus verließ, aber mit dem feſten Vorſatz, ſeinem Vater Lüge zu ſtrafen. —

VI.

Das Attelier.

Anderſen bewohnte vier Gemächer im Vordergebäude des geiſtlichen Hauſes, welche ſämmtlich reich ausgeſchmückt und elegant meublirt waren. Schief-Levinche wurde in's Attelier geführt und erſtaunte nicht wenig über die vielen ſchönen Bilder, in prachtvollen, goldenen Rahmen.

Eines derſelben feſſelte die Aufmerkſamkeit des kleinen Hauſirers ganz beſonders. Es war das lebensgroße Portrait einer pariſer Schauſpielerin, welche ſich einſt durch ihr Talent eben ſo berühmt gemacht hatte, wie durch ihre unzähligen Liebſchaften. Auch Anderſen hatte in ſeiner Jugend dieſer reizenden Perſon eine vorübergehende Zuneigung gewidmet, und aus Dankbarkeit für ihre Gegengunſt hatte er ſie gemalt.

Im Schäferkoſtum, nach damaliger Mode, den kleinen Strohhut auf der ungeheuren gepuderten Friſur, voll Blumen und Perlen, in einem geblümten Reifrock voll

Schleifen, Rosetten und Litzen, die Lilien und Rosen ihres Antlitzes durch Schönpflästerchen gehoben, trat sie aus einer mit blühenden Schlingpflanzen umrankten Hütte. In der einen Hand hielt sie den, mit bunten Bändern umwundenen Schäferstab, mit der anderen führte sie ein milchweißes Lämmchen an einem purpurrothen Bande. Ihre Füßchen waren von scharlachrothen Pantöffelchen mit hohen Absätzen knapp umschlossen. Der rechte stand noch auf der Schwelle, der andere betrat einen blumenreichen Rasen. Das Bild war entsetzlich geziert und überladen. Wie konnte das auch anders sein? Ein phantasieloser Maler hatte alle Magazine der Putz-, Mode- und Geschmeidehändler ausgeplündert, um seiner Herzenskönigin in allen Farben und Nuancen zu huldigen, und die zahllosen kleinen Einzelheiten waren mit merkwürdigem Fleiße ausgeführt; hinsichtlich der, bis zur äußersten Buntheit gehäuften Farbeneffecte, hatte der verliebte Künstler fast das Unmögliche geleistet. — Freilich stand die Dauer seines Liebesglückes in keinem Verhältniß zu der Zeit, welche die Vollendung solch eines Bildes ihm kostete. Dafür ist aber auch der Kunstfleiß eines deutschen Malers ausdauernder, als die verliebte Laune einer pariser Coulissenheldin. Eh Andersen mit ihrem Bilde fertig wurde, hatte sie drei, vier mal ihre Liebhaber gewechselt, und dachte nicht mehr an den Maler, der mit deutschem Fleiß und deutscher Treue ihr Bild vollendete, — um sich nie davon zu trennen. Er nahm es auf allen seinen Reisen mit, und in der That diente es, ihn zu empfehlen und darzuthun, was er als Portraitmaler zu leisten vermogte.

Indem Schief-Levinche dieſes Bild betrachtete, wiegte er den Kopf, ſchnalzte mit der Zunge, und wiederholte: „Gotteswunder! Was Menſchenhände doch vermögen!“

Anderſen gedachte des Modells zu ſeiner jüdiſchen, heiligen Jungfrau, die Bewunderung des kleinen Hauſierers war ihm nicht unſchmeichelhaft, und lächelnd fragte er: „Was meint er, Jude, wenn ich ihm ein ſolches Portrait von ſeiner Braut male?“

Zu ſeinem Erſtaunen fingen Schief-Levinches Augen an zu blitzen, und ſein bewegliches Geſicht verzog ſich in unzählige, lächelnde Falten.

Ein ſolches prachtvolles, lebensgroßes Bild ſeiner geliebten Mariamne war ein Beſitzthum, wie kein Jude ein ähnliches aufzuweiſen hatte, und ſolch ein Gemälde behält ſeinen Werth, ißt kein Brod, und bleibt eine ſchöne Sache, die man ſeinen Kindern und Kindeskindern hinterlaſſen kann. — Mit freudiger Schüchternheit fragte Schief-Levinche: „Verzeihen Eure Gnaden. Was koſtet ſolch ein Bild?“

Der Künſtlerſtolz erwachte in Anderſen, und, indem er Schief-Levinche verächtlich anſah, ſprach er: „Jude! Ein ſolches Bild kann er nicht bezahlen.“

„Wie heißt?“ fragte Schief-Levinche. „Ich habe doch Geld! Warum ſoll ich nicht können bezahlen ein Bild?“

— „Er iſt ein Eſel, ſolch ein Bild malt man nicht für Geld, ſondern aus Laune.“

— „Malen Sie mir meine Braut nicht für Geld, ſondern aus Laune; ich habe nichts dagegen.“

— „Wenn ich mir weniger Mühe gebe als hiebei, wird das Bild für ihn auch noch gut genug sein.“

— „Verzeihen Eure Gnaden! hier sind Bilder ohne Arme und Beine; andere sind wieder zu klein. Wenn ich meine Braut malen lasse, so will ich sie haben mit Armen und Beinen, und so groß, wie sie ist.“

— „Er meint ganze Figur und Lebensgröße.“

— „Ja! Aber es muß sein Alles so natürlich, daß ich glaube, meine Mariamne tritt mir entgegen, gerade so, wie diese schöne Person, daß man schwören muß, sie lebt.“

— „Habe er keine Sorge, ich verstehe zu malen. Aber was wendet er an das lebensgroße Bild seiner Braut?“

— „Wie heißt, was ich daran wende? Ich wende daran, was es kostet!“

— „Hat er mir die hundert Louisd'or mitgebracht, wovon wir gestern sprachen?“ —

— „Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate.“

— „So zähle er mir das Geld auf, und er hat das Portrait seiner Braut im Voraus bezahlt.“

Schief-Levinche machte vor Schreck eine Capriole. „Hundert Louisd'or!“ rief er. „Höre Volk Israel. Hundert Louisd'or für ein Bild!“

— „Nun! Was soll's?“

— „Wie können Eure Gnaden fodern hundert Louisd'or!“

— „Dummer Jude! Die Kunst muß bezahlt werden.“

— „Eure Gnaden ſind ſehr klug. Es iſt ſehr klug von einem Maler, daß er ſagt: „die Kunſt muß bezahlt werden.“ Aber der Jude iſt doch noch klüger.“

— „Wie ſo?“

— „Der Jude bezahlt die Kunſt nicht. Ich behalte meine hundert Louisd'or; ich laſſe meine Braut nicht malen.“

„Wie er will!“ entgegnete Anderſen verdrießlich. „Kommen wir zur Hauptſache. Hat er mir Geld mitgebracht.“

„Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate. Was können mir Eure Gnaden für Sicherheit geben?“

— „Einen Wechſel!“

— „Was thue ich mit einem Wechſel, ein Wechſel iſt keine Sicherheit.“

Anderſen zeigte ihm den Brief des Dechanten, aus welchem ſich ergab, daß er nach Vollendung des Altarbildes 300 Louisd'or zu fodern habe, und verſchiedene andere Schriften und ſchriftliche Beſtellungen auf Portraits, welche hinreichend darthaten, daß ſeine Geldverlegenheit nur eine augenblickliche ſei. Indeſſen Schief-Levinche blieb dabei: „Ein Wechſel iſt keine Sicherheit. Eure Gnaden ſind hier fremd. Sie können abreiſen wann ſie wollen. Ich weiß, Sie werden es nicht thun, aber, was nutzt mir dann mein Wechſel? Zwei Monate iſt eine lange Zeit. Eure Gnaden können inzwiſchen ſterben; Eure Gnaden können krank werden; Eure Gnaden können bekommen einen ſchlimmen Finger, daß Sie nicht können malen.“

„Mach er's kurz Jude! Was verlangt er von mir.“

„Ein Unterpfand! Eure Gnaden haben ſchöne Ringe, ſchöne Uhren, ſchöne Bruſtnadeln!“ Er ſprach nicht weiter, denn der zornige Maler verſetzte ihm einen derben Fußtritt mit den Worten: „Da hat er ein Unterpfand.“

Schief-Levinche war der Mißhandlungen gewohnt, er rieb ſich die getretene Stelle und fragte? „Verzeihen Eure Gnaden, iſt das ein Unterpfand, worauf ich leihen ſoll Geld?“

„Wenn es ihm nicht gut genug iſt, kann er beſſere bekommen.“

„Incomodiren Sie ſich nicht. Als das ſein ſoll ein Unterpfand, gebe ich lieber Geld auf Wechſel.“

„Das dachte ich wohl,“ verſetzte Anderſen. „Auf ſolche Weiſe muß man einen Juden zur Raiſon bringen.“ Er eilte den Wechſel auszuſtellen, und reichte ihn Schief-Levinche, der ihn einer ſorgfältigen Prüfung unterwarf, und hierauf ſagte: „Das Wechſelchen will ich bezahlen. Aber was ſoll ich machen mit dem Unterpfand. Ich kann doch nicht behalten Wechſel und Pfand. Das Pfand will ich Eure Gnaden zurückgeben! Haben Sie die Güte und nehmen Sie in Empfang;“ Und im ganzen Geſichte lächelnd erhob er ſich auf ſeinem größeren rechten Fuße und ſtreckte den kleineren linken, drohend gegen Anderſen aus.

Zu einem Spaße aber gehören zwei, einer der ihn macht und einer der ihn verſteht. Den ſtolzen Maler verdroß der freche Scherz, und Schief-Levinche bekam eine ſo derbe Ohrfeige, daß er dießmal laut weinte. „Weihgeſchrieen! was ſind Eure Gnaden für ein

unbarmherziger Cavalier, daß Sie ſchlagen und treten einen armen Juden, der Ihnen Geld anbietet mit einem kleinen Spaß.“

„Auch im Scherze laſſe ich mir keine Fußtritte anbieten,“ zürnte Anderſen, „und am wenigſten von einem Juden.“

„Gott! Eure Gnaden,“ weinte Schief-Levinche. „Sie ſollen haben hundert Louisd'or auf Wechſel, und ich will keine Intereſſen, aber Sie ſollen malen meine Braut.“

Anderſen beruhigte ſich mit einem Male wieder.

Schief-Levinche fuhr fort: „Aber das Bild muß in zwei Monaten fertig ſein.“

— „In zwei Wochen!“

— „Und es muß ein gutes Bild ſein.“

— „Was denkt er von mir?“

— „Wollen ſich Eure Gnaden zu einer Geldbuße verſtehen, wenn das Bild in vierzehn Tagen nicht fertig iſt, oder unähnlich wird?“

— „Zu jeglicher.“

— „In dieſem Falle alſo wollen mir Eure Gnaden noch hundert Louisd'or ſchuldig ſein?“

— „Meinetwegen!“

— „Ferner verpflichten ſich Eure Gnaden mir zu dem Bilde auch einen ſchönen goldenen Rahmen zu liefern!“

„Es ſei;“ verſetzte Anderſen, „aber dies iſt das letzte, was ich bewillige. Seine Braut iſt ſchön, es macht mir Spaß ſie zu malen. Doch er iſt auf dem beſten Wege, ſich und mir den Spaß zu verleiden.“

„Ich muß aber doch auch etwas ſchriftlich haben!“ fuhr Schief-Levinche dem unerachtet fort.

— „Nein! dergleichen ſtelle ich nicht ſchriftlich aus.“

— „Was thun Eure Gnaden damit? Bei mir ſieht es Niemand. Und wie lange dauert es, haben Eure Gnaden es wieder eingelöſt.“

Wie ſchimpflich es auch Anderſen erſchien, für zweimonatliche Zinſen von hundert Louisd'or ein lebensgroßes Bild zu verſprechen, ſo erreichte er dadurch ſeine Wünſche doch. Er bedurfte des Geldes ſehr dringend, und zugleich lag ihm an dem Modell zu ſeiner heiligen Jungfrau. Er ſäumte daher nicht, den Contract aufzuſetzen und doppelt auszufertigen, und als Schief-Levinche ſeinerſeits Schwierigkeiten machte, zu unterzeichnen, verſetzte er:

„Obſchon er mir als ehrlich empfohlen iſt, halte ich dieſe Vorſicht nicht für überflüſſig, er könnte Luſt zu den anderen hundert Louisd'or bekommen, und mir ſo viel Hinderniſſe in den Weg legen, daß ich das Bild zur geſetzten Zeit nicht vollenden kann.“

Schief-Levinche konnte dawider nichts einwenden, unterzeichnete, und zählte das Geld auf.

„Das ſind erſt ſechs und neunzig Louisd'or!“ rief Anderſen.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ ſchmunzelte Schief-Levinche: „Ein Louisd'or geht ab für den Patſch. Es iſt Schmerzensgeld.“

„So fehlen immer noch drei!“

„Verzeihen Eure Gnaden! ich habe bekommen einen

Patſch, der mir ledirt hat mein zart Gehör, ich muß einen Doctor annehmen, der mir mein Ohr courirt.“

— „Und die anderen zwei Louisd'or?“

— „Der dritte iſt für den Fußtritt,“ verſetzte Schief-Levinche immer dreiſter.

— „Und der Letzte?“

„Den bekommt der Wundarzt für eine Bandage. Eure Gnaden haben mir einen Bruch getreten.“

Haſtig ſtrich Anderſen das Geld ein. „Er iſt ein gefährlicher Gauner und man muß auf ſeiner Hut ſein, wenn man es mit ihm zu thun hat. Jetzt packe er ſich und komme er morgen um dieſe Zeit mit ſeiner Braut.“

„Verzeihen Eure Gnaden! meine Braut iſt eine Rabbinerstochter, die zu keinem Chriſten in's Haus geht. Am allerwenigſten aber kann ſie hieher kommen, denn dies iſt ein geiſtliches Haus.“

— „Hölle und Teufel! So muß ich zu ihr gehen?“

— „Verzeihen Eure Gnaden! der Vater meiner Braut iſt ein Rabbiner, zu dem kein Chriſt in's Haus kommen darf.“

— „Dummkopf! wie ſoll ich ſeine Braut denn malen?“

— „In meinem Hauſe.“

— „Hat er auch helle Zimmer?“

— „Ich habe alles. Fragen Eure Gnaden wonach Sie wollen, ich habe alles. — Helle Zimmer? — Ich habe helle Zimmer.“

Sie trennten ſich, beide höchſt zufrieden mit einander, und Schief-Levinche ſprach draußen triumphirend: „Der Vater ſoll mir nur noch einmal ſagen, ich mache

keine gute Geschäfte. Ich verdiene einen Louisd'or in der Geschwindigkeit, mit der man einen Patsch kriegt, und obendrein bekomme ich ein großes Bild von meiner Mariamnelieb, mit einem großen goldenen Ramen.“

Nicht minder einträchliche Geschäfte machte Schief-Levinche noch im Laufe des Tages und des Abends, denn Sonntags besuchte er die Wirthshäuser, die seine Glaubensgenossen inne hatten, und unterstützte die Geschäfte derselben mit Schleichhändlern und Dieben, durch beträchtliche Darlehne.

VII.

Das Portrait.

Schief-Levinche wunderte sich nicht wenig über die Anstalten, welche der Maler zu treffen für gut fand. Er suchte sich das hellste Zimmer im Hause aus, verhing in demselben alle Fenster, bis auf eins, und vor diesen mußte Mariamne in ihrem gelben, violett- und brauncarrirtem Kleide, mit bloßen Armen und Schultern hintreten, um das volle Licht zu empfangen, während hinter ihr, um die nöthigen Lokaltöne hervorzubringen, ein bläulicher Teppich aufgehängt wurde.

Schon am zweiten Tage war Anderſen mit ſeinem Carton zufrieden und am dritten fing er an zu malen. Schief-Levinche, der ab und zu nach Hauſe kam, um nach ſeiner Braut und dem Bilde zu ſehen, hatte jetzt häufiger Anlaß zu ſagen: „Gotteswunder! was Menſchenhände doch vermögen.“ Denn Anderſen gehörte zu den Malern, die keinen vergeblichen Pinſelſtrich machen. Künſtler, die ſich nicht durch ihre Genialität auszeichnen, haben ihre geringeren Fähigkeiten um ſo mehr ausgebildet, und was Anderſen an Phantaſie fehlte, erſetzte ſeine vollkommene Technik, ſeine reiche Erfahrung und ſein gebildeter Geſchmack. Er konnte nichts erfinden, war aber um ſo glücklicher in der Praxis.

Dießmal hatte er ein Modell, wie er es ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Ein Modell voll Jugendpracht und weiblicher Anmuth. Die Vollkommenheit der Jugendblüthe hat etwas Göttliches, und die in zarter Regelmäßigkeit prangende Weiblichkeit etwas Heiliges. Auch war Mariamne fügſam und geduldig. Ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater hatten ihr geſagt, ſie müſſe thun, was der Maler verlange, denn ein großes Stück Geld ſtände auf dem Spiele, und kein Gehorſam war zu ſchwer für ſie, ſie unterzog ſich willig jeder Mühe und Anſtrengung.

In den beiden erſten Tagen mußte ſie in einer faſt ſchwebenden Stellung, mit vor der Bruſt zuſammengefügten Händen und gen Himmel erhobenen Augen verweilen. Es giebt nichts ermüdenderes und angreifenderes als das; auch iſt es ohne häufige Unterbrechung faſt unmöglich. Mariamne ward bleich vor Mattigkeit

und Langerweile, ihre holden Züge entſtellten ſich. Aber wenn Anderſen ſagte: „Mariamne! Sie ſind zu ernſt;“ ſo lächelte ſie wieder. Wenn er ſagte: „Mariamne! Sie blicken trübe;“ ſo gewannen ihre Augen wieder Feuer und Glanz.

Als Anderſen mit der Zeichnung fertig war, durfte Mariamne freilich ſitzen. Er quälte ſie aber deshalb nicht minder, und ließ ſie ſitzen, ſitzen, bis ſie wieder bleich und leidend wurde. Denn für ein hiſtoriſches Bild war ſie faſt zu zierlich; — die Augenbrauen einer Madonna dürfen nicht zu fein gepinſelt ſein, ihre Lippen nicht ganz korallenroth, und ihre Wangen nicht ganz roſenfarb. In der That, Mariamne war zu ſehr Püppchen; doch ein Maler weiß ſich zu helfen. Wenn ſie recht matt und leidend wurde, dann erſt zeigte ſich auf's wunderbarſte die Zartheit und ſtrenge Regelmäßigkeit ihrer Züge; das Allzuzierliche verſchwand, und das Leidende in den feinen, jugendlichen Formen, gewann etwas Rührendes und Heiliges. — Je mehr ſie litt, deſto mehr begeiſterte ſie den Maler, und um ſo herrlicher und merkwürdiger ward das Bild. —

Aber Anderſen hatte Eile, und vierzehn Tage ſind eine geringe Friſt für ein lebensgroßes Portrait in ganzer Figur Er kam täglich und malte a la prime. Die Augen hatte er bis zuletzt geſpart, aber das Bild lebte und prangte ſchon ohne Augen. Endlich kamen auch dieſe an die Reihe, und Mariamne ſollte lächelnd und verzückt gen Himmel ſchauen. Allein ſie war zu erſchöpft und angegriffen und fing an zu weinen. —

„Ruhen Sie eine Weile aus!“ sprach der Maler, und indem er sie lächelnd betrachtete, fuhr er fort: „Wahrlich Mariamne, Sie sind ein merkwürdiges Mädchen; Sie können einen Maler unsterblich machen. Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen, und weiß erst jetzt durch Sie, wie vollkommen die Natur bildet, wenn keine äußere, schädliche Einflüsse sie stören, und sie ihr Werk in stiller Liebe vollenden kann. — Sie sind nach allem, was ich von Ihnen gehört habe, eine gute gehorsame Tochter. Sie werden auch eine treue sanfte Gattin und eine zärtliche, edle Mutter werden. Sie sind innerlich eben so vollkommen, wie äußerlich. — Aber die inneren Vollkommenheiten sind beständiger als die Aeußeren. Ihre Tugenden werden ihre Reize überdauern. In Ihren späten Jahren werden Enkel, und vielleicht auch Urenkel, noch das seelengute, steinalte Großmütterlein zärtlich lieben, ohne zu ahnen, wie Großmütterlein wohl als Mädchen aussah, dann aber wird dieses Bild ihnen zeigen, welch ein leibhaftiger Engel Großmütterlein damals war.“

Mariamne lächelte über diese Schmeichelei, und ihre Augen fingen wieder an zu blitzen. Andersen fuhr fort.

„Ihre Enkel, Ihre Urenkel werden auch einst nicht mehr sein, und Ihrer Tugenden, Ihrer Zärtlichkeit wird niemand mehr gedenken, dann aber bleibt immer noch dieses Bild, und ihre Nachkommen werden sich freuen, daß eine so schöne Person in ihrer Familie gelebt hat. Vielleicht auch hat sich dann noch als Tradition erhalten,

daß Sie eben ſo gut als ſchön wären, und haben ſich ihre Enkel gefreut, daß das ſeelengute Großmütterlein früher engelſchön war, ſo werden ihre Nachkommen ſich freuen, daß ein ſo engelgleiches Weſen beſeelt war von Tugend und Liebe.“

Solche Schmeicheleien hatte Mariamne noch nie gehört; ſie war wieder ganz munter, und eine leichte, fieberiſche Röthe belebte ihre Wangen.

„Wohlan!“ fuhr Anderſen fort: „So denken Sie an die ferne Zukunft, und thun Sie noch das Ihrige zu dem Bilde. Es gilt die letzte Anſtrengung.“

Mariamne ſetzte ſich: Ihre verzuckten Blicke hatten etwas herbunſchuldiges, in ihrer bleichen Verklärung lag eine jungfräuliche Wildheit. Anderſen war überraſcht, und um ſie in dieſer wünſchenswerthen Aufregung zu erhalten, fragte er ſie:

„Glauben die Juden an Unſterblichkeit? —“

„Freilich!“ antwortete ſie; „und ich bin eine Rabbinerstochter.“

— „Liegt darin ein Vorzug?

— „Die Rabbinen und deren Familie haben einen Vorzug. Aber unſere heiligen Bücher lehren, daß auch Chriſten, welche die Gebote des Herrn erfüllen, des Paradieſes theilhaftig werden. Denn Gott iſt gerecht. Uns hat er zu ſeinem Volke auserwählt und ſeine Gebote gelehrt; allein er vergißt auch diejenigen nicht, welche ſeine Gebote aus eigenem Antriebe erfüllen, ohne ſie gelernt zu haben.

— „Wie ſieht es aus in Ihrem Paradieſe?“

fragte Anderſen. „Giebt es davon eine ungefähre Beſchreibung.“

Mariamne war ſehr glücklich, wenn ſie wieder geben konnte, was ſie aus den Reden und den Studien ihres Vaters erlernt hatte; aber dieſe Frage ſetzte ſie in Verlegenheit. Wie ſollte ſie einem Chriſten, der ihres Glaubens ſpottete, und dem die heiligen Bücher der Juden völlig unbekannt waren, eine verſtändliche Beſchreibung vom Schooße Abrahams geben? Aber weiblicher Takt findet überall einen Ausweg, und ſie ſprach: „Ich will Ihnen etwas erzählen, damit Sie ſich einigermaßen einen Begriff davon machen können,“ und ſie begann:

VIII.

Ein jüdiſches Mährchen.

„Die Frömmigkeit des Rabbi Chanina Ben Dotha war ſo groß, daß die Seeligen in Abrahams Schooß ihre Freude daran hatten; allein er war arm, und hatte oft für ſich und ſeine Frau kaum den Biſſen trocknen Brodes. Ja oft mußten beide mit einem einzigen Laibe Brod die ganze Woche haushalten.

Ihn kümmerte das wenig, denn er lebte ganz ſeinen Büchern und Andachtsübungen. Aber Frummit, ſo hieß ſeine Gattin, ſtammte aus einer, vormals reichen Familie, und war eben ſo ſtolz auf ihre Abkunft, als auf die weit und breit berühmte Frömmigkeit ihres Gatten, und es verdroß ſie, daß ihre Nachbarinnen beſſer als ſie lebten, da ſie weder Rabbinerfrauen, noch Töchter reicher Familien waren. — Wochentags, wenn ſie nichts zu kochen hatte, diente die Frömmigkeit ihres Mannes ihr zum Vorwande, und ſie ſprach: „Mein Mann faſtet von einem Sabbat zum anderen, und iſt ſo ſtrenge, daß ich nie vor Freitags etwas kochen darf. Nahte aber der Sabbat, ſo that ſie ſehr geſchäftig, um die Nachbarinnen glauben zu machen, ſie koche Wunder welch ein Mahl. — Sie machte ein großes Feuer an, daß die Funken zum Schlotte herausſtoben, lief mit einem großen Korbe auf den Markt, fragte nach allem, ließ ſich alles zeigen, und fand nichts was ihr anſtand. Wenn ſie dann heim kehrte, ohne etwas gekauft zu haben, ſo ſtellte ſie ſich vor die Thür und rief die Höker an, welche ihre Waaren durch die Straßen feil boten, mit denen ſie es eben ſo machte, wie auf dem Markt. Den größten Theil des Schabbes aber ſtand ſie vor der Thür und ſtocherte ſich die Zähne, und wenn ſich eine Nachbarin blicken ließ, ſo ſprach ſie: „Es giebt Menſchen, die niemals Fleiſch zwiſchen die Zähne kriegen, weil ihnen entweder die Zähne oder das Fleiſch fehlt. Wer beides hat, muß Gott danken und ſich die Zähne ſtochern.“

Es war an einem Freitag, und Frummit hatte ein

Feuer angemacht, daß eine dunkle Rauchwolke aus ihrem Schlotte, wie von dem Opferaltar Abels, gerade gen Himmel stieg. Ihre Hausthür war offen, und sie hatte sich dahinter verborgen, um die Nachbarinnen zu beobachten, und zu erlauschen, was sie wohl sagen würden.

Diese sprachen unter einander; „Unsere Rabbizin macht heut einen großen Schabbes.“

— „Wie sie mir gesagt, hat sie nur zwei Hühnchen und eine Torte, dazu braucht sie ein solches Feuer nicht.“

„Die Hühnchen und die Torte sind auch nur Gerüchte, die ihr zum Munde herausgehen, wovon aber auch kein Bissen ihr zum Munde hineingeht. Und mit dem Feuer, da macht sie uns nur einen blauen Dunst vor.“

„Ich habe sie nichts auf dem Markte kaufen sehen.“

„Ich habe sie nichts vor der Thüre kaufen sehen.“

„Wovon soll sie auch etwas kaufen, um Schabbes zu machen? Ihr Vater ist arm gestorben und ihr Mann hat nichts als seine Frömmigkeit.“

Frummit, die jedes Wort gehört hatte, eilte weinend vor Verdruß zu ihrem Manne, welcher in Erwartung des Sabbat sich aller Gedanken entschlagen, und ausgestreckt im bequemen Lehnsessel, sich dem süßen Schlummer überlassen hatte.

Dreimal mußte sie ihn rütteln, eh er erwachte und fragte: „Weib! warum rüttelst du mich!“

— „Wir können nicht länger unsere Armuth verbergen, alle Kunstgriffe, deren ich mich bis heute bediente, sind entdeckt.“

— „Liebes Weib! wir müſſen unſere Noth ertragen, ſo lange Gott es will.“

— „Gott iſt dir gnädig und erhört alle deine Gebete, warum beteſt du nicht. daß er deine Lage verbeſſern möge.“ —

„Das hieße um meinen Tod bitten. Gott hat mir alle Freuden des Paradieſes zugedacht, nachdem ich hier vollendet habe.“

„So bete zu ihm, daß er dir von den Freuden des Paradieſes, welche er dir zugedacht, hienieden einen kleinen Vorſchuß gebe. Nach deinem Tode kann er ſich bezahlt machen, und du wirſt der Freuden ſo viele haben, daß du den Abzug gar nicht merkſt.“

„Liebes Weib! Das eben träumte mir in eben dem Augenblick, wo du mich weckteſt, indem du mich dreimal rütteltеſt, höre zu! ——“

„Mir träumte, der Sabbat habe begonnen, und wir hatten nur Salz und Brod, und ein Tröpfchen Wein zum Segen. Das war wenig, um Schabbes davon zu machen, und du fühlteſt dich ſehr unglücklich. Deshalb ſagte ich, ich wolle zu Gott beten, nicht um meinetwillen, ſondern um deinetwillen, weil du dich unglücklich fühlſt, daß er mir von den großen Paradieſesfreuden, die droben auf mich warten, hienieden eine Kleinigkeit vorſchießen möge, die er nachmals, wenn ich derſelben theilhaftig ſein werde, mir wieder abziehen möge. Darauf fing ich an zu beten, und als ich mein Gebet vollendet, ſtreckte ich mich in behaglicher Sabbatruh wieder auf meinem Seſſel aus, und ſchlief ein.

Da rütteltest du mich zum ersten Male, und ich fragte: „Weib! was rüttelst du mich.“ — „Horch diesen Lärm!“ sagtest du. — Es rollte etwas im Schlott; es kollerte durch die Röhren; es fiel endlich zur Ofenthüre heraus; und glich einer großen feurigen Kohle. Als wir es aber näher besahen, war es ein goldener Tischfuß, so schwer, daß wir beide ihn nicht heben konnten. „Gott sei Dank,“ sagte ich, „jetzt bist du glücklich und ich habe Frieden,“ und von neuem, so träumte mir, streckte ich in behaglicher Sabbatruh mich auf den Sessel aus, und schlief wieder ein, und träumte wieder, das heißt: mein Traumschlaf versetzte mich in einen zweiten Traum, und dieser Traum im Traume zeigte mir das Paradies, und ich saß darin mit allen Frommen und Rabbinen, jeder hatte seine Rabbizin bei sich, und speiste mit ihr an einem goldenen Tische. Aber die Frommen flüsterten unter einander, und ihre Weiber betrachteten uns mit spöttischen Blicken, denn siehe, unser Tisch hatte nur drei Beine, das vierte fehlte; es war das goldene Tischbein, welches Gott uns im ersten Traume vorgeschossen, und was er uns jetzt wieder abgezogen hatte, um sich bezahlt zu machen. Ich hatte ein gut Gewissen und sprach zu dir: „Liebes Weib! dies ist nicht meine, sondern deine Schuld, denn um deinetwillen habe ich gebetet, weil du dich unglücklich fühltest.“ — Du aber fühltest dich jetzt weit unglücklicher und sprachst: „Da du dein Leben lang studirt hast, hättest du wissen und mir sagen können, daß das Spott- und Hohngelächter der Rabbiner Frauen, die meines Gleichen sind, mir

empfindlicher und kränkender ſein muß, als der Spott meiner Nachbarinnen, die nicht meines Gleichen ſind.“ — „O rief ich aus, das iſt noch nicht alles. Auf Erden entgeht man nicht ſo leicht dem Spotte und dem Gelächter; aber dort iſt alles eitel und flüchtig, und wird auch bald wieder vergeſſen. Aber im Paradieſe hier iſt alles ewig. Weh dem! der hier ſich lächerlich macht.“ — „Und das ſagteſt du mir nicht auf Erden,“ riefſt du, wie in Verzweiflung, und faßteſt mich an und rütteltеſt mich zum zweiten male, ſo daß ich aus meinem zweiten Traum wieder in meinem erſten erwachte und fragte: „Weib! was rüttelſt du mich?“ —

Du ſagteſt: „Es iſt Zeit zu Bette zu gehen.“

„Gut!“ verſetzte ich. „Warte einen Augenblick.“ Hierauf fing ich wieder an zu beten, daß der hochgelobte Gott mir hienieden doch die Gnade wieder entziehen möge, die er mir im Voraus ertheilt, damit ich ſie da genieße, wo ſie mir beſtimmt ſei. Und ſiehe! der Allgütige erhörte auch mein zweites, dem erſten ganz entgegengeſetztes Gebet, und der goldene Tiſchfuß verſchwand. Du aber riefſt troſtlos: „Was haſt du gethan, o Mann?“

Ich ſagte: „Es iſt beſſer, du fühlſt dich hienieden unglücklich, unter den Nachbarinnen, die nicht deines Gleichen ſind, als daß du droben dich ärgerſt über deines Gleichen, die Frauen und Töchter der Rabbinen. Auf Erden entgeht man nicht leicht dem Spotte und dem Gelächter, doch auf Erden iſt alles flüchtig und eitel, und wird bald vergeſſen. Im Paradieſe aber

iſt alles ewig, und weh dem, der dort ſich lächerlich macht."

Du aber warſt ſehr zornig und rütteltest mich wieder, daß ich von neuem erwachte, und zwar aus jenem Traum in die Wirklichkeit. Ich fragte: „Weib! was rüttelſt du mich?" Da klagteſt du mir, unſere Noth ſei groß, daß wir ſie nicht länger geheim halten können! — Was ich dir darauf zu erwiedern habe, kannſt du dir jetzt denken: Beſſer, du fühlſt dich hienieden unglücklich unter den Nachbaren und Nachbarinnen, welche nicht meines und deines Gleichen ſind, als droben im Himmel, unter meines und deines Gleichen. — Nicht leicht entgeht man dem Geſpötte und dem böſen Leumund auf Erden, doch auf Erden iſt alles eitel und flüchtig und wird leicht vergeſſen. Doch weh dem, der im Paradieſe Geſpötte und böſe Nachrede ſich zuzieht, dort iſt alles ewig und nichts kann vergeſſen werden."

Frummit beherzigte dieſe Lehre, und wenn der Sabbat kam, that ſie nicht mehr geſchäftig, prahlte nicht mehr von Leckerbiſſen und ausgeſuchten Speiſen, ſondern wenn die Nachbaren ſie fragten, womit ſie ſich eine Güte gethan, antwortete ſie beſcheiden: „Wir ſind leider arm, und haben kaum Salz und Brod, und nur ein Tröpfchen Wein zum ſegnen."

Gott hat das Herz des Menſchen mitleidig geſchaffen, und als man in der Stadt vernahm, der fromme Chanina Ben Dotha habe nichts, wovon er Schabbes mache, gab ihm jeder von ſeinem Ueberfluſſe ab. Er erhielt Speiſen in Hülle und Fülle, und einer

wetteiferte mit dem anderen, ihm das Schönste und Beste zu senden, und rühmte sich dessen."

So endete Mariamne ihr Mährchen, und Andersen, der inzwischen die Augen gemalt, legte zufrieden jetzt Pinsel und Palette hin, und sprach:

„Ich glaube, ich bin fertig; den Hintergrund und die Gewänder werde ich zu Hause malen. Sie schicken mir wohl dieses ihr Kleid mit, nicht weil ich nicht aus der Idee ein solches Kleid vollenden könnte, aber besser ist besser; Ich habe was ich male gern vor Augen."

Gerührt betrachtete Mariamne ihr wildentzücktes, trotzigglückseliges Bildniß. „Ich bin es, sprach sie, und bin es auch nicht. Wenn ich so aussähe, wäre ich ein Geschöpf voll Glück und Glückseligkeit. Ich glaube, Sie haben mich gemalt, wie ich einst im Paradiese aussehen werde."

„In der That," sprach Andersen, betroffen über diese Bemerkung. „Ich habe mich bemüht, Sie recht heilig und überirdisch aufzufassen. Bleiben Sie fromm und gut, Mariamne, damit Sie stets Ihres Bildes würdig sind."

Mariamne reichte ihm gerührt die Hand. „Sie haben sich so viele Mühe gegeben, mein Bild zu malen," sprach sie. „Wie kann die arme Judentochter Ihnen ihre Dankbarkeit zu erkennen geben, außer durch das Versprechen, sich nie dieses Bildes, Ihrer Kunst und Ihres Fleißes unwürdig zu zeigen." — Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. „Ja!" rief sie, „ich

will fromm und gut bleiben, um ſo im Paradieſe auszuſehen."

Am folgenden Morgen ließ Anderſen das naße Bild nach ſeinem Atelier transportiren, um es hier zu vollenden. Auch Mariamnens gelbes, braun- und violettcarrirtes Taffetkleid bat er ſich aus; ſo ſehr hielt er ſich an das Vorhandene, und liebte dasjenige, was er malte, vor Augen zu haben.

Indeß ward dem Dechanten die Zeit lang, und er theilte ſein Befremden darüber dem Paſtor Vitepsky mit. „Was ſoll daraus werden," ſprach er. „Bisher hat Anderſen die Portraits vornehmer Damen gemalt, ohne auch nur im entfernteſten an das Altarbild zu denken, und jetzt geht er morgen für morgen nach dem Judenquartier und bleibt dort den ganzen Tag."

„Hochwürdiger Herr," antwortete der Paſtor, „Ich war in ſeinem Atelier, aber ich werde es niemals wieder betreten. — Dieſer Maler iſt für mich ein entſetzlicher Menſch! — Wie kann man, ohne mit dem Schwarzen verbrüdert zu ſein, eine ſchneeweiße Gliederpracht ſo natürlich dahin zaubern, daß der ahnungsloſe Zuſchauer den friſchen Duft des jugendlichen Fleiſches wahrzunehmen glaubt, daß der volle blendende Buſen ſich zu blähen, und der feuchte Kelch des Purpurmundes den ſüßen Lebensathem hinzuhauchen ſcheint, während

die blauen Augen albern und verliebt funkeln oder unverschämt und wollüſtig blitzen. — Dieſer Menſch übt eine wahre Satanskunſt. Er fodert alle fleiſchlichen Gelüſte heraus. Er legt der muthwilligen Jugend Fallſtricke, um ſie toll zu machen. Und alle ſeine Bilder haben etwas Uebermenſchliches. Mich dünkt, Frauensperſonen können gar ſo ſchön nicht ſein. Es ſind friſche junge Heilige, die ſich weltliche Kleider angelegt haben, um die thörichte Putzſucht und den eitlen, irdiſchen Tand zu Ehren zu bringen. Und wahrhaftig, ſie blicken uns an voll thörichter Huld, voll alberner Barmherzigkeit, als wollten ſie uns die Hand reichen, als wollten ſie mit ihrem ganzen verführeriſchen Weſen in uns überfließen. Ich fürchte, Eure Hochwürden haben den Bock zum Gärtner beſtellt. Er wird uns ein Altarbild liefern, vor dem kein Prieſter, und hat er ſeinen Leib auch noch ſo ſehr ertödtet, im Stande ſein wird, eine Meſſe zu leſen. Ich habe groß Luſt, in meiner nächſten Predigt gegen dieſe Bilder zu eifern, und das ganze Atelier mit ſammt der hölliſchen Portraitirkunſt in den tiefſten Pfuhl der Hölle zu verdammen.“

„Lieber Paſtor,“ erwiederte der Dechant. „Wenn ich auch dieſen keuſchen Eifer loben muß, ſo iſt doch Ihre Anſicht eine durchaus verkehrte. Sie ſind jung, Sie haben noch nicht viel geſehen, und Bilder vielleicht noch niemals. Die Heiligenbilder und Altarſtücke, die Sie in Kirchen und Klöſtern gefunden, waren, wenn auch nicht ſchlecht, doch meiſtens alt und unſcheinbar. Sie hatten alſo bisher noch keinen Begriff von dem, was

ein Maler vermag; und welche Wirkungen Licht und Farbe hervorbringen können, haben Sie zum ersten Male empfunden. Verdammen Sie nicht, was Sie nicht verstehen. Die wollüstige Empfindung, die Ihnen der Anblick eines weiblichen Bildes einflößt, ist nur Neulingsreiz und schwindet mit der Zeit. Der Künstler und der Kunstkenner forschet, prüfet und vergleicht, und ist befriedigt oder hat zu tadeln. Der Verliebte erblickt in seinem Mädchen, sie mag beschaffen sein wie sie will, ein Ideal. Das Ideal des Künstlers darf aber nicht einmal an Wollust erinnern. Darum lieber Pastor, folgen Sie meinem Rath, gehen Sie heut noch einmal in Andersen's Atelier und morgen wieder, und wenn Sie übermorgen dann die Bilder sehen, so werden sie Ihre Seelenruhe nicht mehr anfechten."

Der Pastor folgte diesem Rathe. Er ging zu Andersen, und fragte ihn: „Wann das Altarblatt wohl vollendet sein könne, weil dem Herrn Dechanten daran liege, den Hochaltar einzuweihen."

Andersen antwortete: „In vier Wochen. Jedenfalls sollte zu Maria Himmelfahrt die Weihe statt haben können, zumal das Bild das heilige Ereigniß dieses Tages darstelle."

Ebenfalls konnte der Pastor nicht umhin, sich zu erkundigen, was Andersen in der Judengasse täglich mache.

Dieser sagte die Wahrheit, und der Pastor kehrte zum Dechanten zurück, dem er lautlachend erzählte: „Andersen habe eine heilige Jungfrau in der Judengasse

gefunden, und es sei die Tochter des Rabbi Raphael Ben Eli."

Der Dechant fand dieses durchaus nicht unwahrscheinlich. „Obschon Leernardo da Vinci und Raphael," sprach er, „zu Rom darüber klagten, daß es so wenig wahrhaft schöne menschliche Gestalten gäbe, so ist es doch nicht unmöglich, daß ein Maler hier zu Lande einen solchen Fund macht, wozu man ihm aufrichtig Glück wünschen muß. Wenn Andersen aber glaubt, in vier Wochen ein Altarbild von funfzehn Fuß Höhe und neun bis zehn Fuß Breite zu vollenden, so ist das ein Irrthum, den man nur der Schwärmerei eines Künstlers verzeihen kann, in so fern ein Schwärmer stets seine Kräfte überschätzt, und nie die Zeit berechnet. —"

Als der Pastor Vilepsky am folgenden Tage wieder zu Andersen ging, um sich die Bilder zu besehen, welches ihm nunmehr ein angenehmer Zeitvertreib geworden, den obendrein sein Vorgesetzter ihm anempfohlen hatte, fand er zu seinem größten Verdrusse das Atelier verschlossen. Mariamne's Bildniß war angelangt, und Andersen wollte es so bald wie möglich vollenden und copiren. Er ließ daher dem Pastor sagen, „daß sein Attelier bis zur Vollendung des Altarbildes geschlossen, und selbst für den heiligen Vater in Rom unzugänglich sei, wenn er etwa herkommen sollte."

IX.

Pastor Vitepsky.

Joseph Alexander Vitepsky war der älteste Sohn einer fürstlichen Familie. Seine Geburt kostete der Mutter das Leben, und sein Vater vermählte sich zum zweiten Male mit einem reichen, aber eben so selbstsüchtigen, wie stolzen Fräulein, die ihren Gatten plagte und ihren Stiefsohn unterdrückte. Dieser verlebte demnach eine trostlose, freudenleere Kindheit; finstre Schwärmerei und Melancholie bemächtigten seine Seele; er sehnte sich nach der Stille und Abgeschiedenheit des Klosters, und seine Mutter bestärkte ihn in dem Vorsatze, der Welt zu entsagen, und das Majorat seinem ältesten Stiefbruder abzutreten.

In seinem funfzehnten Jahre kam er in ein Collegium der Jesuiten. Die Ruhe und Abgeschiedenheit, nach welcher sich der melancholische Knabe sehnte, fand er hier in vollem Maße. Ueberhaupt kann der Weltliche kaum sich einen Begriff von der Todtenstille machen, die in einem solchen geistlichen Gebäude herrscht. — Jedes unnütze Geräusch zieht einen Verweis oder eine Buße nach sich. Man darf nicht laut sich schneutzen, nicht schnauben, indem man Athem holt, beim Gehen nicht stark auftreten, nicht schlürfen, wenn man Suppe ißt, nicht mit Messer und Gabel auf dem Teller klappern u. s. w. Während der Dauer der Exercitia spiritualia

aber, darf man auch nicht einmal ein lautes Wörtchen reden, weder einsam auf der Zelle, noch wenn man sie verläßt, um zur Messe, zu Tische oder zu Bette zu gehen. — Die Jesuiten halten sehr viel auf die Exercitia spiritualia, und beaufsichtigen sie mit besonderer Strenge. Sie bestehen darin, daß man viermal des Tages eine volle Stunde lang über gegebene Themata nachdenkt, wenn nachdenken heißen darf, daß man alles Forschen, Urtheilen, Prüfen als sündlich betrachtet; sogar unschuldige und erbauliche Gedanken als störend vermeidet, und sich lediglich darauf beschränkt, das gegebene Thema sich möglichst sinnlich vorzustellen, diese Vorstellung sich zu vergegenwärtigen und festzuhalten. Mit einem Worte: Man träumt mit wachen Augen über ein heiliges Thema, und das eben vermogte Joseph Alexander, vermöge seiner finsteren Gemüthsart, besser, als mancher grauhaarige Profeß. Es war ihm ein leichtes, sich an der glänzenden Gliederpracht der heiligen Jungfrau zu entzücken; er konnte, wie Thomas von Aquino sich in ihre seeligen Gedärme legen, welche den Heiland trugen, und in denselben die unsägliche Wonne eines Embryo empfinden, welches zum Heiland der Welt ausersehen ist. Er konnte noch weit mehr. Er sah einmal den St Paulus, und entdeckte auf seinem Rücken die Spuren von allen Peitschenhieben, deren er sich rühmt. (Corinth. 2. 11, 24.) Er überzählte die Narben, und es waren wirklich fünfmal neun und dreißig, so daß der Apostel die Corinther unmöglich belogen haben konnte. Ein andermal erblickte er den Malchus und fand, daß das Ohr, welches ihm

St. Peter abgehauen hatte, dermaßen gut angeheilt war, daß man die Nath, wo es abgeschnitten war, nicht mehr entdecken konnte. Auch die heilige Martha erschien ihm, und duftete noch nach der köstlichen Narde, mit welchem sie der Heiland gesalbt. Selbst der ungläubige Thomas versicherte ihm, daß er links sei, und zeigte ihm seine linke Hand, als diejenige, welche er prüfend in die fünf gnadenvollen Wunden des Heilands gelegt.

Aber die Zeit verging. Der gottgeliebte Novize bekam einen Bart, und mußte sich schon von einem Layenbruder barbiren lassen. Er sehnte sich, und wußte nicht wonach. Er dachte immer gern an die schöne heilige Jungfrau; er hatte das tiefste Mitleid mit jungen schönen Märtyrerinnen, von denen er in den Legenden hörte; und die Exercitia spiritualia schlugen nicht mehr an. Er schlief gut, aß und trank mit großem Appetit, aber er hatte keine Andacht.

Die Exercitia spiritualia dauern acht, vierzehn Tage, sogar vier Wochen. Während dieser Zeit bleibt man in strenger Abgeschiedenheit auf seinem Zimmer, dessen Fenster in den ersten Tagen verhüllt, oder ganz verhangen ist, so daß gar kein Tageslicht Zugang findet. Loyola will sogar, daß man sich mit Todtenschädeln und anderen Schauererweckenden Gegenständen umgeben soll, und Joseph Alexander hatte ein ganzes Skelett aus der Bibliothek nach seiner Zelle geschleppt. — Umsonst; die Vorstellungen von Himmel und Hölle waren ihm schon zu geläufig; er verrichtete spielend seine geistlichen Uebungen. Er ergriff oftmals das Skelett bei seinen Knochen-

Armen und ſprach: „Du haſt ſchöne weiße Zähne, dein Lachen gefällt mir.“ Darüber lachte er zuletzt ſelbſt, beichtete ſein Lachen, ließ ſich die Buße dictiren und vollzog ſie.

So ſaß er eines Tages wieder in ſeiner ſchauerlich ſtillen Zelle. Er hatte das Thema überleſen; das Zimmer war verfinſtert, und er erwartete das Zeichen mit der Glocke, um ſeine Exercitia zu beginnen. — Die Glocke ertönte. Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, ſtellte ſich einige Schritte weit von ſeinem Betpult, heftete die Augen auf das Crucifix, und dachte ſich, wie die Vorſchrift lautet, Gott und alle Heilige gegenwärtig; warf ſich zu Boden, um den Staub zu küſſen, nahte ſich demüthig dem Betſchemel, und bat flehentlichſt um den Geiſt, die Exercitia vorſchriftemäßig zu vollführen. Sein Gebet blieb auch heute unerhört. — Wörtlich, wie Ignatius Loyola vorſchreibt, maß er einen Raum von vier Schritten im Zimmer ab, welches die Hölle vorſtellen ſollte. Er bildete ſich ein — denn die Gewohnheit macht alles leicht — das unterirdiſche Höllenfeuer aufſchlagen zu ſehen, in jeder Flammenſpitze entdeckte er die Seele eines Sünders, welche darin, wie in einer Flaſche eingeſchloſſen war. Er ſtreckte die Fingerſpitze nach einem Flämmchen aus, und fühlte, wie es brenne. Er zog die Hand zurück, als habe er ſich verbrannt; aber dennoch fühlte er die bitterſte Langeweile. Er dachte an ſeinen Bruder, der vielleicht auf der Jagd ſich ergötzte, vielleicht in ausgelaſſener Tafelfreude ſchwelgte, und deſſen Leben eine Kette von Luſtbarkeiten

war, die ihm von Rechtswegen gebührten. Er hatte ſich zu Armuth, Keuſchheit und Gehorſam verdammt, und ſeinem jüngeren Stiefbruder die Sorge überlaſſen, durch Prachtliebe und Verſchwendung den Glanz und die Ehre des Hauſes aufrecht zu erhalten. — Darüber lachte er laut und grimmig auf. Mit einem Male aber erfaßte ihn Angſt und Verzweiflung. — „Wie!“ rief er laut. „Ich lache im Angeſicht des hölliſchen Feuers!“ — Und von neuem hörte er ſich lachen. — Da fing neues unterirdiſches Feuer an, aus dem Boden zu ſchlagen. Aber es braunte nicht lichterloh, es dampfte dick und dumpfig, und ganz kleine Flämmchen, blau und gelb, blickten aus dem dunkelrothen Qualm. Der Raum vergrößerte ſich, das Zimmer ſchien ſich zu erweitern. Die Wände verſchwanden — er ſah ein unermeßliches Meer von dunkelblauem Qualm, in welchem unzählige blaue und gelbe Flämmchen tanzten, und mit einem Male fing der Boden unter ſeinen Füßen zu glühen an, ihm war, als würde eine Flamme emporſchlagen, um ihn in ſeiner ganzen Unſeligkeit, wie eine enge glühende Flaſche zu umſchließen. Er wollte um Hülfe rufen, aber der Laut ſtockte ihm in der Kehle, und die Hitze drohte ihn zu erſticken; ſchon wollte er ſich willenlos dem ewigen Verderben, Preis geben, doch ſiehe! die ſüße Berührung von einer leichten, zarten Hand hielt ihn zurück. Es war die heilige Jungfrau in ſchneeweißer Gliederpracht, mit goldenem Haar, und Augen rein und blau, wie der Himmel. Sie trug ein ſilbernes Gewand, welches, wie ein Demant, in tauſend Funken ſpielte, und ihr Mantel

war blau, wie das Bruſtgefieder des Pfau's, und ſchillerte eben ſo in's Grüne und in's Violette. Dieſes entzückende Weſen lag knieend auf den Schemal vor dem Betpult, und ſprach zum Crucifix halb flehend und halb ſchmollend, aber mit unbeſchreiblicher ſüßer Stimme. — „Laß ihn! Er iſt ja noch ein Kind.“ — Dieß hörte er noch, und gleich darauf ſchwanden ihm die Sinne.

Erſt nach mehreren Stunden vermißte man ihn, und fand ihn endlich mitten in ſeinem Zimmer ohnmächtig am Boden. Man brachte ihn wieder zu ſich, und die ehrwürdigen Väter der Geſellſchaft Jeſu waren entzückt, als er ihnen ſeine Viſion erzählte, und freuten ſich, daß der Geiſt in ihm zurückgekehrt ſei, und die Spiritualia wieder bei ihm anſchlügen. Er mußte noch einige Tage das Bette hüten, und war vier Wochen lang der alleinige Gegenſtand erbaulicher Betrachtungen, Verwunderungen und Geſpräche. —

Von dieſem Augenblicke an war und blieb Joſeph Alexander trunken von der Holdſeligkeit der himmliſchen Maria, er fühlte, daß alle Seelen ſie lieben, alle Geiſter ſie anbeten mußten, daß ſie mehr als ein Geſchöpf — ein Gedanke Gottes ſei, ſo voll Sympathie mit dem heiligen Geiſte, daß dieſer, als ſie reif war, nur in ihre Nähe zu kommen brauchte, damit ſie empfinge. — Die heilige Jungfrau war nunmehr ſein Troſt und ſeine Beſchäftigung, ſeine Zerſtreuung und ſein ſüßeſter Traum bei Tag und bei Nacht. Er weihte ſich ihr mit Leib und Seele.

Einige Jahre ſpäter erſchien das Breve Clemens des Vierzehnten: Dominus ac Redemtor noster, wodurch der Orden der Jeſuiten aufgehoben wurde. Joſeph Alexander vollendete ſeine Studien, und widmete ſich als Weltgeiſtlicher dem Beichtſtuhl und der Kanzel. Von Jugend auf gewohnt, wachend zu träumen, und in ſüßen und ſchauerlichen Vorſtellungen von Himmel und Hölle zu ſchwelgen, wurde er als Prediger bald weit und breit berühmt. — Aber für Männer hatte er keine Beredſamkeit. Nur weibliche Seelen ſind aufgelegt, die Wonnen und Entzückungen der Andacht zu genießen, und die wollüſtigen Beängſtigungen und Schrecken der Unſeligkeit und Verdammniß zu fühlen. Wenn der Paſtor Bitepsky daher predigte, und gut predigte, ſo hatte er gewiß eine junge und ſchöne Zuhörerin im Auge, die er feſſelte, indem ſie ihn gefeſſelt hatte, und mit der er von der Kanzel herab andächtig ſchwelgte, Auge in Auge, und Seele in Seele. Ihr malte er den Himmel ſo rein und blau, daß man die Heiligen im ſonnenhellen Paradieſe Hoſianna ſingen zu hören glaubte; ihr malte er die Hölle ſo ſchwefelblau und pechſchwarz, daß man den Qualm und Brodem der Verdammniß zu wittern vermeinte; und ſein Eifer erſchütterte die ganze Gemeinde, und ſeine Salbung gereichte ihm zum Lobe und zum Ruhme weit und breit. Eben ſo machte er es im Beichtſtuhle. Wo eine männliche Stimme ſprach, hörte er kaum mit halbem Ohre hin. Ganz anders aber war's, wenn ein weibliches Stimmchen ſich erhob, und

süßflüsternd ihre liebenswürdigen Sündlein beichtete. Die Frauen sind ja nicht nur zarter geformt und reizender gebaut, als die Männer, sie haben auch eine viel zartere und hellere Stimme. Die Stimme kömmt aus dem Inneren; folglich ist ihr Inneres auch reiner und frommer, und es sind lichtere, seligere Geschöpfe, als die Männer. — Für den guten Pastor hatten sie alle etwas von der himmlischen Jungfrau, wenigstens das Geschlecht, und er verliebte sich in ihre Stimmen auf die Gefahr hin, daß sie alt und häßlich sein konnten. Er war im Beichtstuhl noch glückseliger als auf der Kanzel. Hier verbrauchte er nur seinen altvätrischen katholischen Hausrath, woran in der geistlichen Wirthschaft eines wohlstudirten Priesters kein Mangel ist; dort aber fühlte, lebte und genoß er; dort fand seine Seele andächtigen Zeitvertreib und zärtliche Erbauung. — —

Dieser galante Priester zählte jetzt acht und zwanzig Jahr, hatte noch keine Sünde wider den heiligen Geist begangen, und noch keine Bilder gesehen. Daher machten die üppigschönen Frauenbilder in Andersens Atelier einen so wunderbaren Eindruck auf ihn. — Die Träume erhitzter Einbildungskraft stehen weit zurück gegen die bewußte Phantasie des Malers, und die heilige Jungfrau, welche Joseph Alexander als siebzehnjährigen Knaben in Fiebergluth, Inbrunst und Höllenangst erblickte, war minder schön und klar als Andersens weibliche Portraits. Eben so erklärlich ist aber auch sein Gelächter, weil Andersen ein Judenmädchen als Himmelskönigin für den

Hochaltar malen wollte. Was gab es süßeres und heiligeres für ihn als die himmlische Maria, und was schien ihm garstiger und verworfener, als ein Judenmädchen.

X.

Das Altarbild.

Vier Wochen waren etwa verstrichen, als Andersen an einem sonnenhellen Vormittage sich beim Dechanten melden ließ. Er wurde augenblicklich angenommen und meldete, daß das Altarbild vollendet und in seinem wiedergeöffneten Atelier ausgestellt sei für jeden, der es in Augenschein zu nehmen Lust habe.

„Geliebter Freund!“ rief der Dechant. „Wie kann das Bild vollendet sein? Das ist unmöglich!“

— „Ich bitte um Verzeihung; es ist factisch.“

— „Dann kann es aber unmöglich viel taugen!“

— „Bitte um Verzeihung; es ist das Beste aller meiner bisherigen Bilder.“

— „Geben Sie Acht, Sie werden sich übereilt haben.“

— „Die Einzelheiten ſind nicht ſo fleißig behandelt, wie bei der Schäferin, allein das Bild iſt dennoch ſauberer, und bei weitem beſſer.“

— „Das kann ich dem Künſtler ſelbſt unmöglich glauben, und muß mich mit Kenneraugen davon überzeugen.“

— „Das können Sie auf der Stelle.“

Der Paſtor Vitepsky war gegenwärtig, und bat ſich die Erlaubniß aus, mitzugehen. —

Es war ein kunterbuntes Bild, voll katholiſchen Spectakel. Rechts von der heiligen Jungfrau erblickte man Engel mit Lilien und Palmen; links von derſelben ſangen zwei Engel fromm und ämſig aus einem Notenbuche, und ein dritter ſchaute über ihre Köpfe hinweg mit in's Buch, und ſtrich zartlächelnd zu ihrem Geſang die Geige. Unten blickte der Rand der Erdkugel aus dunkelblauem Gewölk; oben war der Himmel roſenfarbig, und Engel mit Harfen und Geigen ſaßen ſingend und muſicirend auf einem goldgelben Regenbogen. — So weit die Ausſtaffirung, welche weder etwas Ausgezeichnetes noch Originelles hatte, was ſich von Anderſens Compoſitionen auch nicht erwarten ließ. Ganz anders aber war es mit der Hauptfigur, welche voll Kunſtwahrheit und Leben aus der farbenbunten Umgebung hervortrat. Ein wunderbares junges Mädchen, ſtrahlend von Jugend und Anmuth, glänzend von Schön-

heit, lächelte glückselig verzückt und schaute begeistert gen Himmel, und die Stellung war so glücklich, das Colorit so durchsichtig, die Haltung so leicht, der Faltenwurf so gelungen, daß, je länger man sie betrachtete, desto mehr schien sie empor zu schweben. — Es war Schade, daß Andersen diese Figur nicht allein und ohne weitere Umgebung gemalt hatte; aber die Erdkugel, die Engel und der rosenrothe Himmel waren bestellt worden, und solche Bestellungen haben schon manches Bild verunstaltet.

Der Dechant wußte nicht, sollte er sich mehr wundern über das Bild an sich, oder, daß es in so kurzer Zeit vollendet war.

Univ.-Bibl. München

Der Pastor aber fragte mit athemlosem Staunen: „Und dieses bezaubernde Geschöpf lebt wirklich und ist kein Künstlertraum?“

„Sehen Sie dort ihr Kleid, welches ich noch nicht zurückgeschickt habe;“ sprach Andersen, und deutete auf Mariamne's gelbes, blau- und violettcarrirtes Taffetkleid, welches er, um den Faltenwurf herauszubringen, einem seiner Mannequins umgehängt hatte, der in der schwebenden Stellung sich gar wunderlich darin ausnahm.

Der Pastor aber nahte sich dieser sonderbaren Gestalt voll Ehrfurcht, kniete nieder, ergriff das Gewand und küßte es inbrünstig.

Andersen lachte laut.

„Lachen Sie so viel Sie wollen,“ sprach der Pastor auf seinen Knieen. „Aber selbst das Gewand eines so vollkommenen Geschöpfes ist jeder Huldigung werth.“

„Stehen Sie auf!“ rief der Dechant unwillig.

Der Paſtor gehorchte und ſprach: „Sie iſt eine Jüdin; aber im Namen der heiligen Jungfrau, welche ich ferner in ihrer Geſtalt verehren werde, gelobe ich, ihre Seele zu retten, ihr den Weg des Himmels kennen zu lehren, und ſie an meiner Hand einzuführen in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche.“

Dawider konnte der Dechant nichts haben. Doch Anderſen verſetzte: „Das wird Ihnen ſehr ſchwer werden. Sie iſt die gehorſame Tochter eines langnäſigen, langbärtigen Rabbi, und die glückliche Braut des garſtigſten, elendeſten Schacherjuden, der je einen Packen unter dem Arme trug. Ihr Vater überwacht ſie mit frommem Eifer, damit kein Blick aus Chriſtenaugen die Unſchuld ſeiner Tochter entweihe, und ihr mißgeſtalteter Bräutigam hat die Argusaugen der Eiferſucht; ſie ſoll nur für ihn ſchön ſein, und er mißgönnt ihren Anblick jedem Anderen. Für Chriſten iſt ſie unzugänglich.“

„Wie gelang es Ihnen denn, ſie zu portraitiren?“

Anderſen erzählte, durch welche Liſt er ihren Bräutigam dazu vermogt hatte, und der Dechant konnte nicht umhin, herzlich darüber zu lachen.

„Aber dieſe Blicke heiliger, gen Himmel ſchwebender Begeiſterung, dieſes Lächeln der Glückſeligkeit iſt Ihr Werk?“ fragte der Paſtor.

„Ich könnte ja ſagen, aber dieſes Geſchöpf iſt zu merkwürdig, darum will ich geſtehen, ich habe alles Zug für Zug abgeſchrieben. Es ſind ihre Augen, ihre Haare, ihr Mund, ihr Hals, ihre Bruſt, ihre Arme,

ihre Hände, ihr Kleid, ja selbst ihre Füße; weil der Contract lautete, daß ich sie von Kopf bis Fuß malen sollte, so bestand ich darauf, daß sie Schuh und Strümpfe ausziehen mußte. Sie sehen, ich habe wohl gethan, auch diese schwebenden Füßchen nach der Natur zu malen."

„Und ein solches Wesen," fragte der Dechant, „gehorcht dem Blödsinn und begnügt sich mit dem Garstigen?"

„Ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gesehen," antwortete der Maler. „Sie kennt nicht die Welt und das Leben, und ihr ganzes Glück besteht darin, gehorsam zu sein. Mit Freuden gehorcht sie ihren Eltern, ihrem Bräutigam, und jedem, in dem sie einen Vorgesetzten erblickt. So ist das jüdische Weib eine Magd, die Sklavin in einem, seit Jahrhunderten in Sklaverei versunkenem Volke. Ihr Bräutigam befahl ihr, sich portraitiren zu lassen, und wer vom Modellstehen lebt, hat nicht die Geduld, Ausdauer und Gewalt über seine Mienen und Blicke, wie dieses Mädchen. — Für eine Heilige ist sie ein wenig zu blühend, aber ich ließ sie sitzen, ohne daß sie sich erholen und erquicken durfte, und wenn sie bleich, matt und hinfällig war, suchte ich sie durch religiöse Gespräche aufzuregen. So entstand dieses Heiligenbild, das Portrait einer leibhaftigen Jüdin."

„Sie suchten sie durch religiöse Gespräche aufzuregen?" fragte der Pastor. „Haben Sie ihr die Wahrheiten unserer heiligen Kirche mitgetheilt."

— „Nein. Ich ließ sie reden. Sie schwärmt für

den Glauben ihres Volkes, und ist stolz auf die Weisheit ihrer Väter. Sie hat mir viel Schönes von den Schriften und Sagen der Juden mitgetheilt. — Als das Bild sich aber seiner Vollendung nahte; als sie gewahrte, wie rührend schön die Bläſſe und Mattigkeit ihr ließen, und wie sehr Begeisterung und Verzückung sie kleideten, da brauchte ich zu keinen künstlichen Mitteln mehr meine Zuflucht zu nehmen; sie schwärmte für ihr Bild, sie war entzückt davon, sie hätte sich zur Märtyrin desselben gemacht. Und als es endlich vollendet war, und ich es ihr zeigte, fragte sie: „Werde ich im Paradieſe so aussehen?“ und weinte Thränen der Rührung und Dankbarkeit.“

Mit vieler Theilnahme hatte der Dechant zugehört. „In der That,“ sprach er, „wenn sie nur portraitirt und nicht erfunden haben, so weiß man nicht, soll man das Bild oder das Original mehr bewundern.“

Der Pastor aber murmelte vor sich hin: „Gehorsam, — schwärmerisch, — leichtgläubig, — verliebt in ihr Bild. — Es muß gelingen.“

Drittes Buch.

Die Folgen.

I.

Der Brief.

Der reiche Israel hatte sich sehr freigebig erwiesen. Mariamne besaß an Schmuck und Kleidern mehr, als sie wünschen konnte. Manchmal fand sie die Gaben ihres Schwiegervaters zu kostbar; dann aber sagte er: „Bedenke wer du bist: Die Tochter des Rabbi, die Schwiegertochter des ersten Vorstehers der Gemeinde, die Braut des einzigen Sohnes des reichen Israels; also bist du die erste Jüdin in unserem Quartier und für dich kann gar nichts zu gut sein.“

Gleich früh Morgens mußte sie sich putzen und zu ihrem Schwiegervater gehen, wo sie den ganzen Tag blieb, vor dem Fenster saß, und sich mit weiblicher Handarbeit beschäftigte. Das ämsige und anhaltende

Arbeiten aber war ihre Sache nicht, und zu mal wenn sie allein war, sanken ihre Hände in den Schooß, ihr Kopf fiel hinten über, und sie fing an zu sinnen und zu träumen.

Sie war aber häufig allein. Schief-Levinche war meistentheils auf den Handel; der reiche Israel in seinem Lager, und die Muhme bei der Magd in der Küche. Auch hatte sie viel zu sinnen und zu träumen, denn sie war nicht glücklich. Nicht weil sie an sich dachte, Wünsche hegte, oder Ansprüche machen wollte. Nein! Ihre ganze Umgebung war nicht mehr die heitere und zufriedene von ehemals; sie konnte Niemandem mehr Freude machen und Gutes thun. Auch war Schief-Levinche eifersüchtig auf seinen Vater, und erwies sie diesem Ehrfurcht und Dankbarkeit, so war er hämisch und boshaft gegen sie. Oft verwies ihn dies sein Vater und es entstanden Zwistigkeiten und Zänkereien, deren ganz unschuldige Veranlassung sie war.

Noch viel bunter ging es jetzt im Hause des Rabbi zu. Die Rabbizin führte die Wirthschaft und den Befehl über die Talmudschüler. Aber niemand that, was sie sagte, und sie selbst konnte nichts angreifen, und war überhaupt nicht mehr gewohnt, etwas zu thun. Der Rabbi weinte alle Tage, weil er entweder Mittags oder Abends nichts zu essen hatte, oder die Speisen nicht gar oder auch verbrannt waren. Nichts wurde mehr rein gemacht, und die Schüler murrten laut und weigerten sich, das Geringste zu verrichten. Kurz, die Seele des Hauses fehlte, und fühlte sich da, wo sie war, unbehaglich.

„Was ſoll ich in dieſem Hauſe?“ dachte Mariamne oft. „Hier iſt eine Muhme und eine Magd und nur zwei Männer, welche Geſchäfte haben, und mit allem was geſchieht, zufrieden ſind. Aber der Rabbi iſt eigen, und meine Mutter iſt noch eigener. Es iſt eine Kunſt, bei ihnen zu wirthſchaften, denn es iſt wenig vorhanden, aber zu thun giebt es dort immer, denn den ganzen Tag wird das Haus nicht leer. — In dieſes Haus gehört ein reiches Mädchen, welche viele tauſende mitbringt. Ein reiches Mädchen mag die Dame ſpielen, müſſig vor dem Fenſter ſitzen und ſich bedienen laſſen, ich aber habe kein Herz dazu; wenn ich bedenke, daß meine Eltern in Armuth, Staub und Koth umkommen. — Wehe, Wehe! Ich bin eine Fremde in dieſem Hauſe, ein Kind, dem man nichts anvertraut und aufträgt, eine Puppe, die man aufputzt und vor's Fenſter ſetzt, damit die Vorübergehenden ſie anſehen. Ich habe nichts zu thun, als mich zu ſchmücken und mich in den Spiegel zu ſehen. Ich werde eitel und thöricht werden und Gott wird mich ſtrafen. Gott ſtraft nur die Sünden der Menſchen und eine Thorheit iſt keine Sünde. Aber der Talmud ſagt: „Gott verzeiht wohl die Thorheiten der Menſchen; wenn der Menſch aber ſeiner Thorheiten halber das Gute verſäumt, was er zu üben Gelegenheit findet, ſo ſtraft Gott auch die Thorheiten der Menſchen.“ — Wehe! wehe! Mein ganzes Hierſein iſt eine Thorheit, und ich unterlaſſe alles Gute, was ich zu Hauſe bei meinen Eltern verrichten konnte. Strafe

mich deshalb nicht, mein Herrgott! Du haſt mich zum Frauenzimmer gemacht, welches keinen Willen haben ſoll.“

Am Tage nach Maria Himmelfahrt war Mariamne unterwegs nach dem Hauſe ihres Schwiegervaters, als ſie von einem Fremden angehalten wurde, der verſtohlen ihr ein Papier in die Hand ſchob, und eiligſt weiter ging. Es war feines, wohlriechendes Velinpapier mit einer Goldborte, und mit zierlichen, hebräiſchen Buchſtaben ſauber beſchrieben. Arglos faltete Mariamne es auseinander, aber kaum hatte ſie die erſten Zeilen flüchtig durchlaufen, als ſie erröthete, das Schreiben verſteckte, und ſorgfältig umherſchaute, ob ſie nicht etwa aus irgend einem Fenſter beobachtet worden ſei. Erſt als ſie darüber ſich völlig beruhigt hatte, ſetzte ſie mit leichtem Herzen ihren Weg nach dem Hauſe ihres Schwiegervaters fort. —

Das Zimmer, in welchem ſie nähte, war zugleich das Wohn-, Speiſe- und Putzzimmer. Die beſten Möbeln ſchmückten es: das heißt, werthvolle Möbel, welche aber, wie immer bei einem Trödler, nicht zu einander paßten, und in jüngeren Tagen ſchon dieſem und jenem Herrn gedient hatten. Die Fenſter gingen nach der Straße. Rechts an der Wand hing ein großer Spiegel; aber der Thür gegenüber prangte Mariamne's lebensgroßes Portrait, und überſtrahlte alles andere durch ſeinen Glanz und ſeine Neuheit; durch das prachtvolle Colorit und den blitzenden, goldenen Rahmen. Keine andere jüdiſche Familie hatte einen ähnlichen Zimmerſchmuck aufzuweiſen. Jeder Eintretende mußte

unwillkührlich ſeine Augen auf das ſchöne Bild richten, und wohin er ſich auch wandte, ſeine Blicke kehrten immer wieder zurück zu dieſem Wunderwerke, dem Glanzpunkte des ganzen Zimmers.

In dieſer Umgebung hatte Mariamne Gelegenheit, das empfangene Schreiben wieder hervorzuziehen, es zu entfalten und zu leſen. Es lautete folgendermaßen:

„Schöne Mariamne!“

„Du biſt beſtohlen, ohne etwas zu vermiſſen; was man Dir genommen, haſt Du noch, und Dein Dieb iſt ein feiner edler Herr, voll Seele und Geſchmack. — Kannſt Du dieß Räthſel löſen? — Es iſt leicht: — Du biſt und bleibſt das ſchönſte Mädchen auf der Welt; aber Deine unvergleichliche Schönheit hat man zu frommen Zwecken entwendet. — Ein Maler kam hieher, dem viel Geld geboten ward, damit er ein Altarbild male für unſere Marienkirche; die heilige Jungfrau, wie ſie in ihrer Verklärung gen Himmel fährt. Aber welche irdiſche Farben, welche menſchliche Einbildungskraft erreicht die heilige Majeſtät und Holdſeligkeit der himmliſchen Jungfrau? Wer kann ſich einen Begriff machen von den Reizen der auserwählten Braut des heiligen Geiſtes, von der Seligkeit ihres Leibes, den Gott ſelbſt ſich auserſah, um in ihren ſüßen Eingeweiden Menſch zu werden, und Tod und Sünde zu tilgen? — Selig, ſelig iſt der Leib, der den Herrn getragen, und an Leib und Seele ſelig iſt die heilige Jungfrau, die lebendigen Leibes gen Himmel fuhr. Dieſe Verklärung ſollte der Maler darſtellen. Aber vergebens

zermarterte er ſein Gehirn; vergebens durchſtöberte er alle Schätze der menſchlichen Einbildungskraft! Alles, was Maler und Bildner je geleiſtet, war nicht hold, nicht zart genug.

Da führte ſein gutes Glück oder das Schickſal vielmehr, welches Deine Schönheit nicht unerkannt und unbewundert verblühen laſſen wollte, dich ihm entgegen — und die Himmelskönigin war gefunden.

Der Maler wußte ſchlau und liſtig Deinen Bräutigam zu bereden, daß er Dich malen ließ. Und dieſer willigte ein, in Hoffnung eines anſehnlichen Gewinnſtes. — Der Maler quälte Dich ſehr durch Stillſitzen in einer ſchwierigen Stellung, nur damit Du recht bleich und leidend ausſähſt, um Dich, wie Du leibſt und lebſt, als Heilige und in Verklärung darzuſtellen. Dann malte er Dich noch einmal für unſeren Hochaltar. Beide Bilder gleichen ſich ſehr. Nur das unſrige iſt viel größer, und eine ſtrahlende Glorie ſchmückt dein holdſeliges Haupt. Engel umgeben Dich liebend und anbetend, und Roſenwolken tragen Dich gen Himmel!“

„Geſtern wurde unſer Hochaltar geweiht. Der hochwürdige Biſchof ſalbte ihn mit Chryſam; denn der Altar bedeutet unſeren Heiland, welcher der Geſalbte des Herrn iſt, und deshalb auch wird das Gebein eines Heiligen in demſelben vermauert, zum Zeichen, daß alle Heilige, Fromme und Gerechte im Heilande fortleben. Der Altar war geſchmückt mit vielen Lichtern auf hohen ſilbernen Leuchtern, mit koſtbaren goldenen Gefäßen, und Sonnen und Sternen von Diamanten, deren Werth

unbezahlbar ist; allein der Hauptschmuck war und bleibt Dein Bild! — Wir spendeten ihm köstlichen Weihrauch, der aus silbernen Gefäßen quoll, und der Bischof im goldgestickten Gewande, Chorknaben, ähnlich den Engeln, die auf dem Bilde Dich umgeben, lagen davor auf ihren Knieen. Alles kniete, — vornehme Herrschaften, geistliche und weltliche Herrschaften; schöne Jünglinge und stolze Jungfrauen, Adel und Volk, Armuth und Reichthum, alles war hingerissen von Deiner Schönheit, und berauscht von Deinen Reizen; und wir beteten zu Deinem Bilde:

Heilige Jungfrau aller Jungfrauen, bitte für uns!
Geistliche Rose! bitte für uns!
Königin der Engel! bitte für uns!
Königin der Patriarchen! bitte für uns!
Königin der Propheten! bitte für uns!
Königin der Apostel! bitte für uns!
Königin der Märtyrer! bitte für uns!
Königin der Jungfrauen! bitte für uns!
Königin aller Heiligen! bitte für uns!
Königin des heiligen Rosenkranzes! bitte für uns!

„Dein Bräutigam, ehrt und feiert er Dich auf gleiche Weise? Weiß er Deine Schönheit zu würdigen, und Dein Bild zu schätzen? — Schwerlich! — Heil und Segen aber dem Maler, der Dir Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und Deine Schönheit unsterblich machte, indem er sie dahin stellte, wo sie nach hundert und aber hundert Jahren noch von allen Menschen bewundert und angebetet werden wird. Denn zu etwas Besserem bist

Du geboren, als in der engen, finstern Judengasse zu verblühen. Mariamne! ein fürstliches Loos harret Deiner! Du aber kannst einem Sterblichen ein göttliches Loos bereiten.“ —

Ein Christ.

Mariamne war wie im Traume. — Sie ließ die Hände mit dem Briefe sinken — und hatte nun ihr herrliches, lebensgroßes Contrefei vor Augen, welches, viel zu prächtig für ein Judenhaus, gar nicht hieher zu gehören schien, und erhaben und fremdartig-kostbar das ganze Zimmer gleichsam in eine Kapelle verwandelte.

Von bangen Schauern durchdrungen, sprach sie bei sich:

„Bin ich denn wirklich so schön? — Andere junge Mädchen sind doch auch schön? Uebertreffe ich sie alle? Bin ich die Ausgezeichnete, Seltene, Einzige?“

Sie wandte sich zum Spiegel und fand sich bleich vor Aufregung, wie auf dem Bilde, und eben so blitzten ihre Augen vor innerer Wonne. Sie konnte nicht umhin, über die erstaunliche Aehnlichkeit zu lächeln, und wieder fand sie, daß ihr Lächeln ganz das des Bildes sei. —

„Hochgelobter Gott!“ betete sie stille. „Du hast einen Abglanz von deiner Allmacht an einzelne Menschen übertragen! Gelobt seist du! — Du hast dem Einzelnen wunderthätige Fähigkeiten verliehen, daß sie nachbilden können die Geschöpfe, die du geschaffen; daß sie fesseln können das bewegliche Leben, und festhalten die flüchtige

Schönheit und hinfällige Blüthe des Mädchens. Gelobt seist du! — Aber was du zum Guten den Menschen verleihst, mißbrauchen sie zum Bösen, und statt dich anzubeten und zu verehren, du hochgelobter Gott, du Herr der Welten und König der Engel, mißbrauchen sie ihre Wundergaben, um Götzenbilder zu errichten und Abgötterei zu treiben. — Hochgelobter Gott! Du hast dem Maler erlaubt, von der Tochter deines auserwählten Volkes ein Götzenbild zu machen, zürne ihr deswegen nicht! Sie will nicht Königin der Engel und der Patriarchen sein; denn das sind deine Namen. Du bist der einzige Gott, und deine Namen bleiben deine Namen, und preisen und loben will ich dich stets, du einziger Gott, wie meine Erzväter Abraham, Isaak und Jakob dich gelobt und gepriesen haben, und wie die Rabbinen es vorschreiben, denen du einen Abglanz von deinem göttlichen Geiste verliehen hast. — Amen."

Nachdem sie so gebetet, fielen ihre Augen wieder auf den Spiegel, — und sie stieß einen Schrei aus und verbarg hastig den Brief in ihren Busen. — Schief-Levinche, in seiner ganzen Häßlichkeit, stand in der weitgeöffneten Thür auf der Schwelle, und hatte sie belauscht. Er hinkte näher.

„Hast du nichts zu thun?" fragte er. „Was stehst du mitten im Zimmer? Was schaust du dich im Spiegel? Was beguckst du dein Portrait? Was versteckst du da für ein Papier? Gieb dir keine Mühe, ich habe alles gesehen!"

— „Levinchelieb! das Papier geht Dich nichts an."

— „Aber ich will es ſehen!“

— „Ich werde es dir aber nicht zeigen!“

— „Aber du mußt, und ich gebe dir noch kein gutes Wort darum!“

— „Ich bin ja noch nicht deine Frau, daß ich dir gehorchen muß!“

— „Du ißt hier, du trinkſt hier, du biſt den ganzen Tag hier im Hauſe, deine Eltern kümmern ſich nicht mehr um dich, und ich gebe dir alles, alſo mußt du mir gehorchen!“

— „Schrei nur nicht ſo!

— „Zeig mir das Papier, oder ich ſchreie, daß die Leute auf der Straße ſtille ſtehen.“

— „Willſt du mir Verdruß machen?“

— „Ich will das Papier ſehen!“

— „Schwöre mir erſt, daß niemand, weder dein noch mein Vater, noch meine Mutter, noch ſonſt jemand etwas von dieſem Brief erfahren ſollen.“

Schief-Levinche ſchwur: „Bei meiner Geſundheit und bei meinem Leben, bei meines Vaters koſcheren Bart, und bei der Seele meiner Mutter!“ Wobei ſoll ich noch ſchwören? —

Mariamne war befriedigt und reichte ihm den Brief.

Er durchlas ihn und rief ein mal über das andere: „Gott! welche Bosheit! Gott! welche Verruchtheit! Gott! welch ein Scheuel und Grauel! Gott! welche Gemeinheit! Gott! welche Verworfenheit!“

In proteſtantiſchen Ländern erblicken die Juden den Urheber aller ihrer Leiden und Verfolgungen in Jeſus

Christus; in katholischen Ländern gilt ihnen die heilige Jungfrau als das verächtlichste, hassenswertheste Geschöpf, und man kann einer Jüdin daselbst keinen größeren Schimpf, keine empfindlichere Beleidigung anthun, als, indem man sie eine Mutter Maria nennt. —

Mariamne aber war mehr als beschimpft und beleidigt durch diesen Brief. — Abgötterei gilt bei den Juden für den schändlichsten Frevel, auf welchem die schrecklichsten Flüche und Strafen ruhen, und das unreinste und scheuseligste ist ein Götzenbild; man darf nicht daran denken, ohne sich schwer zu versündigen. — Und die schöne, fromme Rabbinerstochter war laut jenem Briefe zu einem Götzenbild gemacht worden, mit welchem Abgötterei getrieben wurde. — — Leichenblaß und mit zitterndem Munde fragte er: „Mariamnelieb! Wie kommst du zu dem Brief?“

— „Als ich zu euch ging, rannte jemand eilig mir vorüber, und schob mir das Papier in die Hand.“

— „War's ein Christ?“

— „Welche Frage! Juden bestellen doch solche Briefe nicht!“ —

— „Und von Christen nimmst du solche Briefe an?“

— „Wußte ich, was es war? Ich dachte, es sei ein amtliches Schreiben an den Rabbi, ich nehme dem Gerichtsboten öfters die Briefe für meinen Vater ab.“

— „Mariamnelieb! Du lügst mir voll den Hals. Schreiben die Gerichte auf feinem, wohlriechendem Papier? Sind sie so galant und zuvorkommend gegen uns arme Juden?“ —

— „Ich ſage dir ja, ich wußte nicht, was es war!“

— „Und ſolche Briefe lieſt du und wirfſt ſie nicht von dir mit Abſcheu und Entſetzen?“

„Was mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, darf ich leſen. Mein Vater hat es mir erlaubt, denn es ſind die Schriftzüge unſerer heiligen Sprache.“

Schief-Levinche verlor die Geduld. Voll Verdruß, ihr nichts anhaben zu können, hinkte er zur Thür und ſchrie aus vollem Halſe:

Vater! Vaterlieb! Komm der Vater! Hört der Vater nicht? Der Vater ſoll den Augenblick kommen!“

Der reiche Israel eiligſt herbeirennend, ſchrie eben ſo, und faſt zugleich mit ſeinem Sohne: „Nu! Nu! Was giebts? Was iſt dermehr? Was iſt los? Was iſt geſchehen? Was ſchreiſt du? Was ärgerſt du dich? Was ſoll ich?“

Schief-Levinche reichte ihm den Brief: „Vaterlieb! ſolche Briefe nimmt meine Braut auf offener Straße von Chriſten an, das ſind die Freuden, die dir deine liebe Schwiegertochter macht, und obendrein will ſie noch Recht haben!“

„Du haſt falſch geſchworen!“ ſprach Mariamne mit Entſetzen.

— „Habe ich falſch geſchworen?“ entgegnete er höhniſch. — „Ich bin doch kein Rabbi und kein Gelehrter, der allemal ſchwören kann richtig. Ich bin doch nur ein Handelsjude und kann auch Mal ſchwören falſch. Ich ſchwöre falſch das ganze Jahr, mein Geſchäft bringt das ſo mit ſich. Du aber biſt eine Rabbinerstochter

und sprichst wie ein Gelehrter! Nun? Was bist du jetzt. Eine Mutter Maria, ein böses Götzenbild in einer unreinen Christenkirche. Pfui über dich, pfui! pfui!"

— „Gott ist gerecht, er wird mir nicht entgelten lassen, wenn andere sich an ihn versündigen; du aber hüte dich, daß er deine Meineide nicht straft."

— „Gott hat auch mehr zu thun, als sich darum zu kümmern, ob ich falsch oder richtig schwöre."

Indeß hatte der reiche Israel den Brief durchlesen. „Gott soll doch behüten und bewahren;" rief er, indem er mit Abscheu den Brief auf den Tisch warf. „Welch ein Abschaum von Sünde! Welch ein Bodensatz von Verruchtheit! Man verunreinigt sich die Hände, die das Papier halten und die Augen, die die Buchstaben lesen. — Mariamnelieb! Gott sei dir gnädig! Weißt du, wer die heilige Jungfrau ist? Das ist die Mutter Maria, die Mutter jenes gekreuzigten, verspieenen, ausgepeitschten Bastards, den die Christen zu ihrem Abgott gemacht! — Mariamnelieb! Gott hat dich doch gestraft! Er hat dich gestraft grausamlich!" —

„Was thut der Vater damit?" rief Schief-Levinche. — „Sie freut sich darüber! Ich habe sie belauert, wie sie sich freute! — Hier stand sie, mitten im Zimmer, mit dem Brief in der Hand. Bald schaute sie dahin auf das Bild, bald dorthin in den Spiegel, um zu vergleichen von Wort zu Wort den Brief mit Zug für Zug ihres Bildes, ob sie auch wirklich ist eine Mutter Maria, und als sie gesehen hat, sie ist eine Mutter

Maria, hat ſie zuſammengelegt die Hände, und die Lippen bewegt, und hat angebetet ſich ſelbſt als die Mutter Maria. —

„Pfui über dich du böſer Lügner!“ rief die zärtliche Marianne, die gar nicht wußte, wie ihr geſchah, und womit ſie ſolch eine feindſelige Behandlung verdient hatte.

„Still! ſtill Kinder!“ rief der reiche Israel.“ Was zankt ihr Euch, was ärgert ihr Euch? Ich glaube noch gar nicht die ganze Sache. Schweigt um Gotteswillen, damit nicht ruchbar werde, was uns allen zur Schande gereicht.“

— „Was glaubt der Vater nicht?“

— „Es iſt kein Götzenbild von ihr gemacht; es iſt eine Bosheit von dem Chriſten, der den Brief geſchrieben. Er wollte ſich über ſie luſtig machen; er wollte ſie zum Narren haben.“

— „Wenn man ein Judenmädchen zum Narren haben will,“ wandte Marianne ein, ſo malt man nicht feine hebräiſche Buchſtaben auf feines wohlriechendes Papier mit goldener Borte.

„Da ſieht es der Vater! rief Schief-Levinche. — Sie freut ſich darüber, die Maſſe Behema; ſie ſchätzt ſich zur Ehre, die Mutter Maria zu ſein! — Was habe ich dem Vater geſagt? Sie iſt dumm, dumm wie ein Vieh! — So groß wie ſie iſt, ſo dumm iſt ſie! Sie iſt dumm zum Erbarmen! Sie iſt ſo dumm, daß ſie nicht weiß, ob ſie lebt! Es iſt eine Strafe von Gott, daß ein Weibsbild ſo dumm iſt! —

Zweierlei konnte Mariamne nicht vertragen: wenn sich jemand frevelhafterweise versündigte, und wenn man sie für dumm erklärte; und pflegmatische Naturen, stört man sie aus ihrer Ruhe auf, sind einer wundersamen Aufregung fähig. — Die sanfte schüchterne Marianne begann plötzlich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen: „Ja! ich bin dumm; denn ich thue, was ihr von mir verlangt. — Ich habe stille gestanden und stille gesessen bis zum ohnmächtig werden. Ich habe gen Himmel geschaut, bis mir der Nacken weh that, und obendrein habe ich dazu lächeln müssen und munter schauen. — Wer bestand darauf, ich müßte mich malen lassen? — Das warst du, Levinche! — Wer schärfte mir ein, alles zu thun, was der Maler von mir verlangte? — das war't Ihr, Herr Israel. — Ihr beiden habt mich dem Christen Preis gegeben, daß er ein Götzenbild von mir mache. — Ihr könnt wohl das größte Wort haben gegen ein unwissendes Mädchen, da ihr zwei Männer seid; Ihr könnt schreien und mich behandeln, nicht als ob ich Braut und Schwiegertochter, sondern als ob ich eine fremde Person und Eure Magd sei. Meinem Vater aber bin ich keine fremde Person und keine Magd, und der Rabbi wird sich seiner Tochter schon annehmen, denn der Mann weiß, was er zu thun hat. — Auch habe ich hier den Brief — darin steht alles. — Hier steht: Der Maler wußte schlau und listig deinen Bräutigam zu bewegen, daß er dich malen ließ. — Also hat mein Bräutigam, welcher sich einbildet, ein kluger Kopf zu sein, sich von einem Christen betrügen

laſſen. — Hier ſteht: Dem Maler wurde viel Geld geboten — und hier ſteht: Dein Bräutigam verſtand ſich dazu, in Hoffnung eines anſehnlichen Gewinſtes! — Alſo bin ich verkauft und verhandelt worden! — Kann ich dafür? Ich bin nur ein Mädchen, ich muß thun, was diejenigen heißen, denen ich angehöre, und was mein Schwiegervater und mein Bräutigam von mir verlangen. Ich habe es gethan. Es ſteht auch in dem Brief. — Hier: Der Maler quälte dich ſehr; in einer unbequemen Stellung mußteſt du ſtundenlang verweilen, nur um recht bleich und leidend auszuſehen um dich, wie du leibſt und lebſt, als Heilige in Verklärung darzuſtellen. — Endlich iſt hier auch das Bild. — Es ſieht bleich und leidend genug aus, obſchon es lächelt und heiter ſchaut — und ſo kann jederman ſehen, was ich dabei gelitten habe, indem ich that, was Ihr von mir verlangtet.

Mit Erſtaunen hatte der reiche Israel ihr zugehört. Er blickte ſeinen Sohn mit einer Miene an, welche ungefähr auszudrücken ſchien: Alſo die hältſt du für dumm? —

Schief-Levinche aber gerieth völlig auſſer ſich. „Die Trauer über dich!“ fing er an zu fluchen. „Ein böſes Fieber auf deine rothen Wangen, die ſchwarzen Blattern auf deine glatte Haut; geh mir aus den Augen, oder ich vergreife mich an dein Mutter Maria Geſicht.

Marianne antwortete ſtolz: — „Soll ich zu Hauſe gehen und meinem Vater ſagen, daß du mich nicht mehr willſt?“

„Kann er den Knaß bezahlen? hat er fünfhundert Thaler? Ich ruhe nicht und ſollte ich den Rabbi ſammt der Rabbizin von hier treiben, daß ſie wie heimathloſe Gäſte in der Welt herumziehen müſſen und betteln!“

„In meines Vaters Angelegenheiten,“ erwiederte ſie voll Würde, „habe ich kein Urtheil. Der Rabbi wird wiſſen, wer der Schuldige iſt und ich zeige ihm den Brief. Du haſt ihn geleſen und ich habe dir die Stellen genannt, auf die ich mich berufe. Vielleicht biſt du der Schuldige. Vielleicht ſpricht der Rabbi, er könne ſeine Tochter dem Manne nicht geben, der ſie leichtſinnigerweiſe den chriſtlichen Götzendienern preis giebt. — Vielleicht ſpricht er, ſeine Tochter ſolle Buße thun und du die Koſten tragen. — Vielleicht verurtheilt er dich zu einer bedeutenden Entſchädigung, weil ſeine Tochter jetzt gar keinen Mann bekommen kann. — Du ſagſt, ich bin dumm, aber ich kenne meine Rechte und ich weiß auch, daß, wenn du dich dem Urtheil des Rabbi widerſetzeſt, er dir die Synagoge verbieten und deinen Namen dort anſchlagen laſſen kann.“

Dies war keine leere Drohung, damals und dort hatte der Rabbi ſolche Macht. Der reiche Israel hielt daher für gerathen, ſich in das Geſpräch zu miſchen, und begann zu ſeinem Sohne:

„Du biſt doch ſo dumm wie ein Vieh; du biſt doch ſo dumm, ſo groß wie du biſt; du biſt doch dumm zum Erbarmen; du biſt doch dumm, daß es eine Strafe Gottes iſt!“

„Warum bin ich dumm wie ein Vieh?“ fragte Schief-Levinche. „Warum bin ich dumm, so groß wie ich bin?“ und so wiederholte er der Reihe nach alle diese schönen Redensarten.

„Was habe ich dir gesagt den Tag, wie der Gast zu mir gekommen ist, betteln. — Ich habe dir gesagt; Levinche! bleibe zu Hause, es ist ein unglücklicher Tag. Ich habe dir gesagt: Levinche! du wirst machen schlechte Geschäfte die ganze Woche, es ist eine unglückliche Woche. — Nun! was hast du gemacht für Geschäfte? du hast bekommen einen Patsch! du hast bekommen einen Fußtritt und du hast verschimpfirt deine Braut. — Welch ein frommer Jude läßt malen seine Braut von Kopf bis Fuß in Lebensgröße? Welch ein kluger Jude läßt sich betrügen von einem Christen, der sagt: „Ich male dir deine Braut umsonst;“ um sie zu verkaufen als Mutter Maria. Schweig stille, da ist das Bild und hier ist der Brief, bitte deine Braut um Verzeihung; oder wie sie zu ihrem Vater geht und den Mund aufthut — bist du verloren, du bist bankerot und ich helfe dir nicht.

Bleich und sprachlos stand Schief-Levinche da und begnügte sich, giftige Blicke auf seine Braut und seinen Vater zu werfen.

Allein Mariamne's Zorn war verschwunden, sobald sie sah, daß sie Recht bekam, und sie fing an zu weinen.

„Er hat an allem Schuld,“ klagte sie „und hält doch nicht Friede. Ich wollte diesen Brief unterdrücken und vernichten; aber er hat ihn mir abgedrungen. Es

iſt ein Geheimniß, welches ich ihm anvertraute, aber er hat es laut ausgeſchrieen. Ich habe ihm den Schwur des Stillſchweigens abgenommen, aber er hat ſeinen Eid gebrochen.

„Weißt du was? Mariamnelieb!“ verſetzte der reiche Israel „wir können den Brief immer noch verbrennen. Ich ſchweige, das wirſt du mir zutrauen und er darf ſchon gar nicht den Mund aufthun.“

„Herr Israel!“ erwiederte ſie: „Ich werde gewiß niemals Zwiſtigkeiten erregen, ich werde meinen Eltern niemals Kummer machen und ſie aufhetzen gegen meinen Schwiegervater und Bräutigam, aber wenn ich jetzt den Brief vernichte, ſo verſündige ich mich. Sobald mir etwas Unreines begegnet und ich ſage es meinem Bräutigam, und er will ſchweigen, ſo iſt es ſeine Sache. So wie es aber ein dritter weiß, muß es auch der Rabbi wiſſen, damit er mir ſage, was ich thun muß, um wieder rein zu werden.“

— „Mariamnelieb! du biſt zu fromm. Man kann nicht alles thun, was der Talmud befiehlt. Und zwiſchen zwei Uebeln wählt man das kleinſte.“

— „Wohl wahr! Aber was wird gewonnen, wenn ich nun den Brief zerreiße? Wird mein Vater nicht doch erfahren, was mir die Chriſten hier auf der Straße ſchriftlich geben? Und wer hat allen Verdruß, alle Qual davon? Von der Buße will ich gar nicht reden, doch wird es keine leichte ſein. Aber mein Vater wird weinen und klagen, daß ich ihm Gram und Kummer mache, und ich werde ſeine Thränen ſehen. Meine

Mutter wird mich ſchelten und ſchlagen, als ſei es Schade um den Schlag, der bei zu ginge, als ſei ich die Mutter Maria ſelbſt.“

— „Schlägt deine Mutter dich immer noch, obgleich du Braut biſt?“

Mariamne nahm ihr Tuch ab, zeigte den ſchneeweißen Nacken und die runden glänzenden Schultern, von blutrünſtigen Spuren entſtellt, die noch weit unter dem Kleide fort liefen. „So hat mich die Rabbizin erſt dieſen Morgen mit einem Scheitholz geſchlagen.“

Schief-Levinche fühlte bei dem Anblick dieſer reizenden, grauſam mißhandelten Formen ſeine ganze Zärtlichkeit wieder erwachen und rief, indem er ſich bald auf den langen rechten Fuß erhob, bald wieder auf den kleinen linken niederſank. „Du Engelsangeſicht, du bleibſt mein Schatz, mein Leben, meine Krone, meine Perle, mein Kleinod, mein Juvel.“

„Womit haſt du denn deine Mutter erzürnt?“ fragte der reiche Iſrael.

„Womit? — Ich?“ — entgegnete ſie befremdet. — „Die Rabbizin kann ſich mit den Talmudſchülern nicht vertragen, die ihr alle möglichen boshaften Streiche ſpielen, welches nur gar zu leicht angeht, weil meine Mutter nicht gut ſieht. Unter anderen — es iſt ſchrecklich zu denken, daß dergleichen im Hauſe eines Rabbi geſchieht — ſtellen ſie ihr das Milchgeſchirr dahin, wohin das Fleiſchgeſchirr, und das Fleiſchgeſchirr, wohin das Milchgeſchirr gehört. Dieſen Morgen, wie ich der Küche vorbei gehe, ſehe ich — man ſollte der-

gleichen gar nicht wieder erzählen — wie die Rabbizin Fleiſch in den Milchtopf legt, um es zu kochen. Vor Schreck zitterte ich am ganzen Leibe und rief außer mir: Mutter! was thuſt du? dies iſt ein Milchtopf. Der Topf und das Fleiſch ſind unrein! — die Rabbizin lief nach dem Zimmer und fragte: Wer hat den Fleiſchtopf vom Heerde genommen und den Milchtopf dafür hingeſetzt? Natürlich wollte es niemand gethan haben, da nahm ſie ein Stück Holz und ſchlug mich, weil ich an allem Schuld ſei, mich um gar nichts mehr kümmere und die Dame ſpiele, während ſie die Magd abgeben müſſe. — Bei allem dem iſt es noch ein Glück, daß ich es geſehen habe, ſonſt hätte mein Vater heute Mittag Unreines gegeſſen. Aber nun hat er gar nichts zu eſſen und ſitzt gewiß wieder da und weint. — „Ach Gott! Ach Gott! Wie geht es jetzt zu in unſerem Hauſe!“

Der reiche Israel eilte zur Thür, öffnete ſie und rief zur Küche „Brändel! Brändel!“

Die dicke alte Muhme, welche mit dem glühenden Geſichte und den vom Küchenfeuer gerötheten Augen ihrem Namen keine Schande machte, eilte herbei.

— „Was haben wir heute Mittag zu eſſen?“

— „Hammelfleiſch mit Zwiebeln.“

— „Iſt es rein koſcher, daß es ein Rabbi eſſen kann?“

— „Der Hammel war rein koſcher, Herr Israel? Simche Heimann hat ihn geſchlachtet.“

— „Brändel! füllt einen großen Topf, den größten den Ihr habt und ſchickt ihn dem Rabbi. — Was habt Ihr zum Abend?“

— „Fiſch mit Knoblauchſauce.“

— „Die beſten größten Mittelſtücke legt bei Seite, zu Abend für den Rabbi und Rabbizin.“

Brändel ging, um dieſer Aufträge ſich zu entledigen, und der reiche Israel ſprach zu Mariamne:

„Weine nicht mehr! denn du biſt ein braves, treues Mädchen, ganz ohne Arg und Falſch, und wenn Levinche ſo klug wäre, wie er zu ſein ſich einbildet, ſo würde er einſehen, welch eine gute Parthie er thut, und daß er mehr Glück hat als Verſtand. Arm wie du biſt, biſt du mir lieber, als wäreſt du das reichſte Mädchen von der Welt, die meinem Sohne Hunderttauſende zubringen kann. Warum? Du biſt friedſam, du läßt dir alles gefallen, nur um Zank zu vermeiden, und die Menſchen nicht aneinander zu hetzen. — Levinche iſt mit Blindheit geſchlagen, denn er klagt dich an und bereitet dir Verdruß. Ich aber bin dein Freund; ich halte viel von dir und ich will mich deiner annehmen; dir ſoll kein Haar gekrümmt werden, es ſoll dich niemand ſcheel anſehen, oder mein Name ſoll nicht Israel Levin ſein, das will ich dir ſchriftlich geben.“

„Ihr ſeid ſehr gut, Herr Israel,“ ſeufzte Mariamne; „aber die Schläge meiner Mutter ſind mir ſo gewiß, als hätte ich ſie ſchon.“

„Sie darf dich nicht ſchlagen. Ich leide es nicht, und wenn ſie nicht Friede halten will, ſo bleibſt du hier und gehſt gar nicht wieder zu Hauſe zu deinen Eltern.“

„Bleib du hier, Mariamne, bleib hier,“ rief Schief-Levinche und hüpfte bald auf ſein großes, bald auf ſein kleines Bein.

„Was meinſt du, warum ich deinen Eltern Eſſen ſchicke?“ fuhr der reiche Israel fort: „Wenn ſie ſitzen bei Tiſche, werde ich zu ihnen kommen mit dem Brief und ſagen: „Rabbi! Es iſt gekommen ein Unglück über uns; aber das Unglück iſt nicht ſo groß, daß Euch das Eſſen nicht ſchmecken ſollte.“ — Und des Abends, wenn die Rabbizin wird gegeſſen haben ein ſchönes Stück Fiſch mit Knoblauchſauce, und du kommſt zu Hauſe, wird ſie nicht daran denken, dich zu ſchlagen. — Hierauf wandte er ſich mit bedeutungsvollen Blicken zu ſeinem Sohne. „Du haſt hier nichts thun, geh hinaus.“

— „Wir eſſen doch gleich!“ wandte Schief-Levinche ein.

„Du gehſt hinaus!“ fuhr jener eben ſofort.

— „Warum ſoll ich hinaus gehen?“

— „Sie ſoll Ruhe haben.“

— „Ich thue ihr nichts.“

— „Es ſoll Ruhe im Hauſe ſein, während ich beim Rabbi bin.“

— „Aber ich will ihr was ſchenken.“

— Das kannſt du nachher thun.“

— „Ich will ihr ſchenken ein Ringelchen, ein Nadelchen, ein Perlenſchnürchen. Soll ich nicht ſchenken etwas an meine Braut?“

— „Nein, ich leide es nicht. Ich befehle dir, du ſollſt hinausgehen!“

Schief-Levinche merkte endlich die immer deutlicheren Winke ſeines Vaters und folgte ihm.

Draußen begann der reiche Israel: „Ich weiß nicht, Levinche, kannſt du mich nicht verſtehen, oder willſt du mich nicht verſtehen! du haſt doch ſonſt einen klaren Kopf, aber die Liebe macht dich dummerhaft!“

„Wie heißt?“ fragte Levinche.

— „Merkſt du denn nicht, daß ich dir etwas ſagen will, was ſie nicht hören ſoll?“ —

— „Nu? Was hat mir der Vater zu ſagen?“

— „Levinchelieb! Siehſt du denn noch nicht ein, daß das Mädchen nichts fur dich iſt?“

— „Und wenn ſie gar nichts für mich iſt, heirathe ich ſie doch.“

— „Aber du kannſt dich doch nicht mit ihr vertragen.“

— „Und wenn ich mich gar nicht mit ihr vertragen kann, heirathe ich ſie doch.“

— „Aber was ſoll daraus werden?“

— „Und wenn gar nichts daraus wird, heirathe ich ſie doch!“

So bleib wenigſtens von ihr, du fluchſt ihr, du ſchiltſt ſie, du ärgerſt ſie; ſie kann uns doch machen ein böſes Spiel. Wenn ſie hingeht und ihrem Vater ſagt, womit ſie uns gedroht hat, kann es uns koſten viel Geld. Eiskalt überlief es mich, als ich ſie drohen hörte. Aber du haſt kein Gefühl.

— „Der Vater fürchtet ſich vor ſolch einer Maſſe Beheme?“

— „Wie heißt Maſſe Beheme? ſie iſt klüger als ich, und du und der Rabbi und die Rabbizin und noch zehn andere Juden zuſammen genommen. Aber ſie iſt jung, ſie iſt gleichgültig und träge, ſie weiß von nichts Böſem und läßt ſich Alles gefallen. Wenn du ſie aber ſchiltſt und ärgerſt und reizeſt, ſo fällt ihr Alles ein und ſie weiß Alles.“

— „Ich weiß doch, warum der Vater ſo ſpricht; der Vater hat ein Auge auf das Mädchen!“

Der reiche Israel öffnete die Zimmerthür. „Mariamne! rief er, ich ſchließe die Thür ab, du ſollſt Ruhe haben vor deinem Bräutigam, bis ich heimkehre. Biſt du es zufrieden?“

„Ja!“ ſagte ſie.

„Vaterlieb!“ rief Schief-Levinche. „Ich will ſie nicht ſchelten, ich will ihr nicht fluchen, ich will ſie nicht ärgern. Ich will ihr was ſchenken. Ein Ringelchen, ein Nadelchen, ein Perlſchnürchen!“

Der reiche Israel ſteckte den Zimmerſchlüſſel in die Taſche.

„Vaterlieb! Wenn ich das Mädchen nicht haben ſoll, lege ich mich auf die faule Seite. Ich gehe nicht mehr auf den Handel, ich verthue, verſpiele, vertrinke mein Geld. Ich mache dem Vater Kummer und Schande!“

Der reiche Israel ging zum Hauſe hinaus.

II.

Der Rabbi und der Parnaß. *)

Voll Zuverſicht und im Bewußtſein ſeines Uebergewichtes trat der reiche Israel bei dem Rabbi ein.

Noch war man nicht bei Tiſche. Das fette Eſſen war auf dem langen Wege kalt geworden, und während es aufgewärmt wurde, lernte der Rabbi mitten unter ſeinen Schülern, ſchaukelte ſich, ſang und ſchrie.

Um ihn in ſeiner heiligen Beſchäftigung nicht zu ſtören, nahm der reiche Israel ſtill und ſchweigſam Platz, aber in ſeinen düſtern, befremdeten Mienen war die Unglückskunde fingerdick zu leſen.

Die Rabbizin bemerkte dies zuerſt und fragte leiſe: „Herr Israel! Es iſt doch Gott bewahre nichts paſſirt?“

Ein vielſagendes Achſelzucken diente zur Antwort. Sie ward ängſtlich und neugierig, trat zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter und machte ihn auf die Anweſenheit des reichen Mannes aufmerkſam. Der Rabbi hörte auf zu beten und ſchlug ſein großes Buch zu. —

Der reiche Israel begann endlich: — „Eure liebe Tochter, ſie iſt ein ſo gutes, ſo braves Mädchen — das arme Kind! — Sie will gar nicht wieder zu Hauſe

*) Dieſen Namen des Muſenberges führt ein jüdiſcher Gemeindevorſteher. Apell weiß nichts davon und das ganze Collegium der Parnahim heißt Kohl.

kommen! — Sie will ſich gar nicht mehr vor ihren Eltern ſehen laſſen!“

„Warum? Was iſt geſchehen?“ fragte die Rabbizin.

— „Das fragt Ihr?“ erwiederte jener. — „Ihr ſchlagt Eure Tochter. Ihr ſchlagt ſie grauſam, ihr ſchlagt ſie unbarmherzig; ihr ſchlagt ſie mit einem Stück Holz!“

— „Nun? Sie iſt meine Tochter, ich bin ihre Mutter. Ich muß wiſſen, was ihr zukommt.“

— „Sie iſt doch nicht blos Eure Tochter, ſie iſt meine Schwiegertochter auch.

— „Sie iſt doch noch nicht verheirathet.“

— „Das iſt gleich viel. Ihr habt ſie meinem Sohne zugeſagt. Wenn ich jemandem zuſage, ein Stück Waar abzuliefern, darf ich nehmen ein Stück Holz und ſchlagen darauf? Ich kann die Waare doch beſchädigen? ich kann doch ein Loch darein ſchlagen? — Ihr habt mir zugeſagt Eure gute unbeſchädigte Tochter, und mein Sohn will haben ein geſundes, heiles Frauenzimmer. Wenn ihr Eure Tochter aber wund und krank ſchlagen wollt, könnt ihr ſie für Euch behalten.“

— „Nun? Und das iſt alles, was ihr zu ſagen habt?“

— „Nein! Aber ich rede nicht eher ein Wort, als bis Ihr mir ſchwört bei Eurer Seele, daß ihr Eure Tochter nicht mißhandeln wollt. Denn ich komme nicht zu Euch, um gegen Eure Tochter etwas anzubringen, damit ſie mißhandelt werde. Wofern ihr das im Sinne

habt, laßt Euch die Sache von einem anderen erzählen. Morgen wird es ohnehin die ganze Welt wissen.“

„Bei meiner Seele schwöre ich Euch, ich will ihr nichts zu Leide thun! Sie mag begangen haben was sie will.“

— „Sie hat nichts begangen. Sie hat gar keine Schuld! Aber wer kann für Unglück.“

„Ein Unglück?“ fragte die Rabbizin.

— „Ein Glück ist es wahrlich nicht. Zum Voraus aber will ich dem Rabbi und der Rabbizin den Trost geben, daß alles zwischen uns beim Alten bleibt. Es mag geschehen sein, was da wolle, mein Sohn nimmt Eure Tochter.“

Nach dieser schlauen Vorrede, in welcher er zu verstehen gab, daß sein Sohn vielleicht einen Grund haben könne, zurück zu treten, überreichte er dem Rabbi den verhängnißvollen Brief, und dieser empfing ihn mit jener gottseligen Ruhe, in welcher sich der Rabbi stets befand, wenn er nicht studirte, und die ihn nur zu verlassen pflegte, wenn ein Geräusch sich erhob, während er etwas sagen wollte, oder wenn er Speise und Trank begehrte und nichts vorhanden war, oder das Vorhandene ihm nicht anstand.

Ohne eine Miene zu verziehen oder die geringste Bewegung zu verrathen, durchlas er den Brief, dann sprach er: „Rabbizin, steckt ein Licht an!“

Die Rabbizin brachte das brennende Licht. Er hielt den Brief über die Flamme, so lange er konnte, dann ließ er ihn zu Boden fallen und schaute ruhig

dem glimmenden Spiele der Funken zu, bis der letzte verloschen war.

Mit heimlicher Freude sah der reiche Israel ein Schreiben vernichtet, welches seinen Sohn als Urheber des ganzen Unfugs darstellte, und sein Uebermuth, seine Zuversicht mehrten sich und erreichten ihren Gipfel.

Von neuem begann der Rabbi: „Rabbizin! Ich werde morgen fasten, und das ganze Haus muß gereinigt und gescheuert werden von oben bis unten, denn es ist verunreinigt durch den Brief.“ — Dann zerriß er oben am Halse seinen Schlafrock, wie zu geschehen pflegt, wenn man den Tod seines nächsten Verwandten beklagt; — „Rabbizin, weine und klage,“ fuhr er fort, mit einer Ruhe, als sei das Weinen und Klagen nicht seine Sache, sondern gehöre zu den Obliegenheiten seiner Frau, „Weine und klage, denn wir haben keine Tochter mehr!“

„Todt!“ schrie die Rabbizin, „unsere Mariamne todt?“ Und die anwesenden Schüler riefen: „Gott Israels! furchtbar ist der Todesengel, denn der Mensch ist Erde, aber seine Seele preiset den Herrn für und für!“

„Schlimmer als todt!“ sagte der Rabbi, mit eben der, an Blödsinn grenzenden Ruhe. „Ihr Bildniß, als Mutter des Gekreuzigten, ist aufgestellt zur schwarzen Abgötterei auf dem bösen Altarstein, im unreinen Tempel der Nazarener!“

Diese Worte erregten kein Klagegeschrei, keine Angstgebete, sondern bleich, mit offenem Munde, standen die Anwesenden da, als wagten sie nicht, ihren Ohren zu

trauen, obgleich der Rabbi gesprochen hatte, dessen Worte heilig sind.

Der reiche Israel, der einzige gleichgültige Zuschauer dieses abentheuerlichen Auftritts, nahm das Wort:

„Rabbi! Nehmt auch die Sache nicht allzuschlimm. — Es ist ein Unglück. Aber für jedes andere Mädchen wäre das Unglück größer! denn Ihr seid der Rabbi. Hat sich jemand versündigt, müßt Ihr ihm verzeihen; ist jemand geworden unrein, müßt Ihr ihn Buße thun lassen. Eure Tochter ist doch unschuldig und hat sich vergangen in gar nichts. Ihr werdet sie thun lassen Buße, und werdet ihr verzeihen."

Der Rabbi sprach: „Ich habe meine Kleider zerrissen über sie, ich will nichts von ihr hören, ich will sie nicht wiedersehen, sie darf mir nicht wieder in's Haus."

— „Rabbi! Ich will mich nicht versündigen und Euch widersprechen. Ihr seid der Vater, Ihr könnt sie verstoßen, Ihr seid der Rabbi, Ihr könnt sie thun in Bann; aber geht von Haus zu Haus, fragt alle Juden, und sie werden sprechen: „Wo soll das Mädchen hin, was soll aus ihr werden?"

— „Sie kann hingehen, wohin sie will. Es mag werden aus ihr, was da wolle. Ich sehe sie nicht wieder, ich will nicht verunreinigen meine Augen an einem Götzenbild!" —

Der reiche Israel verlor die Geduld. „Heißt das wie ein Rabbi gesprochen?" rief er. „Ist Eure Tochter ein Bastard? Ist sie eine Verworfene, daß Ihr sie verstoßen wollet? Und warum verschwägert Ihr Euch mit

mir? Was verſprecht Ihr Eure Tochter meinem Sohn? Iſt ſie Euch nicht gut genug als Tochter, iſt ſie mir gewiß nicht gut genug als Schwiegertochter. — Ihr ſeid der Rabbi, aber ich bin der Vorſteher der Gemeinde. Ich und der ganze Vorſtand der Gemeinde, wir geben nicht zu, daß Ihr Eure Tochter verſtoßt; oder wir halten ſie aus auf Eure Rechnung, und ziehen Euch von Eurem Gehalte ab, was ſie gebraucht. — Ihr wißt nun, woran an Ihr ſeid, jetzt gehe ich nach Hauſe und ſchicke Euch Eure Tochter."

Hiemit ſtand er, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Stuhle auf, und ſchritt trotzig und ohne Gruß zur Thür hinaus.

Kaum war er einige hundert Schritte weit, als er ſich beim Namen rufen hörte. Es war ein Schüler des Rabbi, der athemlos hinter ihm her rannte.

„Herr Israel! Herr Israel! rief er. — Die Rabbizin läßt Euch bitten, dem Rabbi nichts übel zu nehmen."

Ein reicher Mann iſt kurz angebunden, er weiß, daß man ihn nöthig hat, und will daher auch auf ſeine Freundſchaft Werth gelegt ſehen. Der reiche Israel erwiederte:

„Sagt der Rabbizin: „Was ich als Vorſteher der Gemeinde mit dem Rabbi zu thun habe, geht keinem dritten an, und ein dritter darf ſich nicht darin miſchen."

— „Aber die Rabbizin läßt Euch auch bitten, Nachſicht zu haben mit dem erſten Schmerz des Vaters. Der Rabbi wird ſich ſchon anders beſinnen."

„Was thu ich mit dem erſten Schmerz des Vaters?"

rief der reiche Israel. „Ob sich der Rabbi besinnen will oder nicht, ist seine Sache. Sagt der Rabbizin, ich sei sehr böse, und geht und laßt mich zufrieden.“

Er langte zu Hause an und sprach zu Mariamne: „Deine Eltern sind keine Menschen! Du weinst hier, weil sie nichts zu essen haben; aber deine Mutter schlägt dich und dein Vater will dich verstoßen. Ich aber leide das eine und das andere nicht, denn ich bin der älteste Parnaß, und sage ich: Ja, sagt der ganze Kohl ja, und sage ich: Nein, sagt der ganze Kohl nein. Auch bist du meine Schwiegertochter; also darf dich dein Vater nicht verstoßen und deine Mutter nicht schlagen. Du brauchst dich nicht zu fürchten, aber deine Eltern werden mich kennen lernen.“

Schief-Levinche kam und wollte seiner Braut ein Ringelchen, ein Nadelchen und ein Perlenschnürchen schenken. Allein Mariamne nahm heute nichts und seufzte: „Ach! wärest du doch wie dein Vater!“

Schief-Levinche ergrimmte, sagte aber kein Wort; in der Stille dachte er: „Deine Eltern werden meinen Vater kennen lernen, du aber, wart! — Du sollst mich kennen lernen.“ —

III.

Löbel Kurzweil.

Unter den Schülern des Rabbi befand ſich einer, Namens Löbel Kurzweil, welcher aber im ganzen Judenquartier der Schlemiehl hieß. (Das Wort Schlemiehl läßt ſich im deutſchen am Beſten durch Pechvogel wiedergeben.) Er hatte weder Eltern, noch Freunde, noch Verwandte, die etwas für ihn thun konnten, und eben ſo wenig konnte er etwas erwerben, da er den Talmud lernte. Bei ſeiner Armuth und dem völligen Mangel aller Hilfsquellen blieb ihm daher nichts übrig, als ein Choßet zu werden, ein gewaltig frommer Menſch, welcher von einem Sabbat bis zum anderen faſtet, das heißt: nüchtern bleibt bis Sonnenuntergang, dann aber ſich zum erſten, beſten Juden begiebt und ſpricht: „Ich lerne Talmud. Ich habe den ganzen Tag gefaſtet und bitte um einen Inbiß. Dann giebt ihm der Aermſte, was eben vorhanden iſt, und läßt ihn eſſen, ſo viel er will. Am Sabbat aber geht ein Choßet plätten.

Plätten oder Plätzen kommt von Platz, und bedeutet im verdorbenen Judendeutſch: um einen Platz am Tiſche eines Reichen betteln; denn auch der Arme ſoll ſich des Sabbats freuen, und der reiche Jude läßt zwei oder drei Couverts zum Freitagabend- und Sonnabendmittagsmahl auflegen, um mittelloſe oder arme Glaubensgenoſſen zu bewirthen.

Löbel Kurzweil war ein ſchlauer und geſchmeidiger Burſche, der jedem nach dem Munde ſprach, den Mantel nach allen Winden hing, und zu allem ſich brauchen ließ und zu gebrauchen war. Allein er war und blieb ein Schlemiehl. Obſchon er ein gewaltig frommer Menſch war, wollte man ihn weder in der Woche zum Imbiß, noch am Sabbat bei Tiſche zulaſſen, denn er hatte ſtets einen Löwenhunger und räumte auf, wie ein Vielfraß. Er war ſehr häßlich; Kleider, die man ihm ſchenkte, paßten ihm nicht, und er mogte tragen was er wollte, nichts kleidete ihm. Mariamne war bisher ſeine Vorſehung geweſen, und hielt große Stücke auf dieſen gewaltig frommen Menſchen. Sie hatte ihm eine Schlafſtelle auf dem Boden des elterlichen Hauſes unter dem Dache angewieſen, gab ihm von ihren eigenen Bettkiſſen, hatte alte wollene Decken und allerlei Lumpen zuſammengebettelt, um ihm ein warmes Lager daraus zu bereiten, und empfahl ihn hier und da zum Imbiß und zum Sabbatmahl; ſammelte für ihn Ueberreſte von Speiſen, und ſchenkte ihm auch wohl Geld zu Brod. Aber ſeitdem ſie Braut war, und alle Tage zum reichen Israel ging, konnte ſie nichts mehr für ihn thun. — Er ſagte deshalb eines Tages zu ihr:

„Mariamnelieb! Ihr macht eine reiche Parthie; aber warum? Bildet Ihr Euch ein, deshalb, weil Ihr ein Balmaſel (ein Glückskind) ſeid? Nein! ſondern deshalb, weil ich ein Schlemiehl bin. Ihr thut die reiche Parthie nicht zu Eurem Glück; ſondern zu meinem Unglück.“

Löbel Kurzweil war es, welcher dem reichen Israel auf der Straße nachgeeilt war, um ihn im Namen der Rabbizin zu beſänftigen.

Seitdem war etwa eine Stunde verfloſſen. Der reiche Israel hatte im Kreiſe ſeiner Hausgenoſſen das Mittagmahl verzehrt, und wollte eben den Segen ſprechen, als plötzlich die Hausthür haſtig aufgeriſſen wurde, und Löbel Kurzweil ins Zimmer ſtürzte und ausrief:

„Herr Israel! Herr Israel! ich bin gelaufen was ich konnte, um Herrn Israel zu beſtellen, daß ſich der Rabbi anders beſonnen hat. Er will ſeine Tochter nicht verſtoßen, ſie ſoll Buße thun, um ſich zu reinigen, und er will ihr verzeihen.“

„Wie heißt, er will ſie nicht verſtoßen?“ fragte der reiche Israel trotzig. „Iſt er ſeine Tochter nicht los? Koſtet ſie ihm noch was? Hat er nicht heute Mittag bekommen Eſſen durch ſeine Tochter? — Sage du dem Rabbi, wenn er ſich ein Anſehen geben will, und die Leute ärgern, ſo kömmt er bei mir an den Unrechten.“

„Löbel Kurzweil fuhr fort: „Mariamnelieb, die Rabbizin läßt Euch ſagen: Ihr könnt nach Hauſe kommen, wann Ihr wollt, Ihr habt nichts zu befürchten.“

„Wie heißt, nichts zu befürchten?“ rief der reiche Israel. „Sage Du der Rabbizin, ſie ſoll ſich ſchämen in ihren Hals hinein! Giebt ſie mir mit ihrer Tochter das Hemd auf dem Leibe? den Unterrock um die Hüften? Ich nehme ihre Tochter nackt und bloß, wie Gott ſie geſchaffen, und ſie ſchlägt dem Mädchen Löcher in die Haut? — Das iſt eine Bosheit, das iſt ein Frevel!

Morgen laſſe ich den Rabbi auf Kohls-Stube *) fodern und laſſe ihn fragen, ob er ſeine Frau in Ordnung halten kann oder nicht. — Wirſt du das beſtellen?“

„Wie heißt beſtellen? Ich werde eher ein Wort zuſetzen als weglaſſen. Ich bin doch in dem Hauſe wie Mariamne; was geſchieht, melde ich Euch, Herr Israel!“

„Löbel Kurzweil! Du biſt ein braver Junge. — Aber du biſt ein großer Schlemiehl. Wenn du früher gekommen wäreſt, hätteſt du können bei mir eſſen!“

— „Verzeiht, Herr Israel! Ich bin ein gewaltig frommer Menſch. Ich faſte von einem Schabbes zum anderen. Heute hätte ich doch nicht bei Euch eſſen können, aber nächſten Schabbes will ich bei Euch eſſen.“

— „Du biſt gar nicht dumm,“ lächelte der reiche Israel. „Für ein Wochenmahl, was du verſäumt haſt, nimmſt du dir ein Schabbesmahl, was du gewiß nicht verſäumen wirſt.“

— „Wie heißt ein Schabbesmahl? Am Schabbes macht man doch zwei Mahlzeiten? Ich werde die Abendmahlzeit ſo wenig wie die Mittagsmahlzeit verſäumen.“

— „Löbel Kurzweil! für einen gewaltig frommen Menſchen ſpeculirſt du gar nicht ſchlecht.“

„Was thut Ihr damit? Herr Israel, ich bin ein Schlemiehl. Aber ein Schlemiehl will doch auch einmal wiſſen, wie ein reicher Mann Schabbes macht, und

*) Der Gemeindeſaal, das Gemeinde-Gericht.

wo wird im ganzen Judenquartier ein beſſerer Schabbes gemacht, als bei dem reichen Israel.“

Der reiche Israel fühlte ſich ſehr geſchmeichelt. Er ſprach: „Komm du Abends und Mittags, ich werde drei Pfund Fleiſch mehr nehmen, davon wirſt du doch ſatt werden!“

Löbel Kurzweil ging. Der reiche Israel ſegnete, und nachdem er vom Tiſche aufgeſtanden war, nahm er Mariamne bei Seite und flüſterte ihr leiſe in's Ohr. — „Wenn deine Eltern es zu arg machen, ſo drohe ihnen, du wolleſt zu den Chriſten laufen; ſo wie ich das höre, laſſe ich ſie beide auf Kohls-Stube fodern und ſage: ich will entweder Sicherheit haben für die fünf hundert Thaler oder für das Mädchen. Deine Eltern aber haben doch keine fünf hundert Thaler, alſo beſtehe ich darauf, dich hier ganz in's Haus zu nehmen.“

Die ſanfte Mariamne fiel ihm voll Dankbarkeit um den Hals und küßte ihn. Er liebkoſete ſie, und Schief-Levinche, der es ſah, wollte vor Wuth und Eiferſucht berſten.

IV.

Rabbiniſche Weisheit.

Es war ſpät und Schief-Levinche geleitete ſeine Braut nach Hauſe, welche ſehr niedergeſchlagen war, und ſich fürchtete vor dem, was ihr zu Hauſe bevorſtand.

„Soll ich rathen,“ hub er an, „woran du denkſt?“

— „Wie kannſt du das?“

— „Eine große Kunſt. Du haſt heut nur drei Gedanken: der Spiegel, dein Bild und der Brief.“

„Du haſt es wirklich gerathen,“ ſagte Mariamne mit Erſtaunen. „Ja, der Brief, der Brief! — Jedes Wort hat ſich tief in mein Gedächtniß geprägt und quält mich und will mir nicht mehr aus dem Sinn.“

„Mariamne, du mußt Buße thun! ſchwere Buße!“

„Mein Vater wird mir nichts ſchenken. Aber ich will gerne faſten. Es wird mir nicht ſchwer, du weißt doch, wie wenig ich eſſe. Ich fürchte nur meine Mutter; ſie wird mir heute nichts zu Leide thun, aber morgen und übermorgen ſei Gott mir gnädig. Sie vergißt nichts, und wenn es noch ſo lange her iſt.“

— „Aber wenn ſie dir zerſchlägt einen Knochen? Wenn ſie dir zerſchlägt die Naſe? Wenn ſie dir ſchlägt ein Auge aus?“

„Fürchte nichts, Levinchelieb! Deine Braut ſoll nicht entſtellt werden. Ich bin ſo dumm nicht, wie du glaubſt. Ich habe mir vorgenommen, ihr ein Wort zu ſagen, und

wenn sie es hört, wird die Waffe, mit der sie mich schlagen will, aus ihren Händen fallen."

„Und was ist das für ein Wort?"

„Du sagst doch, ich bin dumm! Ich war es einmal, indem ich dir etwas anvertraute. Du hast mich verrathen, und ich will nicht wieder dumm sein!

Vergebens drang er mit Bitten, Drohungen, Versprechungen und Schwüren in sie. Lange Zeit ließ sie sich nicht irre machen. Endlich aber, als er im Namen Gottes und beim Wohle ihrer Eltern sie beschwor, gestand sie ihm.

„Dein Vater hat mir einen guten Rath gegeben, den ich befolgen werde. Ich drohe meiner Mutter mit Etwas, was unsere Heirath unmöglich macht. — Dann muß sie mich in Ruhe lassen, um nicht den Knaß zu bezahlen."

Eifersucht macht scharfsinnig, und Schief-Levinche hatte alle Qualen derselben heute geschmeckt.

„Ich weiß, was du deiner Mutter sagen wirst;" rief er plötzlich. „Du wirst ihr drohen, davon zu laufen, zu den Christen."

Mariamne sah ihn mit Erstaunen an. — „Woher hast du das gerathen?" — Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte sie sehen können, wie bleich er war, und wäre sie minder mit sich selbst beschäftigt gewesen, sie hätte fühlen müssen, wie sein Arm in dem ihrigen zitterte.

„Ich will dir noch mehr sagen," sprach er mit ge-

preßter Stimme: „Zweimal wirſt du es drohen, und wenn es nicht hilft, zum drittenmale Ernſt machen.“

„Wie kannſt du das denken?“ lächelte ſie. „Habe ich nicht meine Nahrung, beſſer als ich ſie gebrauche; Kleider, ſchöner als ich ſie mir wünſche, und einen reichen Mann? Was finde ich bei den Chriſten? Meine Nahrung wird ſein Schweinefleiſch. Vielleicht würde ich noch reichere Kleider oder einen Mann, der ein bischen ſchöner iſt als du, bekommen können; deshalb aber werde ich mich nicht verſündigen gegen Gott, und werde meine Eltern nicht vor Gram und Herzeleid in die Grube bringen.“ —

Schief-Levinche erwiederte nichts, in der Stille aber meinte er: „Wenn ſie an den Brief denkt, ſo denkt ſie an die Engel, an den Altarſchmuck von Gold und Juwelen, an die knieenden Chriſten und an die böſen Gebete der Prieſter. Dann fehlt auch nicht viel, ſo läuft ſie zu den Chriſten, und iſt hin für mich. — Weihgeſchrieen!“ — —

Sie hatten das Haus des Rabbi erreicht und traten ein. Mariamne wünſchte guten Abend, aber ihre Eltern dankten nicht und wandten die Augen von ihr.

„Soll ich verſtoßen ſein?“ fragte ſie. „Wollt ihr mich nicht mehr anerkennen?“

Der Rabbi reichte ihr hinterrücks die Hand und ſprach mit abgewandtem Geſichte: „Du biſt meine Tochter, du biſt mein einziges Kind. Aber die Bosheit der Chriſten hat mir verhaßt gemacht dein Antlitz, und deine

Züge voll Reiz und Milde machen mir jetzt Gram und Kummer!"

„Vaterlieb!" erwiederte ſie. „Mit dieſem Antlitz habe ich dir gewonnen den reichen Schwiegerſohn. Wenn ich erſt verheirathet ſein werde, ſollſt du eben ſo viele Freuden an mir erleben, wie ich dir jetzt Kummer mache."

„Die Freuden hätte ich doch erleben können, ohne daß du mir jetzt Kummer machſt."

„Von nun aber will ich dir doppelte und dreifache Freuden machen."

„Die doppelten und dreifachen Freuden hätteſt du mir doch auch machen können, ohne den Kummer jetzt. Du biſt doch meine Tochter, du mußt mir machen ſo viele Freuden, wie du mir machen kannſt, und ſo wenig Kummer, wie möglich. Den Kummer habe ich einmal, und das Geſchehene kannſt du nicht ungeſchehen machen. — Wehe dir, Mariamne! dein Bildniß prangt auf dem böſen Opferſtein der Chriſten. Gott wird dich haſſen!"

Mariamne erwiederte: „Die ſchwarzen Bethäuſer der Chriſten ſind dem Herrn ein Greuel. Er wendet ihnen ſein leuchtendes Antlitz nicht zu, um dort das Bildniß der Tochter des frommen Rabbi auf dem böſen Opferſtein zu erblicken."

— „Nein! Mariamne! Nein! Gott iſt allwiſſend. Er ſieht, er hört alles. Er ſieht dein Bildniß auf dem böſen Opferſtein der Chriſten, und hört, wie ſie es anrufen: Mutter Maria." Hier ſpuckte der Rabbi aus. — „Weißt du, wer ſie war, die Mutter Maria?"

„Vaterlieb! das muß ich doch wohl wiſſen!"

Dieß hinderte den Rabbi jedoch nicht, folgendermaßen die Mutter Maria zu schildern:

„Sogar die Christen sagen: Aus Nazareth kann nichts Gutes kommen, und was wissen die Christen von Gutem und Bösem, Reinem und Unreinem, Gottgefälligem und Sündlichem? — Aber Nazareth war der Pfuhl der Verderbniß, der Markt von allem Unreinen und Verbotenen, der Sitz der Unzucht und des Lasters, der Sammelplatz der Zauberer und bösen Geister, und die Christen wußten wenigstens so viel, daß von Nazareth nichts Gutes zu erwarten war. Aber die Mutter Maria war nicht nur aus Nazareth; — sie zeichnete sich selbst unter den Unzüchtigen durch Unzucht, unter den Lasterhaften durch Laster, und durch Verworfenheit unter den Verworfenen aus. Wenn andere Nazarenerinnen mit Männern buhlten, oder unter einander oder mit Thieren, so buhlte sie mit bösen Geistern und Teufeln; kurz, ihre Laster ermüdeten die Allbarmherzigkeit Gottes und er sprach: „Diese Maria macht es zu arg. Fortan will ich nichts mehr gemein haben mit den Sünden der Menschen, und obgleich Unfruchtbarkeit der Fluch der Sünde ist, obgleich der Schooß dieser Maria entweiht, verflucht und verdorrt ist, soll sie dennoch Mutter werden. Aber sie soll gebähren ein Kind meines Fluches und meines Zornes, einen Abgott der Sünde und aller Sünder, damit mein herrlicher Name nicht ferner entweiht werde durch die Verderbniß meines Volkes.“ — Wehe dir Mariamne! Gott wird hören dein Bildniß auf dem bösen Opferstein anrufen: „Mutter Maria!“ —

„Vaterlieb!“ rief ſie ſchmerzlich. „Warum ſprichſt du dieſe Worte der Schmach zu deiner unſchuldigen Tochter in Gegenwart ihres Bräutigams?“

„Mariamne! Du willſt in die Ehe treten!“ fuhr der Rabbi fort. „Wehe dir, wenn Gott deinen Schooß verflucht!“

„Wo ſteht geſchrieben?“ fragte Mariamne zürnend „daß die Sünden eines Bildniſſes heimgeſucht werden ſollen an dem Urbild?“

„Unreines Weib! willſt du disputiren mit dem Rabbi, deinem Vater?“

„Ich bin auch zugegen, wenn mein Vater ſtudirt, ich höre eben ſo fleißig zu, und lerne eben ſo viel, wie einer ſeiner Schüler!“

„Aber du biſt ein Frauenzimmer, und Gott hat dich geſtraft, weil du forſchteſt nach einer Weisheit, die nicht für dein Geſchlecht iſt. — Ich ſage, wehe dir, wenn Gott deinen Schooß verflucht, und du ein Kind des Zornes und des Fluches gebärſt, gleich dem der Mutter Maria.“

Mariamne bedeckte ihr Antlitz mit ihren weißen, zarten Händen, und Schief-Levinche war ſeelenvergnügt, daß der Rabbi ihr ſo wacker den Text las.

Der Rabbi fuhr fort: „Dieſes Kind des Fluches kam mit Zähnen zur Welt, und biß ſeiner Mutter, die es ſäugen wollte, in die Bruſt. Statt etwas zu lernen, widerſprach es ſeinen Lehrern; ſtatt im dreizehnten Jahre vor der Thora zu erſcheinen, ging es in den Tempel Zion und nannte alle dortigen Rabbinen Lügner

und Dummköpfe. Endlich ward es ein Jüngling und stieg hinab in den Mittelpunkt der Erde, um den Schemhamforasch *) zu stehlen, in der Meinung, dadurch allmächtig zu sein. Denn, wer den Namen Gottes kennt, der kann vollbringen was er will. Jener Bastard aber erfüllte nur seine Bestimmung; denn als Dieb des Schemhamforasch, war er nur der Abgott der Sünder und der Sünden, und der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erden, der alles geschaffen, auch das Böse; hat durch diesen Diebstahl des göttlichen Namens nichts mehr gemein mit dem Bösen, sondern alle Sünden werden begangen im Namen jenes Bastards. Aber dieser Bastard wollte sein eben so viel, wie der hochgelobte Gott, und wollte haben alle dessen Ehren, und sprach: „Ich bin der Tempel Zion; Ich bin der heilige Leuchter; Ich bin die Bundeslade; Ich bin die Gesetztafel.“ Und mittelst des gestohlenen Schemhamforasch flog er endlich gar gen Himmel; allein er fand seinen Meister. Damals lebte ein weiser und frommer Rabbi, welcher durch die Kabala den Schemhamforasch wußte, und viele Zauber verrichtete durch Gebet und Erlaubniß Gottes. Dieser flog dem Dieb des Schemhamforasch nach, erreichte ihn, ergriff ihn von hinten und — erkannte ihn, daß der Bastard seine gestohlene Zauberkraft verlor, stürzte, und in eine Renn **) fiel. Am

*) Das allmächtige Wort, den Makrokosmus, den Namen Gottes.

**) Renn, verdorbenes Deutsch der Juden, für Rinne.

Paſſahfeſt fanden ihn ſeine Jünger in der Renn und zogen ihn heraus; darum nennen die Chriſten das Paſſahfeſt: Ausderen *), und ſagen, ihr Abgott ſei auferſtanden; weil ſie ihn haben gezogen aus der Renn **). Da nun die Zauberkraft des Baſtards dahin war, wurde er ergriffen, und mit zwei anderen Verbrechern an's Kreuz gehenkt. Der eine davon hatte gemordet, der andere geſtohlen, und als er nun dahing zwiſchen beiden, rechts den Mörder, links den Dieb, ſprach er zu demjenigen, welcher geſtohlen hatte: — „Verflucht ſeieſt du, weil du nur geſtohlen haſt. Wie kömmſt du dazu, neben mir gehenkt zu werden?“ Darauf wandte er ſich zu dem, welcher gemordet hatte, und ſprach: „Du biſt doch wenigſtens ein Mörder, und verdienſt eher deinen Galgen neben dem Meinigen.“

„Aus dieſem gehenkten Verbrecher nun, haben die Chriſten ihren Abgott gemacht! — Warum das? und woher? — Unſerer Sünden halber hat Gott uns in die Hände der Chriſten gegeben; aber ſie ſind nicht unſere Herrn. Gott iſt unſer Herr. Und die Chriſten ſind nur die Zuchtmeiſter, die Büttel, die Henker Gottes, die uns verfolgen, zertreten, foltern und zu Tode martern, unſerer Sünden halber. Für Henker aber iſt ein gehenkter Verbrecher zum Abgott gut genug, und nur ein

*) Im Judendeutſch wird Oſtern Ausderen ausgeſprochen.

**) Dieſe Sage war in früheren Zeiten unter den Juden ſehr verbreitet, und findet ſich in hebräiſchen Büchern vielfach angedeutet.

Henker kann auf den Gedanken kommen, einen Gehenkten anzubeten.“

„Fein gesprochen! ein schönes Wörtchen!“ rief Schief-Levinche. Aber Mariamne ließ die Hände vom Antlitz sinken, und fragte schmerzlich bewegt:

„Was habe ich begangen, daß die ältesten Flüche von einem Vater über die schuldlose Tochter beschworen werden?“

„Ich beschwöre keine Flüche über das Haupt meiner schuldlosen Tochter,“ antwortete der Rabbi. „Aber den Zorn Gottes will ich von ihr wenden, und sie soll einsehen, wie furchtbar er ist, damit sie Buße thue und ich ihr verzeihen kann, was sie unschuldig verbrochen. Nicht nur den Zorn Gottes hast du zu fürchten, Mariamne; die Christen auch könnten deinem Bilde anthun einen bösen Zauber, vor dem ich dich bewahren will. Auf deinem Zimmer findest du eine heilige Thora und eine Kerze, angezündet an der Flamme der ewigen Lampe vor unserer heiligen Bundeslade. Bei diesem Lichte sollst du schlafen, neben dem Schlafzimmer deines Vaters und deiner Mutter. Auch habe ich, als du geboren wardst, eine Mappe*) beschrieben, und die Buchstaben mit bunten Farben sauber ausgemalt; du findest sie auf deinem Tische, und sollst damit deine Hüften umgürten über deinem Hemde, damit durch Berührung

*) So heißt die leinene Binde um die Pergamentrollen der Thora.

der Haut eines Weibes, die heiligen Sprüche und Namen nicht ihre wohlthätige Kraft verlieren. Dann habe ich dir eine Camee *) gemacht, welche du tragen mußt auf der bloßen Herzgrube, und wenn du auf den Abtritt gehst, meine Tochter —"

Mariamne verhüllte wieder ihr Antlitz.

„Wenn du auf den Abtritt gehst," fuhr unbarmherzig jener fort, „so vergiß nicht die Lehre des Rabbi Akiba **), welcher sagt, man solle eintreten mit dem rechten Fuß, und hinaus treten mit dem Linken, denn alles Böse kömmt von links her, und böse Geister lieben das Unreine und halten sich gern in Abtritten auf. — Wenn ein Christ sein Wasser lassen will —"

„O Vater! Vater! Schonung!" rief Mariamne mit Unwillen. Schief-Levinche aber betrachtete vor lüsternem Behagen lächelnd seine Braut, und schien sich über ihre Schamhaftigkeit zu freuen.

„Wenn ein Christ sein Wasser läßt," wiederholte der Rabbi, „wohin geht er? — An seine Kirche. Wenn er ein anderes Bedürfniß hat, wohin setzt er sich? — An seine Kirche. — Er thut dies seinen Götzen zu Liebe, die so große Freude haben an allem, was unrein ist; während der Jude nicht die Schwelle einer Syna-

---

*) Talismann, mit dem Abracadabra, in dreieckiger Form beschrieben.

**) Rabbi Akiba ist berühmt wegen seiner großen Zolianten über den Abtritt.

goge betritt, keine Speiſe berührt, kein Buch in die Hand nimmt, ohne ſich die Hände gewaſchen zu haben. Vergiß alſo nicht, der Abtritt iſt der Aufenthalt böſer Geiſter und ſchnöder Abgötter, die man zu böſen Zaubern anruft, weshalb man ihn betritt mit dem rechten, und verläßt mit dem linken Fuß. — Vier Wochen ſoll deine Buße dauern, und du ſollſt faſten vom Morgen bis Abend; und ſo oft der Tag ſich neigt, ſollſt du, ehe du dein Faſten unterbrichſt, in's Bad gehen. — Gieb Acht, meine geliebte Tochter, wenn du vier Wochen gefaſtet und dich gebadet haſt, wirſt du mager, bleich und entſtellt ſein, du wirſt dir ſelbſt nicht ähnlich ſehen, geſchweige jenem Götzenbilde auf dem böſen Opferſtein; dann kann dein Vater dir vergeben. — Wie aber die Buße vollendet iſt, muß die Hochzeit ſein; du darfſt dich nicht wieder erholen, damit dein Bräutigam eine reine, gottgefällige Braut empfängt, und haſt du einmal unter dem Trauhimmel geſtanden, iſt dein Haar abgeſchnitten *), und ſind auch andere Veränderungen vorgefallen, ſo wird die Aehnlichkeit nicht mehr ſo gefährlich ſein, und Gott wird dir nicht mehr zürnen."

Mariamne betrachtete mit ſtehenden Blicken ihren Bräutigam. Er ſchwärmte ja für ihre Schönheit, konnte er einverſtanden ſein mit einer Buße, die ſie entſtellen mußte?

Schief-Levinche aber ſprach; „Gott ſegne Euch,

*) Jüdiſche Frauen dürfen ihr Haar nicht zeigen.
Anmerkung des Setzers.

Rabbi! Ihr urtheilt wie ein Daniel, wie ein weiser König Salomo. Was Euch die Tochter koſtet während der Buße, werde ich Euch vergüten, nur ſagt meinem Vater nichts davon, ich werde es aus meiner Taſche bezahlen."

„So geh denn, meine Tochter," ſprach der Rabbi ſanft, „und thue, wie ich dir geheißen; umgürte dein Hemd mit der Mappe, trage die Camee auf der bloßen Bruſt, und verſchleiere dein Antlitz vier Wochen lang, damit am Sabbat, wo du nicht büßen darfſt, niemand es erblicke. Auch darfſt du dein Haar nicht ferner tragen, wie du es bisher getragen haſt. Du verſchleierſt dein Antlitz, aber Gott ſieht es dennoch. Haſt du aber dein Haar verändert, und Gott ſieht dein Bildniß auf dem böſen Opferſtein, ſo wird er ſagen: „Dieſes iſt nicht die Tochter meines Knechtes, des frommen Rabbi Raphael Ben Eli, denn deſſen Tochter trägt das Haar anders."

Mariamne ging ſchweigend und ohne Nachtgruß.

Schief-Levinche aber, welcher die Weisheit des Rabbi wieder in der Stille bewundert hatte, hub an:

„Rabbi! Eure Tochter iſt gehorſam, aber dieſer Gehorſam gefällt mir nicht."

— „Ich bin doch der Rabbi! ich bin doch ihr Vater! Wie kann Euch ihr Gehorſam mißfallen?"

— „Ich fürchte, ihr Gehorſam iſt Trotz und Verachtung. — Habt Ihr den Brief geleſen Rabbi?"

— „Was erinnert Ihr mich an ſolchen Koth und Unflath! Mir wird übel!"

— „Aber Eure Tochter denkt daran den ganzen Tag. Sie ſpricht nicht, ſie ißt nicht, ſie denkt an den Brief, und wie die Chriſten ſie anbeten. Wenn ſie allein iſt, ſieht ſie ſich in den Spiegel und findet ſich ſchön, als müße ſie uns arme, häßliche Juden verachten.“

„Wie kann das ſein?“ fragte der Rabbi erſtaunt.

Schief-Levinche legte die rechte Hand auf ſein Haupt und ſprach feierlich: „So wahr der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's der einzige Gott iſt, und ſo wahr ſein heiliger Name auf der Bundeslade prangt: Eure Tochter hat, wenn ſie allein war, nichts weiter gethan, als ſich im Spiegel geſehen, oder ihr Bild betrachtet. Es iſt daſſelbe Bild, welches der Maler Zug für Zug nachgeahmt hat, auf dem böſen Opferſtein der Chriſten, und ich habe Eure Tochter überraſcht, daß ſie mit zuſammengefügten Händen zu dieſem Bilde betete. — Nehmt Eure Tochter in Acht oder ſie entläuft Euch und geht zu den Chriſten.“

Der Rabbi und die Rabbizin ſchrieen laut auf vor Schreck.

Schief-Levinche fuhr fort: „Alle jüdiſche Flüche auf meinen Kopf, dieſes Licht ſoll meine Todtenkerze ſein, hier auf der Stelle ſoll mich die Erde verſchlingen, wenn Eure Tochter mir nicht geſagt hat, ſobald ihre Mutter ſie mißhandele, wolle ſie ihr drohen, daß ſie zu den Chriſten laufe.“

Die Rabbizin hielt ſich nicht länger und ſtürzte wie eine Furie aus dem Zimmer. Schief-Levinche aber verabſchiedete ſich und ging erleichtert nach Hauſe;

denn ein Geheimniß hatte keinen Raum in ſeiner krummen Bruſt, und was ihm keinen Schaden brachte, und andern verdroß, konnte er eben ſo wenig verſchweigen.

V.

Die Rabbizin.

Mariamne hatte ſich mit der Mappe umgürtet, die Camee in ihrem zarten Buſen verborgen, und ſich ihre Nachtkleider übergeworfen. Sie trat jetzt vor den Spiegel und löſte ihre Flechten, um ihr Haar anders zu legen, da ſtürzte plötzlich ihre Mutter, bleich vor Wuth, in ihre Kammer, ſpuckte dreimal giftig vor ihr aus, und ſchrie: — „Verworfene Ueberläuferin! — Gottverfluchtes Chriſtenſchwein! — Leibhaftige Mutter Maria!“ — Darauf riß ſie den Spiegel von der Wand und verſchwand damit.

Mariamne, welche an den ſinnloſen Jähzorn ihrer Mutter nur zu ſehr gewöhnt war, nahm ohne Arg die Kerze und trat damit vor den Spiegel im Schlafgemach ihrer Eltern, um ihr Haar wieder zu ordnen.

Aber von neuem erſchien die Rabbizin und riß auch dieſen Spiegel von der Wand, und eilte damit fort.

Mariamne ward ängſtlich. Es gab nur noch einen Spiegel im Hauſe, in der unteren Stube bei ihrem Vater. Um nicht mit fliegendem Haar zu Bette zu gehen, ging ſie hinunter.

Der Rabbi erhob ſein, in Thränen gebadetes Antlitz, ſchaute ſie an und ſpuckte aus: „Unſelige!“ rief er, „Was zeigſt du mir dein Antlitz ohne Schleier?“

„Vater!“ ſprach Mariamne, „Ich fürchte, Gott bewahre! die Mutter iſt wahnſinnig und kann keine Spiegel leiden.“

Kaum ſtand ſie wieder vor dem Spiegel und beſchäftigte ſich mit ihren Haaren, als die Rabbizin zum dritten Mal erſchien, und ihr auch dieſen Spiegel wegriß.

„Was ſoll ich denn anfangen?“ fragte Mariamne. „Mein Haar iſt lang und kraus, ich kann ohne Spiegel nicht fertig werden.“

„Ich will dir's machen,“ ſprach die Rabbizin, „ergriff ſie bei den langen, rabenſchwarzen Locken und zerrte ſie auf einen Stuhl.

„Mutterlieb! Du verſündigſt dich!“ klagte Mariamne. „Du darfſt mir nichts zu Leide thun!“

Aber die Rabbizin knirſchte mit den Zähnen: „Dein Glück, daß ich geſchworen habe, ſonſt würde es dir ſchlimm ergehen!“

„Mutterlieb!“ flehte Mariamne, „Du ſtreichſt mir alle Haare aus der Stirn, du entſtellſt mich. —“

— „Willſt du gehen mit geſcheiteltem Haar tief in der Stirn, wie der gekreuzigte Abgott der Chriſten?“

— „Mutterlieb! Du thuſt mir weh! Ich kann es nicht mehr aushalten!“

— „Wenn du dich ſträubſt, wenn du nicht ſtille haltſt, ſo reiße ich alle Haare dir aus.“ — —

Endlich war die Rabbizin fertig, und Mariamne hatte ihre Marter überſtanden. Die Mutter hatte ihr alles Haar in die Höhe geſtrichen und es oben zu einem großen, ungeſchickten Knoten zuſammengeflochten.

„Nun?“ fragte ſie ſchmerzlich lachend, „Habt ihr Eure Tochter jetzt genug entſtellt? Könnt ihr ſie endlich anſehen, ohne auszuſpucken?“

Die Aermſte hatte keinen Spiegel, ſonſt würde ſie geſehen haben, daß auch die ſonderbare Friſur, mit dem großen, runden Knoten mitten auf dem Schädel, ſie kleidete, und daß die in die Höhe geſtrichenen Haare nur neue Reize enthüllten: die zierlich-geformten, mit kleinen Löckchen eingefaßten Schläfen, die kleinen, feingewundenen Ohren, und die reinen Formen des Hinterkopfes; auch dieſes alles war wunderbar, regelmäßig und zart gebildet.

Ihr Vater, der ſie anſah, ſpuckte dennoch aus. „Wie heißt entſtellt?“ fragte er. „Du ſiehſt immer noch aus, wie ein Bild, wie angemalt und abgezirkelt. Rabbizin, du haſt lange Nägel, und ich habe die meinigen geſchnitten, kratze du ihr in ihrem Geſichte ein Stellchen auf, damit ſie wenigſtens nicht ganz gleich iſt ihrem Bilde auf dem böſen Opferſtein.“

„Ich laſſe mich nicht zerkratzen, ich will mein Geſicht behalten, wie Gott es mir gegeben!“ rief Mariamne,

und war zum erſten Mal im Leben zur Gegenwehr entſchloſſen.

Allein die Rabbizin ergriff ſie bei dem großen Knoten und zerrte ſie auf den Stuhl zurück. Mariamne bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, aber die dürren Finger der Rabbizin bohrten ſich doch dazwiſchen und krümmten ſich, daß die derben Nägel ſchon ihre Wangen berührten.

„Mutterlieb!“ flehte ſie, „wenn du mich haſſeſt, ſo tödte mich! Ich will lieber ſterben, als entſtellt ſein.“

Umſonſt. Die Rabbizin hatte jetzt Gelegenheit, ihren lang gehegten Grimm zu kühlen.

„Hülfe! — Mord! — Feuer!“ ſchrie Mariamne mit grellender Stimme. — „Ich blute! ich blute!“

Es war geſchehen! — Mariamne's holde Wange blutete aus fünf Wunden. Jetzt war endlich ihre Taubengalle erregt, und ihr orientaliſches Blut gerieth in Wallung. Ihr langes, rabenſchwarzes Haar hatte ſich unter den Mißhandlungen von Mutterhänden wieder gelöſt, und umflatterte wild das ſchneeweiße Nachtgewand, befleckt von dem Blut, welches von ihrer Wange rieſelte. Mit weitaufgeriſſenen Augen und wetterleuchtenden Blikken ſtarrte ſie ihre Eltern an, erhob drohend die zarte Rechte und rief, wie ein zürnender Engel: „Wehe der Mutter, die mit Krallenhänden das ſchuldloſe Antlitz der Tochter zerfleiſcht! Wehe dem Vater, der auf ſein Geheiß das Blut ſeiner Tochter fließen ſieht! Ich bin Euer Glück, Eure Freude, Euer Reichthum auf dieſer Welt, und Ihr entſtellt mich! Die ſanfte, gehorſame

Tochter, auf der alle Augen mit Wohlgefallen ruhen, macht Ihr zum Scheusal! Erwartet nun auch keine Freuden mehr von mir, denn mein Geist geht irre, meine Sinne sind verstört. Ich werde Gram und Elend über Euch bringen, aber es wird nicht mein Werk sein, denn Ihr habt mich den bösen Geistern übergeben!"

Und mit fliegenden Locken, flatternden Gewändern eilte sie zur Thür hinaus, die sie lautdröhnend hinter sich in's Schloß warf.

Das Elternpaar sah sich lange schweigend an. Endlich begann die Rabbizin: „Hast du gehört, sie will Gram und Elend über uns bringen."

„Ich habe es gehört;" sprach der Rabbi, und zuckte die Achsel. „Ich wollte, sie wäre erst unter der Haube, damit ich meine gewohnte Ruhe wieder habe!"

„Sie will Gram und Elend über uns bringen;" wiederholte die Rabbizin, „das heißt, sie will zu den Christen laufen."

— „Ich wollte, sie wäre hingelaufen, so hätte ich die Ruhe, die mir gebührt, als frommer und weiser Rabbi." — —

Am folgenden Morgen dachte die Rabbizin ruhiger über den Auftritt nach, und fand ihn bedenklich. Sie fürchtete den Zorn des reichen Israel, die Verantwortlichkeit gegen Schief-Levinche, und alle anderen üblen Folgen, wenn sie ihre Tochter wirklich entstellt haben sollte. Allein der Rabbi hatte gesagt: „Rabbizin, kratze sie, du hast lange Nägel!" und was kann eine fromme Mutter weniger thun, wenn sie vernimmt, ihre Tochter will zu

den Chriſten laufen? — Sie theilte ihre Beſorgniſſe dem Rabbi mit, dieſer aber ſprach:

„Was ſoll ich dazu thun? Läuft ſie zu den Chriſten, ſo läuft ſie zu den Chriſten. Ich will haben meine Ruhe!“

„Aber du biſt doch der Vater!“

Der Rabbi zog unwirſch bald dieſe, bald jene Schulter in die Höhe, und warf ſich von einer Seite des Lehnſtuhls in die andere. — „So thu doch, was du willſt! Soll ich denn nicht haben meine Ruhe? Haſt du verloren alle Achtung vor deinem frommen, gelehrten Mann? — Thue in meinem Namen, was du willſt, als hätte ich dir befohlen, das zu thun, was dir zu thun beliebt.

Viertes Buch.

Die Buße.

I.

Ein treuer Diener.

Mariamne war in kein Bett gekommen. Sie hatte erſt mit kaltem Waſſer das Blut zu ſtillen geſucht, und dann unausgeſetzt kalte Umſchläge aufgelegt, indem ſie weinend und herzinniglich zu Gott flehte, er möge ihr das heile Antlitz wieder ſchenken. Alles, was ſie blankes im Zimmer hatte, mußte ihr zum Spiegel dienen; aber genau vermogte ſie nicht zu erkennen, oder vielmehr, ſie wagte nicht zu glauben, welche Verwüſtungen die Nägel ihrer Mutter auf ihrer zarten Wange angerichtet.

Immer noch war ſie beſchäftigt, naſſe Tücher aufzulegen, als die Rabbizin eintrat. Schreiend, als befürchtete ſie neue Mißhandlungen, floh ſie in einen

Winkel. Die Rabbizin folgte ihr dahin, nahm ihr die Hände vom Antlitz und hob ihren Kopf in die Höhe, um ihre Wunden zu prüfen. Sie waren ansehnlich genug; man hätte kaum glauben sollen, daß eine weibliche Hand das vermogt hätte.

„Mutterlieb!“ flehte Mariamne, „gestern warst du zornig, aber heute bist du bei kaltem Blute, und wirst mich doch nicht wieder kratzen?“

„Du hast's verdient!“ sprach die Rabbizin. „Eine fromme Mutter zürnt, wenn sie hört, ihre unselige Tochter wird zu den Christen laufen.“

— „Mutterlieb! Ich laufe nicht zu den Christen und habe es nie gewollt.“

— „Du hast gedroht, Kummer und Elend über deine Eltern zu bringen.“

— „Das habe ich gesagt im ersten Schreck, als ich mein Blut sah.“

— „Denkst du, ich weiß nicht, was es heißen soll? Besinne dich nur, was du mit Schief-Levinche gesprochen, dein Bräutigam hat uns alles wieder gesagt.“

— „Das hat er gethan? der schlechte Mensch!“ rief Mariamne trostlos. „Gott! Gott! Was habe ich gesündigt, daß ich dieses Mannes Gattin werden soll, der mir nur Leiden und Ungemach bereitet!“

Die Mutter nahm dieß für ein Bekenntniß, und fuhr höhnisch fort: „Wie du aussiehst! Die Augen roth und geschwollen, das Antlitz bleich und überwacht, und fünf tüchtige Löcher in den Wangen, die für's erste nicht wieder zu heilen. Alle Judentöchter, die zu den Christen

laufen wollen, sollen aussehen, wie du aussiehst. Und faste nur vier Wochen, bade dich vier Wochen, du wirst dich nicht wieder vor den Spiegel stellen und dich anbeten, als Mutter Maria."

Mariamne warf sich zu Boden und fing bitterlich an zu weinen.

Wenn eine Jüdin Buße thut, so wird sie unter die Aufsicht eines Mannes gestellt, der ihre Buße leitet, und dafür sorgt, daß die Vorschriften des Rabbi befolgt werden. Vergeht sie sich dawider, so fällt die Sünde auf ihren Wächter; sie darf sogar thun, was in ihren Kräften steht, um die Aufmerksamkeit desselben zu täusch

Zu solch einem Amte erwählt man einen frommen, armen Mann. Reiche Leute geben sich nicht dazu her, fremde Sünden auf sich zu laden; der Arme aber erhält ein kleines Almosen für denjenigen Antheil seiner zukünftigen Paradiesesfreuden, dessen er sich im schlimmsten Falle verlustig machen könnte; und so verkauft er seine Seligkeit stückweis für einige Groschen.

Wer aber taugte besser zu diesem Amte, als das jüdische Factotum, der arme, gewaltig fromme Löbel Kurzweil? Er wurde daher verpflichtet, Mariamne zu bewachen, ihr anzuzeigen, wann es Zeit sei, in's Bad zu gehen, ihre Nachtkerze an der ewigen Lampe vor der Bundeslade in der Synagoge anzuzünden, und dafür zu sorgen, daß niemand zu ihr kam. Von Schiefs-Levinche aber erhielt er noch den geheimen und beson-

deren Auftrag, ihr zu folgen, wenn ſie nach dem Bade ging, und ihre Wiederkehr abzuwarten, damit ſie nicht zu den Chriſten liefe; und bei der geringſten verdächtigen Bewegung, die ſie ſich zu Schulden kommen ließe, ſolle er zum äußerſten ſchreiten, Lärm machen, und alle Juden zum Beiſtand anrufen. Schief-Levinche bezahlte gut, und Löbel Kurzweil, der als gewaltig frommer Menſch kein theoretiſcher Schwärmer, ſondern vertraut war mit allen praktiſchen Vortheilen dieſes Faches, erbat ſich vom Rabbi und der Rabbizin ebenfalls eine kleine Zulage, um die Flucht ihrer Tochter durch alle möglichen Vorkehrungen zu hindern. Welch einen zuverläſſigen Wächter er bei dieſer Gelegenheit für die doppelte Bezahlung abgab, wird aus dem Geſpräche hervorgehen, welches er mit Mariamne führte, als er am zweiten Abend zu ihr kam, um ſie zum Bade abzurufen.

„Löbel Kurzweil!“ begann Mariamne mit der ihr gewöhnlichen Sanftmuth, „Du haſt ſo manches Gute von mir gehabt, und ſieh, ich werde eine reiche Frau, ich gebe gern, und ich werde viel geben können, willſt du einen kleinen Dienſt mir leiſten, ich werde ihn dir reichlich lohnen.“

— „Mariamnelieb! Ihr wißt, man dient Euch gern.“

— „Von dir hängt der Friede und die Seelenruhe ab, die ich bedarf, meine Buße zu vollenden. Ach! ich habe mich durch nichts verſündigt, ich büße nur, um wieder rein zu werden!“

— „Mariamnelieb! Sagt doch nur, was ihr verlangt; ich will Euch alle möglichen Dienſte leiſten. —

Ich kann Euch Dienſte leiſten," fuhr er geheimnißvoll fort, „an die Ihr gar nicht denkt."

— „Meine Mutter hat mir das Geſicht zerkratzt, ſoll ich dir's zeigen und meinen Schleier abnehmen?"

— „Wenn Ihr allein ſeid, oder ich zu Euch trete, braucht Ihr keinen Schleier zu tragen, ich nehme die Sünde auf mich. — Aber ich kann Euch größere Dienſte leiſten, an die Ihr gar nicht denkt."

Mariamne nahm den Schleier herunter und zeigte ihre Wunden. „Ich fürchte, die Narben werden bleiben und mich für immer entſtellen."

„Das hat eine Mutter gethan!" rief jener, — „eine jüdiſche Mutter! eine Rabbizin! Sollte man das denken? — Beruhigt Euch! Euer junges, kräftiges Blut, die Bäder, das Faſten werden Euch bald wieder herſtellen, und Euer ſchönes Angeſicht wird glatt ſein, wie es immer war. Zum Ueberfluß will ich Euch morgen feinen, wohlriechenden Heilbalſam mitbringen."

— „Du biſt recht liebreich, Löbel Kurzweil! aber das iſt noch nicht alles. Meine Mutter hat alle Spiegel im ganzen Hauſe verſteckt, ich ſpiegele mich im Waſchwaſſer, ich halte ein ſchwarzes Tuch hinter den Fenſterſcheiben, aber ſo recht kann ich doch nicht ſehen, wie ſehr ich verwundet bin."

— „Auch einen Spiegel ſollt Ihr haben, aber ich kann Euch einen noch viel größeren Dienſt leiſten, woran Ihr gar nicht denkt."

— „Nein. Ich bin zufrieden, und kann meine Buße nunmehr ganz gemächlich vollbringen. Ich faſte gern,

ich eſſe immer nur ſehr wenig, und frage nichts nach Eſſen und Trinken. Ich ſitze hier den ganzen Tag auf meinem Polſter, ſinne und träume, und eh ich mich umſehe, iſt es Abend.«

»Und ich weiß, was Ihr ſinnet und träumet vom Morgen bis Abend; das ſchöne Götzenbild auf dem Opferſtein iſt es, und die reichen, ſchönen und vornehmen Chriſten, wie ſie dazu beten. — Mariamne! iſt es wahr, was Euer Bräutigam ſagt? Habt Ihr die Hände erhoben zu Eurem eigenen Bilde und habt Euch ſelbſt angebetet, als Mutter Maria?«

»Der ſchlechte Menſch!« rief ſie; »er hat es meinen Eltern geſagt?«

»Und er erzählt es allen Juden! Euer Vater zerreißt ſich die Kleider über Euch, als wäret Ihr geſtorben! Eure Mutter zerkratzt Euch das Geſicht. Was werden erſt andere Juden thun, die nicht Eure Eltern ſind!«

— »Was nur Levinche davon hat, daß er mir alles mögliche Herzleid anthut?«

— »Warum laßt Ihr's Euch gefallen? Ihr ſeid doch nicht auf der Welt, um gequält zu werden?«

— »Was ſoll ich thun? Gott hat mich zum Frauenzimmer gemacht, ich darf keinen Willen haben!«

— »Aber was ſoll aus Euch werden?«

Mariamne deutete auf die Thora, in der Ecke am Fenſter.

»Löbel Kurzweil! Bei dieſer heiligen Thora ſchwöre ich Euch, es iſt nicht wahr, daß ich zu meinem Bilde gebetet habe.«

„Euer Bräutigam sagt es, und alle Juden glauben es. Euer Bräutigam sagt auch: Ihr wollt zu den Christen laufen, und alle Juden fluchen und verdammen Euch. Was wollt Ihr mehr? Ich bin von Eurem Bräutigam bestellt, auf Euch zu achten, daß Ihr nicht zu den Christen lauft, und Abend für Abend, wenn Ihr nach dem Bade geht und heimkehrt, Euch nachzugehen. — Denn bedenkt wohl, Mariamne, wenn Ihr aus dem Bade kommt, ist es Nacht, verschleiert seid Ihr auch, und habt kaum drei hundert Schritt bis zum Judenthor, und seid Ihr einmal in den christlichen Straßen, so kann Euch niemand etwas zu Leide thun."

— „Aber ich will nicht zu den Christen, ich will kein Schweinefleisch essen!"

— „Die Christen sind auch Menschen. Hier seid Ihr verloren, und seid Eures Lebens nicht mehr sicher. Und der Talmud lehrt, man darf alles thun, wo es gilt, sein Leben zu retten. — Wollt Ihr aber zu den Christen laufen, auf Händen werden sie Euch tragen, und — ich — so wahr Gott lebt — Mariamnelieb, ich laufe mit Euch!" —

Mariamne schaute ihn an, als träumte sie: „Löbel Kurzweil! Du bist doch ein gewaltig frommer Mensch, wie kannst du solche Schelmstücke sprechen?"

— „Mariamnelieb, ich bin kein gewaltig frommer Mensch."

— „Aber du fastest doch von einem Sabbat zum Anderen?"

— „Laßt mich mal nicht faſten? Habe ich was zu eſſen?“

— „Alſo du faſteſt nur, weil du nichts zu eſſen haſt?“

— „Nur? Wie heißt nur? Ich denke, der Grund iſt hinreichend. Wenn ich etwas hätte, würde ich eſſen, und meinetwegen, wenn es Schweinefleiſch wäre.“

Das Wort „Schweinefleiſch“ machte ſie ſchaudern. „Geh mir aus den Augen, du ſchlechter Menſch!“ rief ſie. „Ich will mit dir nichts mehr zu ſchaffen haben.“

Löbel Kurzweil fühlte, wie unvorſichtig er geweſen, und verlor dermaßen den Kopf, daß er ſich nicht wieder herauszureden wußte.

„Du gehſt,“ drohte Mariamne, „oder ich ſchreie.“

Ihm blieb nichts übrig, als zu der äußerſten Unverſchämtheit ſeine Zuflucht zu nehmen.

„Dumme Gans!“ rief er, „grobe Maße Behema!“

„Wie kannſt du ſo zu mir ſprechen?“ fragte ſie erſchrocken. „Ich bin doch die Tochter des Rabbi, und du nur ſein Schüler!“

„Gebt Euch ſelbſt die Antwort! Denkt nach!“ rief jener trotzig, denn er wußte nichts weiter zu ſagen.

„Wollteſt du mich vielleicht auf die Probe ſtellen?“

„Ja!“ rief er, froh, daß ſie ſelbſt ihm den Ausweg zeigte.

„Und wer hat dir das aufgetragen? Meine Eltern oder mein Bräutigam?

„Alle Beide.“

— „Löbel Kurzweil, du lügst, du haſt es aus eignem Antrieb gethan. Es macht dir zu viel Mühe, mir täglich bis nach dem Frauenbad nachzugehen, auf mich zu warten, bis ich heraus komme, und mir nach Hauſe zu folgen. Du möchteſt es dir leicht machen und deines Dienſtes überhoben ſein. Du kennſt mich; du weißt; ich werde nicht zu den Chriſten laufen, und haſt mich nur geprüft, um deiner Sache ſicher zu ſein! — Nicht wahr, ſo iſt es? — Nun, bin ich eine dumme Gans? Bin ich eine grobe Maſſa Behema?“

— „Nein, Mariamnelieb, Ihr habt einen ganz feinen Verſtand.“

— Du kannſt dich auf mich verlaſſen; aber vergiß den Balſam und den Spiegel nicht.

Löbel Kurzweil verſprach beides und dachte in der Stille: „das bischen Verſtand, was ſie hat, gebraucht ſie, um ſich ſelbſt anzuführen. —

Als Mariamne aus dem Bade kam, ging ſie wohl verſchleiert in das Wohnzimmer, in welchem ihre Eltern und alle Schüler des Rabbi ſich befanden. Doch ungeachtet der Anweſenheit ſo vieler Perſonen, herrſchte eine Todtenſtille. In Mariamne fehlte dem Familienkreiſe die Seele, und mit ihrer Buße war alle Heiterkeit aus dem ſonſt ſo lebhaften Hauſe verſchwunden. — Einige warme Speiſen waren für ſie bereitet, aber der Schleier hinderte ſie beim Eſſen, und indem ſie an das große Herzleid dachte, welches ſie den Ihrigen verurſachte, mußte ſie weinen; am meiſten aber über

ſich ſelbſt, weil ſie ganz ohne Schuld daran war. Vor Wehmuth quoll ihr der Biſſen dann im Munde. Sie begnügte ſich, ein wenig warme Brühe zu trinken, alles andere ließ ſie ſtehen. So ging es Tag für Tag. Dieſe Stunden waren ihr die peinlichſten bei ihrer ſchweren Buße.

II.

Der Sabbat.

Der Sabbat kam, und der Rabbi fühlte ſich von den ärgerlichen Vorfällen in ſeinem Hauſe dermaßen angegriffen, daß er für gut erachtete, nicht nach der Synagoge zu gehen, und zu Hauſe zu bleiben.

Mariamnes ſchwere Buße war den Juden aufgefallen, obſchon ihnen die Veranlaſſung derſelben nicht unbekannt war, und ſie, was das Altarbild betraf, ſchon alles von den Chriſten wußten.

Wenn aber Löbel Kurzweil gegen Mariamne behauptet hatte, daß alle Juden bereits wüßten, wie ſie die Hände zu ihrem eigenen Bilde erhoben habe, um ſich als Mutter Maria anzubeten, und daß ſie Chriſtin werden wolle; ſo war dieß in keiner weiteren Abſicht

geſchehen, als um ſie zu einem Schritte zu bewegen, der ihm Vortheil brachte. Es giebt keine größere Schande für eine jüdiſche Familie, als wenn eine ihnen engverbundene Perſon, derartige Geſinnungen hegt, und Schief-Levinche ſowohl, wie der Rabbi, nahmen ſich daher wohl in Acht, von ihrem Argwohn und ihren Befürchtungen etwas zu verlautbaren, oder auf irgend eine Weiſe zu verrathen.

Aber der Rabbi fehlte beim Sabbatgottesdienſt, und man wandte ſich an ſeinen Liebling, Löbel Kurzweil, mit der Frage, ob ihm irgend eine Krankheit zugeſtoßen ſei?

Löbel zuckte die Achſeln und ſchwieg, bis einer der Gemeindevorſteher mit derſelben Frage zu ihm kam. Dieſem erwiederte er: „Euch will ich es ſagen, wenn Ihr durchaus darauf beſteht, es zu wiſſen. — Der arme Mann! Wenn er ſich kein Leides thut, wenn er den Verſtand nicht verliert, ſo muß man ſagen: Es iſt Gottes Wille. Seine Tochter hat die Hände erhoben zu ihrem eigenen Bilde, und hat ſich ſelbſt angebetet, als Mutter Maria; ſie will zu den Chriſten laufen!“

„Die verruchte Sünderin! ſprach der erbitterte Vorſteher, indem er weiter ging. „Möge der Herr ihre Kinnladen zerſchmettern! Die Waſſerſucht in ihren Bauch, und das Verderbniß in ihren Schooß! Möge ſie lüſtern ſein nach Koth, wie das unreine Schwein, dieſe Schweinefleiſchfreſſerin!“

Die Leute, die ihn so fluchen hörten, fragten, was ihm begegnet sei, und er nahm keinen Anstand, das Unerhörte jedwedem mitzutheilen. Es hätte für Mitschuld gegolten, und man hätte sich ähnlicher Gesinnungen verdächtig gemacht, hätte man nicht dieselben Flüche gegen die schnöde Rabbinerstochter ausgesprochen, und sie dem allgemeinen Haß und Abscheu Preis gegeben. Es erhob sich ein Gezischel und Gemurmel, und verbreitete sich durch die ganze Synagoge. Der Schamuß mußte mehrmal auf den Al-Memmor aufklopfen und Stille gebieten; aber die Andacht war hin. Wo der Vorsänger schwieg, und die ganze Gemeinde einfallen mußte, betete jeder wohl laut her, was er zu sagen hatte; aber wie der Vorsänger von neuem begann, erhob sich dasselbe Gezischel und Gemurmel. — Das war noch nicht alles, und am schlimmsten erging es Schief-Levinche. Bald kam der eine zu ihm und fragte:

„Ist es wahr, daß deine Braut zu den Christen laufen will?“

Und er antwortete: „Ein schwarzes Jahr über dich, was brauchst du dich darum zu kümmern?“

Es kam ein zweiter: „Ist es wahr, daß deine Braut die Hände erhoben hat zu ihrem eigenen Bilde!“

— „Ein böses Fieber in dein Gebein, was geht es dich an?“

Ein dritter kam mit einer ähnlichen Frage.

— „Die Sterbezüge über dein Angesicht, und die Trauer über deine ganze Familie, hast du danach zu fragen?“

Aber das Fragen nahm kein Ende, und hatte Schief-Levinche den einen fort geflucht, so wartete schon ein anderer, um sich nach dessen Betstelle mit einer neuen Frage hinzudrängen. Der eine klopfte ihm rechts, der andere links auf die Schulter, ein dritter berührte seinen Höcker, und er erschöpfte vergebens seinen ganzen Vorrath jüdischer Flüche und verlor endlich sogar die Geduld dermaßen, daß er mit lauter Stimme und Thränen der Wuth in den Augen, ganz uneingedenk, wo er war, ausrief:

„Ihr alle zusammen, geht und brecht den Hals! Soll ich keine Ruhe haben zu beten am Schabbes in der Schule?“

Dieser Fluch machte den Vorsänger irre; er stockte mitten im Gebet. Wäre der Rabbi zugegen gewesen, so hätte der Störer des Gottesdienstes einen lauten Verweis erhalten; so aber nahm der reiche Israel, als erster Gemeindevorsteher das Wort, wandte sich aber nicht an seinen Sohn, sondern an den Vorsänger, zu dem er sprach:

„Seid Ihr hier zum Singen oder zum Stillschweigen? Was stockt Ihr mitten im Gebet? für's Stocken werdet Ihr nicht bezahlt. Thut das Eure, und kümmert Euch um nicht Anderes. Wenn der Mann (er deutete auf seinen Sohn) Euch gestört hat, so kann er Strafe bezahlen, wie Schabbes aus ist, ich bin gut für diesen Mann.“

Die Frauen, welche abgesondert auf ihrem Chor saßen, waren nicht wenig erstaunt über diese Unruhe

und Störung. Auch ſie fingen an zu flüſtern und zu ſchwatzen, und die älteſten Mitglieder der Gemeinde wußten ſich keiner ſo verworrenen Sabbatfeier zu erinnern. — —

„Levinchelieb!“ ſprach der reiche Israel, als er mit ſeinem Sohne zu Hauſe beim Mahle ſaß. „Das Mädchen iſt nichts für dich; laß ab von ihr, du haſt nur Schmach und Schimpf davon.“

Er aber rief: „Und wenn ſie der Fluch im auserwählten Volke iſt, und wenn ſie iſt eine Strafe Gottes für alle, denen ſie angehört, ſo ſoll ſie allen Juden zum Trotze und der ganzen Gemeinde zum Aerger meine Frau werden, und die erſte unter den Jüdinnen ſein.

Der Rabbi fehlte auch am folgenden Morgen beim Gottesdienſte, und nunmehr heiſchte der Brauch, daß man ſich zu ihm begab, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Aber heut war kein lebhaftes Gedränge in dem kleinen Hauſe; man vernahm kein Geſchwätz, Gemurmel und Gelächter, denn nur alte und angeſehene Männer kamen. Mädchen und Weiber, die nach dem jüdiſchen Glauben viel ſündhafter und verführbarer ſind, als die Männer, dürfen keiner Büßerin nahen, und Kinder wollte man nicht in die Nähe einer unſeligen Perſon bringen, von der ein Götzenbild gemacht worden war, und die ſchon ihre Hände erhoben hatte zur Mutter Maria.

Es war gewiß ein feierliches Schauspiel, eine stets wechselnde Gesellschaft von polnischen Juden mit lebhaften Augen und ausdrucksvollen Gesichtern, so ganz still und geräuschlos kommen, gehen oder dasitzen zu sehen. Man kam, begrüßete nur den Rabbi, setzte sich auf einen Stuhl oder eine Bank, erhob sich nach einer Weile wieder, und sprach zum Rabbi: „Gott schütze Euch vor ferneren Unfällen," oder: „Gott rechne Euch Euer Leid zu Gute;" — „Gott wende Eure Trauer in Freude," oder wie die Beileidsbezeigungen anderweitig heißen mögen.

In der fernsten Ecke des Zimmers saß Mariamne tief verschleiert; neben ihr Schief-Levinche, um trotzig aller Welt zu zeigen, daß er von seiner Braut nicht lasse. So oft er sie aber liebkosend berühren wollte, sträubte sie sich und entfernte sich von ihm, vielleicht, weil es die Buße so mit sich brachte, vielleicht auch, weil der boshafte Krüppel ihr jetzt in der That zuwider war. Schief-Levinche aber dachte bei sich: „Und wenn ich dir verhaßt bin, wie der bittre Tod, und wenn du tausendmal zu den Christen laufen willst, du mußt, du sollst, ich zwinge dich, ich verlange, ich bestehe darauf, daß du nach der Buße meine Frau werden mußt."

Noch schlimmer ging es Schief-Levinche in der folgenden Woche. — Wenn man bedenkt, wie gern Mariamne stille saß und träumte; wie das elterliche Haus die Welt war, in der sie sich glücklich fühlte;

wie ungern sie die zarten kleinen Füßchen auf die Straße setzte, und daß sie selten, vielleicht niemals noch das Judenquartier verlassen hatte, so wird man es erklärlich finden, daß sie den Christen völlig unbekannt geblieben war.

Niemand hatte etwas von ihr gesehen und gehört, bis Andersen plötzlich dieses Ideal jungfräulicher Schönheit an's Licht zog, und der allgemeinen Verwunderung und Verehrung Preis gab. Aber Künstler lieben nicht zu schweigen, und Andersen erzählte jedermann, daß das holdselige Madonnenbild eine ungetaufte Jüdin, eine Rabbinerstochter sei. Man erschrack, und ärgerte sich, aber man durchstöberte auch unter allerlei Vorwänden das ganze Judenquartier, und fragte und forschte. — Vergebens! — Das holde Urbild der himmlischen Maria that Buße, und blieb unsichtbar für Juden wie für Christen.

Hatten nun die Juden von den Christen erfahren, daß ihre Rabbinerstochter auf dem Hochaltar der Cathedrale als Himmelskönigin gemalt worden, so erfuhren die Christen von den Juden, daß diese Himmelskönigin die Braut Schief-Levinches sei, jenes lächerlichen garstigen Krüppels, dem man aus Mitleid wohl zu verdienen gab; mit dem aber alt und jung seinen Spott trieb. Hiezu kam noch, daß der Pastor Vitepsky, der sein Lebelang für die heilige Jungfrau geschwärmt hatte, ohne eine bestimmte Vorstellung von ihr zu haben, jetzt ein Bild von ihr gewonnen hatte, dem er seine ganze Andacht, und Inbrunst weihen konnte; was ihn nah und

fern vor Augen ſchwebte, und dem er jedes Ave Maria und Credo ſeines Roſenkranzes widmete. Stundenlang ſah man ihn jetzt unfern den Stufen des Hochaltars knieen, die Hände ringen und den Boden küſſen. Um was er betete, wußte Niemand, er ſagte es auch Niemandem, und man durfte nur muthmaßen; allein es war nicht ſchwer, die Urſache zu errathen. Er beſchwor die heilige Jungfrau bei ihrem göttlichen Sohne, das Herz des lieblichen Mädchens zu erleuchten, in deren Geſtalt ſie an dieſer Stätte alle ihr gebührende Ehren und Andachtsopfer in Empfang nehme, und er ermannte die unbefleckt empfangene Gottesgebährerin, daß auch ihre Mutter eine Judentochter war, um ſie zu bewegen, die Mühſeligkeit und Selbſtüberwindung der Rabbinerstochter beim Modellſtehen, als himmliſches Verdienſt ihr anzurechnen. —

Es iſt das Schickſal vieler katholiſchen Heiligen, daß man durchaus nicht weiß, wer ſie waren, und was man aus ihnen machen ſoll; es ſind und bleiben ganz confuſe, mytiſche Perſonen. — Aber wer war nun eigentlich Mariamne? War ſie die auserwählte Braut des heiligen Geiſtes, oder die, gegen 500 Thaler Knaß verſchriebene Verlobte Schief-Levinche's. Auf dem Hochaltar ſah man ſie auf's täuſchendſte gen Himmel ſchweben; aber eben ſo augenſcheinlich war es, daß ſie als Jüdin zur Hölle fahren mußte. Was ſollte man von ihr denken?

Am Ende mußte der arme, kleine Schacherjude das Bad bezahlen. Wo er ſich blicken ließ, und mit den

hundert Falten ſeines beweglichen Geſichtes freundlich grinſend anfragte: „Haben Sie nichts nöthig? Ganz was ſchönes, ganz was neues, und billig, gar kein Geld für die Waare, man ſollte glauben meine Waare ſei geſtohlen. Sie iſt auch geſtohlen! Gott helfe mir, ſie iſt geſtohlen!“ — Da begegneten ihm bitter ernſte Geſichter, und man ſprach: „Iſt es wahr, Schief-Levinche, er heirathet die ſchöne Tochter ſeines Rabbi? So etwas kann nur bei Juden vorfallen, denn Eure Töchter ſind Mägde, und Eure Weiber Sklavinnen.“ Und die ſo ſprachen, waren erſt die Gemäßigten, die Eifrigen wieſen ihm augenblicklich die Thür.

„Packe er ſich, ſchäbiger Mauſchel! garſtiger Ziegenbock! von ihm brauchen wir nichts mehr!“

So verlor Schief-Levinche manchen guten Kundmann, und ſeine Beliebtheit und ſein Handelsglück ſchwanden mit jedem Tage; aber grimmig fletſchte er ſeine Zähne und murmelte: „Ich heirathe ſie doch, den Chriſten zum Poſſen, und wenn ich am Schabbes mir eine Güte gethan habe bei meiner Frau, führe ich am Sonntag ſie durch alle chriſtlichen Straßen, daß alle Chriſten vor Aerger crepiren *).

*) Es gehört mit zu den Sabbatfreuden, in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend bei ſeiner Frau zu ſchlafen. Ein Jude aber, der in der Sabbatnacht eine Chriſtin ſchwängert, hat dreierlei Gutes gethan: 1) Hat er eine Sabbatfreude ſich gemacht. 2) Das Gebot des Herrn erfüllt, „ſeid fruchtbar und mehret euch.“ 3) Sich an den Chriſten gerächt.

(Talmudiſch.)

III.

Der Spiegel.

Die Hälfte ihrer Buße hatte Mariamne überſtanden. Löbel Kurzweil hatte ihr ein niedliches Döschen gebracht, mit feinem, wohlriechendem Heilbalſam, aber keinen Spiegel. Sie erinnerte ihn daran, ſo oft ſie ihn ſah, allein er vertröſtete ſie von einem Tage zum anderen, bis ſie endlich alle Hoffnung auf gab. „Der fromme, gute Menſch,“ dachte ſie, „will ſich nicht verſündigen, und er hält zu viel von mir, um mir etwas abzuſchlagen.“ Sie ſprach daher nicht weiter davon.

Aber ein Spiegel war ihr zugedacht, nur ſollte er ihr nichts Unangenehmes ſagen. Erſt ſollten die letzten Spuren der Entſtellung von ihrer holden Wange gewichen ſein, dann ſollte ſie ihn haben, und ſich doppelt ſeiner freuen.

Dieſer Zeitpunkt nahte. Der Balſam, das Faſten, die Bäder hatten Wunder gethan, und Mariamne ſelbſt war zufrieden mit dem, was ihr das Waſchbecken und die Fenſter ſagten.

Sie lag in ihrem Bette, allein der Schlaf, der bisher ſo gaſtlich ihre Einſamkeit gekürzt, wollte ſich heut nicht einſtellen. Eine Unruhe quälte ſie, die ſie ſich nicht erklären konnte. Sie fühlte Schmerzen in der Herzgrube, welche mehr und mehr zunahmen; ſie wurden nagend, ſchneidend, und endlich war es, als ob ſcharfe

Messer in ihren Eingeweiden wühlten, und ihre Kräfte lähmten. Es war der Hunger, der zum ersten Mal sich ihr mit tyrannischer Grausamkeit zu erkennen gab, und sie schauderte bei dem Gedanken, in diesen Schmerzen bis zum nächsten Abend verharren zu müssen. Ihre Nerven waren erregt, ihre Sinne geschärft, das Zimmer dünkte ihr ungewöhnlich hell, und das leiseste Geräusch vernahm sie deutlich. — Mit einem Male war ihr, als würde eine Leiter an die Mauer gelegt, und jemand erstieg sie, und öffnete vorsichtig ein Fenster.

„Diebe!“ dachte sie, „Diebe!“ und wollte Hülfe schreien; allein das Fenster wurde gleich wieder zugedrückt, und alles blieb still, wie vorher.

Nach geraumer Zeit wagte sie sich wieder mit dem Köpfchen aus den Kissen und schaute nach dem Fenster. Es war geschlossen, aber der Riegel nicht übergehakt. — Doch was glänzte und blinkte am Nebenfenster, wie neupolirtes Silber, was eben aus der Werkstätte des Goldschmidts kömmt; was blitzte und strahlte so spiegelhell? — Sie richtete sich auf, um gewiß zu sein, daß sie nicht träume, — dann sprang sie mit Entzücken aus dem Bette. — Ihr höchster, einziger Wunsch war erreicht; sie hatte einen Spiegel, einen Spiegel mit einem ciselirten, silbernen Rahmen und einer silbernen Rückenwand. Eine Prinzessin, eine Königin, konnte nach ihrer Meinung keinen schöneren Spiegel haben. Sie küßte ihn, drückte ihn an die zarte Mädchenbrust, aber ganz sanft nur, damit sie ihn ja nicht zerbräche, obschon das Glas stark genug war, um einen so liebenswürdigen

Druck ohne Gefahr auszuhalten; dann blickte sie dankbar gen Himmel und betete laut:

„Du einziger, ewiger Gott! Wie gnädig bist du! daß du einer Büßerin dich erbarmst, und ihr diese Freude machst, um ihr alles zu vergelten, was sie unschuldig leidet. Ja, du Allgütiger! jetzt ist alles, alles vergolten, gepriesen sei dein Name! und dieser Spiegel kömmt mir durch die Hand eines Christen; kein Jude hat sich daran versündigt und gegen das Verbot des Rabbi gehandelt; Gott meiner Väter! Du bleibst mein einziger, ewiger Gott!“ —

Jetzt erst schaute sie in den Spiegel, und lächelte voll Entzücken. Von einer Narbe auf ihrer Wange war nirgends eine Spur, und sie sah ihrem Bilde ähnlicher, als je. Die erkünstelte Heiterkeit war jetzt ihr natürlicher Gesichtsausdruck, die erzwungene Begeisterung sein stehender Character.

Sie stellte den Spiegel auf den Tisch, rückte die Kerze näher, riß das Häubchen ab, und holte ihren Kamm, um einmal wieder ganz sich dem Genuße hinzugeben, vor einem Spiegel sich das Haar zu ordnen.

Sie legte es ganz so, wie Andersen es geordnet, und ihr empfohlen hatte, es immer zu tragen.

Wie glücklich war sie jetzt, und doch vor wenigen Minuten noch so leidend. Aber ihre Schmerzen waren verschwunden und vergessen, und das alles hatte der Spiegel bewirkt. Sie blickte gerührt nach dem Fenster, um dahin gleichsam ihren Dank an den unbekannten Geber zu richten. — Und siehe, auf der Fensterbank lag

noch etwas. Ein feines, zusammengelegtes Papier, mit einer goldenen Borde, und mit hebräischen Buchstaben beschrieben. „Armer Löbel Kurzweil!“ dachte sie, „heute lade ich dir viele Sünden auf, aber sei getrost, wenn ich verheirathet sein werde, kann ich es dir vergelten.“

Sie entfaltete das Papier und las:

„Geliebte Angebetete!“

„Wie Du von uns angebetet wirst, weißt Du schon; allein, wie wir Dich lieben, herzlich, zärtlich, heiß, wird Dir neu sein, und vielleicht glaubst Du es gar nicht, weil wir nur Dein Bild vor Augen haben, ohne Dich selbst zu kennen. Aber wir lieben Dich, Dein Selbst, von Kopf bis Fuß, in allen seinen Theilen. Wir lieben Dein rechtes und Dein linkes Auge, Deine Nase, Deinen Kinn, Deinen Mund, Deine Schultern, Deine Arme, Deine Händchen und Füßchen; Du hast einen Spiegel, betrachte sie genau, diese Deine Vollkommenheiten, und laß Dir gesagt sein: Wir lieben jedes Haar auf Deinem Haupte, in Deinen Brauen, in Deinen Wimpern, und jeden Nagel Deiner allerliebsten Händchen und Füßchen.“

„Da Du uns nun so theuer bist, wirst Du Dir leicht vorstellen können, mit welcher eifrigen Begier wir nach allem forschen, was Dich angeht, und im entferntesten nur Dich berührt. Wir wissen alles, und jede Kunde, die von Dir kömmt, ist entzückend und bezaubernd, wie Du selbst. Wir wissen, wie Du denkst, wie Du fühlst, wie Du Dich benimmst, wie Du leidest — Du

holdſeliges Geſchöpf! zu einer Heiligen fehlt Dir nichts, als — zu uns zu kommen.“

„Mariamne! höre auf Gottes Stimme, die deutlich zu Dir ſpricht; folge ſeinen Winken, ehe er Dir ſeine Gnade entzieht!“

„Der Herr giebt und nimmt. Er hat Deine Eltern begnadigt mit einer Tochter ſeines Wohlgefallens, aber Dein Vater verſtößt Dich; — auch unſer Heiland iſt verſtoßen. Deine Mutter zerkratzt Dein liebliches Angeſicht; — auch die göttliche Stirn unſeres Heilands ward mit Dornen zerkratzt. — Du biſt Deinem Bräutigam um 500 Thaler verkauft; — Auch unſer Heiland ward den Juden verkauft um dreißig Silberlinge; — ſie verfluchen, verläſtern und verſpeien Dich ſchon, wie unſeren Heiland. — Weh! Weh Dir, Mariamne! Sie werden Dich kreuzigen und zu Tode martern, wie ihn.“

„Wir ſind weit entfernt, einem ſo vollkommenen Geſchöpfe, wie Du, vorzuſchreiben: „Thue dies, laſſe jenes.“ Allein wir beten zur heiligen Jungfrau, ſie möge das Mädchen, in deren Geſtalt wir ſie hier verehren, zu uns führen, und uns zur Schweſter geben, und das wirſt Du uns nicht verargen, wenn Du auch nicht unſeres Glaubens biſt.“

„Willſt Du aber zu uns kommen, ſo fürchte nicht, Deine Eltern in Ungemach zu ſtürzen. Die fünf hundert Thaler liegen bereit, um Dich loszukaufen von Deinem Bräutigam. Sprich ein lautes Ja in Deiner nächſten Umgebung, und wir hören es, und Du ſtehſt

in unſerem Schutze. Weh dem! der Dir ein Haar krümmt, unſere Juſtiz wird dieſen Frevel ſtrenge rächen.“

„Noch einmal, Mariamne! Wir lieben Dich, wir beten Dich an, und die Juden quälen und verfolgen Dich. — Wer hat Recht? Wer hat Unrecht? Prüfe Dich genau! Hier haſt Du einen Spiegel; frage ihn, er wird Dir antworten.“

Die Chriſten.

Dieſen Brief hatte ſie durchleſen, und verbrannte ihn, während ihre Wange glühte und ihre Hände bebten. „Armer Löbel Kurzweil;“ ſeufzte ſie. „Was lade ich dir heut alles auf!“

Sie wagte nicht mehr in den Spiegel zu ſchauen, aus Furcht, Etwas zu begehen, was die Chriſten ihr gerathen hatten. Sie verſteckte ihn in eine Lade ihrer Kommode, und verſchloß ihn.

Noch einmal betete ſie: „Du hochgelobter Gott! Es ſteht geſchrieben: der Weiſe und Gerechte kann aus den Worten der Heiden Weisheit und Gottesfurcht deuten: Ich will deuten die Worte der Chriſten, daß ich dich lieben muß, bis auf den Staub unter deinen Sohlen; daß ich dich lieben muß in den Leiden, welche du mir ſendeſt, als wären es eben ſo viele, und eben ſo große Freuden.“

Und nun wollte ſie an weiter nichts denken. Sie ſetzte ihr Nachthäubchen auf und ging zu Bette.

Noch einmal erhob ſie ſich, erſchloß die Lade ihrer Kommode, und nahm den Spiegel wieder heraus; nicht, um hinein zu ſchauen, ſondern nur, um ihn

mit in's Bett zu nehmen. Sie ſchloß ihn in die weichen Arme, und drückte ihn an die ſchöne Bruſt; einen geringeren Platz durfte er nicht haben. So konnte ſie ſich in jedem Augenblick des Entſchlummerns überzeugen, daß ſie dieſen Schatz wirklich beſaß. —

So ſchlief ſie ein.

Da träumte ſie, ihr Vater träte zu ihr.

„Mariamne!“ ſprach er, „wache auf. Es iſt groſſes Unglück, die Juden werden verfolgt!“

Sie ſchlug die Augen auf. Da drang heller Flammenſchein in die Fenſter, fernes Wehgeſchrei ließ ſich vernehmen, und klirrend und ſtampfend zog bewaffnete Mannſchaft vorüber.

„Mein Vater, was bedeutet das?“ fragte ſie.

— „Sie brennen das Judenquartier ab. Es ſoll keine Juden mehr geben. Sie treiben uns zur Kirche, dort ſollen wir niederfallen vor deinem Bildniß, es anbeten, und zur Mutter Maria uns bekehren.“

„So will ich Euch retten!“ rief ſie, „gieb mir deinen Segen, Vater!“

Er legte ihr die Hände auf's Haupt, ſegnete ſie, wie ſie begehrt hatte; dann ſuchte er ſein Heil in der Flucht.

Mariamne erhob ſich, legte ihr gelbes, violett- und braunecarrirtes Taffetkleid an, und trat vor die Thür. Hüben und drüben brannte die Straße lichterloh. Die Juden wurden mit Lanzenſchlägen und Kolbenſtößen aus den brennenden Häuſern gejagt, und Greiſe, Weiber, Kinder weinend und wehklagend fortgeführt. Wollte

ſich irgend einer in eine der engen Nebengaſſen retten, und er war kaum einige Schritte weit, ſo knallte ein Schuß, und der Flüchtling fiel lautlos zu Boden.

Auch die chriſtlichen Straßen waren geröthet vom Scheine der Flammen, die aus dem Judenquartier auf-loderten und zu einer einzigen großen Feuerſäule ſich verſchmolzen. „Seid ſtandhaft!“ rief Mariamne den weinenden Weibern, Greiſen und Kindern zu. „Seid guten Muthes, ich rette Euch!“

Die Marienkirche glich inwendig einer ſchauerlich, düſtren Höhle, recht geeignet zur finſtren Abgötterei, die ſich im Mittelpunkt der Erde verkriechen mögte, als könne ſie dort ſich verbergen vor der Rache Gottes, dem ſie Hohn ſpricht.

Dort hinein wurden alle Juden getrieben, und vor dem Altar ſtand ein ganzer Prieſtertroß, und ſchrie und betete zur heiligen Jungfrau: ſie möge nicht länger dulden, daß die Juden ſie verachten.

Die Juden lagen troſtlos zu Boden, und hatten ſich verzweifelnd in ihr Schickſal ergeben. Mariamne aber rief: „Seid ſtandhaft und guten Muthes! Seht, hier bin ich und will Euch retten!“

Der Altar war geſchmückt mit Lichtern, ſilbernen und goldenen Gefäßen, und überall blitzten und funkelten Edelſteine. Auf demſelben aber ſtand Mariamne's lebensgroßes Portrait, ganz ähnlich dem, welches im Hauſe des reichen Israel hing, und vor demſelben lagen die Prieſter im Staub, und ſchrieen und beteten.

Da trat Mariamne zu den Prieſtern und ſprach:

„Was wollt Ihr von mir! hier bin ich, wiſſet aber, ich komme im Namen des Gottes meiner Väter, Abraham, Iſaak und Jacob.“

Die Prieſter ſprachen: „Hinweg, Jüdin! Wir beten zur heiligen Jungfrau, wir wollen nichts von dir.“

— „Dies iſt mein Bild, nicht das Eurer heiligen Jungfrau. Ich habe dazu geſtanden mit Mühe und Pein, nicht Eure heilige Jungfrau. Ich mußte lächeln und heiter blicken, wenn ich einer Ohnmacht nahe war, nicht Eure heilige Jungfrau. Betet, und betet ſo viel Ihr wollt; nachdem will ich beten, aber ich werde den wahren Gott anrufen!“ —

„Hörſt du's, heilige Jungfrau,“ ſchrieen die Prieſter, „ſie ſpottet dein, ſie läſtert dich.“ —

„Eure heilige Jungfrau ſchläft,“ lächelte Mariamne, „oder ſie iſt zerſtreut, und denkt an etwas anderes. Ihr müßt lauter ſchreien, daß ſie Euch höre.“

„Höre uns, heilige Jungfrau! Ertrage nicht länger dieſen boshaften Hohn. Gieb uns ein Zeichen und wir rächen dich.“ Und ſie ſchrieen und beteten lauter; die Prieſter wälzten ſich im Staube, rangen die Hände, rißten ſich die Haut, und ließen ihr Blut fließen. —

Da begann Mariamne: „Gott meiner Väter Abraham, Iſaak und Jacob! Erhöre deine Magd, welche thut nach deinem Befehle, zeig, wer du biſt, der Gott Israels, der ewige, einzige Gott, der eifrige, zornige Gott, der die Sünden der Väter heimſucht, im dritten, vierten Gliede, der keinen Gott neben ſich duldet, und

kein Bild und Gleichniß, aus der Luft, dem Meer, und von der Erde.“ —

Da erſchütterte ein gewaltiger Donnerſchlag das Gewölbe, die Erde bebte, die Wände der Höhle drohten zu brechen, und ein jäher Blitz ſchmetterte krachend hernieder, und zertrümmerte das Bild in tauſend Splitter. Der ganze Altar ſtand in hellen, lichtweißen Flammen, die mit wüthender Gefräßigkeit alle Koſtbarkeiten verzehrten, und der Donner wollte nicht aufhören zu toben, zu brüllen und zu krachen.

Zitternd war Mariamne auf ihr Antlitz geſunken. Heilige Schauer rannen eiskalt durch ihre Adern, und wehten und ſtreiften tödtlichſüß über ihren Rücken weg. Ihr war, als ſchwebe der Geiſt Gottes über ſie dahin, und geblendet, regungslos lag ſie lange ſo am Boden.

Endlich war alles ſtill. Sie ſchlug die Augen auf und befand ſich in einem blendenden, milchweißen Lichte. Ein weites, glänzendes Gewölbe breitete ſich vor ihren Blicken, nach allen Richtungen hin aus, und war aus Golddrath geflochten. Halb durchſichtig, ließ eine Säule die andere durchſchimmern. Jeder Bogen des Gewölbes, von einer Säule zur anderen, war, wie eine Laubhütte, mit Blumenguirlanden und Lichtern geſchmückt, und in einer jeden ſaß eine Familie um einen großen Tiſch und ſpeiſte. Alle hatten ihre Sterbekleider an, von feinem, ſchneeweißem Leinen. Sie trugen Sandalen an den nackten Füßen, und hatten den jüdiſchen Betmantel, mit den lang niederhängenden Schauſäden, um die Schultern. Die Stühle und Tiſche waren von ge-

diegenem Silber, die Schüſſeln und Becher von Gold, und die Speiſen dufteten ſo ſüß und verlockend, und waren ſo rein *), wie man auf Erden keine findet. Mariamne fühlte, welch ein ſeliger Genuß, welch ein gottgefälliges Vergnügen es ſei, von einer ſolchen Schüſſel zu koſten, und aus einem ſolchen Becher zu nippen, und der nagende, ſchneidende Schmerz in der Bruſthöhle wachte wieder auf, aus Sehnſucht nach dieſen reinen, paradieſiſchen Gerichten.

So ſtand ſie da, leidend und verlangend, als aus allen buntgeſchmückten, lauberhüttenartigen Wölbungsbögen junge Mädchen ihr entgegentraten, theils Kinder, theils ſchon Erwachſene. Es waren ihre verſtorbenen Geſpielinnen, welche riefen: „Biſt du auch da, Mariamne?“ und ſie freuten ſich, ſie wieder zu ſehen. — „Komm mit uns zu unſeren Eltern; iß mit uns, trink mit uns, und dann wollen wir ſpielen, und du ſollſt unſere Schutzengel kennen lernen, denen Gott befohlen hatte, auf Erden uns zu behüten, damit wir keinen Schaden nehmen und keine Sünden thun.“

Mariamne wollte ihr folgen, aber ein Prieſter trat ihr in den Weg, der, als Sohn Aarons, ſeinen Betmantel nicht um die Schultern, ſondern über den Kopf trug. „Mariamne,“ ſprach er, „du gehörſt nicht hieher, du muſt hinauf zu den Rabbinen, denn du biſt die Tochter des Rabbi Ben Eli.“

Ihre verſtorbenen Freundinnen ſchienen aber ungern

*) Koſcher.

ſie miſſen zu wollen, und ſprachen: „Was ſoll denn dieſes Mädchen oben bei den Rabbinen, ſie iſt ja ganz dumm!“

Aber der Prieſter antwortete: „Ihr irrt Euch, und mögt Euch freuen, daß dieſes Mädchen Eure Geſpielin war, denn wiſſet: Sie hat ein Götzenbild geſtürzt, im Angeſicht der Baalspfaffen.“

Da erſtaunten ihre verſtorbenen Freundinnen, und ſchauten ſie groß an. Sie aber ſchlug die Augen nieder und folgte dem ernſten Prieſter.

Sie erſtiegen eine goldene Treppe, die ſich um eine Säule wand, und gelangten in einen anderen Saal, der wieder nach allen Richtungen hin, in unabſehbare Fernen ſich ausdehnte; und in allen ſeinen Wölbungen ſpeiſten ganze Familien, überall hüpften ihr kleine und große Mädchen entgegen, luden ſie ein, mit ihren Eltern zu ſpeiſen, und mit ihren Engeln zu ſpielen, aber der Prieſter wiederholte ſtets: ſie müſſe hinauf zu den Rabbinen, und führte ſie weiter.

Immer neue Treppen erſtiegen ſie, durchſchritten neue Säle, und gingen über Brücken und Terraſſen. — „Was ſoll daraus werden?“ dachte Mariamne, „ich ſteige immer höher und höher, und finde nirgend ein Ziel.“ —

Sie ſchaute über ein Geländer, und kalter Schauer ergriff ſie, und machte ihr Herz im Buſen erbeben: ſo fürchterlich tief lagen die Grundpfoſten dieſes Pallaſtes unter ihr, und ſie ſchauderte vor den Blick, den ſie abwärts gethan hatte, und verhüllte das Antlitz.

„Du biſt das nicht gewohnt;“ ſprach ihr Führer. „Schaue nicht hinab! Noch weniger aber darfſt du aufwärts ſchauen, denn weit höher noch — hoch — hoch wohnt Gott.“ — —

Endlich erreichten ſie die Säle der Rabbinen, welche an goldenen, mit Edelſteinen geſchmückten Tiſchen ſaßen; ihre Schüſſeln waren von Kriſtall, ihre Becher von Rubin und Smaragd, und ſie trugen Purpurkleider mit goldenen Säumen.

„Hier iſt Mariamne!“ ſprach ihr Führer, „welche das Götzenbild geſtürzt hat; ſie kommt, Euch zu fragen, ob ſie rein ſei.“

Da ſtanden mehrere Rabbinen von ihren Sitzen auf, nahten ſich ihr und fragten: „Biſt du Mariamne, die das Götzenbild geſtürzt hat, im Angeſicht der Baalspfaffen?“

Sie ſprach: „Ich komme aus den Höhlen finſterer Abgötterei. Ich hörte die Stimme des Herrn im Donner rollen, und ſah das Zucken ſeiner zornigen Wimper im Blitze leuchten. Ich lag im Staube, eine zitternde, abgewandte Creatur, und fühlte den Geiſt Gottes dahin ſchweben über mir. Rabbinen! ſagt mir, ob ich rein ſei!“ —

Da ſprachen die Rabbinen: „Du biſt die reine Magd des Herrn, du biſt ſo rein, daß in deinem ganzen Weſen kein unreines Lüftchen mehr iſt, du biſt ſo rein, daß du vor Gott erſcheinen kannſt. Folge uns an unſere Tiſche, genieße von unſeren Speiſen, erquicke dich mit unſerem Wein.“

Aber jeglicher Rabbi wollte ſie an ſeinem Tiſche haben, und ſie konnten nicht einig werden, weſſen Gaſt ſie ſein ſollte.

Da trat ein hoher Mann mit ſilberweißem Bart und Silberlocken mitten unter ſie. Sein Gewand war mit Purpur geſäumt, und mit Granatſteinen und goldenen Glöckchen geziert; vor der Bruſt hatte er das Demantſchild der Oberprieſter. Es war der Prophet Elias welcher ſprach:

„Sie muß mein Gaſt ſein, denn ich bin der ihrige geweſen am Paſſahfeſte, und ſie hat mir einen Becher Wein kredenzt.“

Da verneigten ſich die Rabbinen ehrfurchtsvoll vor ihm, und er faßte Mariamne bei der Hand.

Aber faſt fehlte ihr die Kraft, noch höher zu ſteigen. „Wohin führſt du mich? heiliger Prophet!“ fragte ſie bange.

„Erſt zu den Propheten, dann zu den Erzvätern, dann zu den Engeln.“

Eben gelangten ſie zu neuen Treppen, die zu den Sälen der Propheten führten, als ein Erzengel mit glänzenden, weitausgeſpannten Fittigen athemlos ihnen entgegen kam, und rief:

„Mariamne, komm mit mir, Gott will dich ſehen!“

Da ſank ſie zitternd in ihre Knie und ſprach: „die Erde iſt ſein Fußſchemel; wenn er im Zorne ſich erhebt, droht er, die Himmel zu zertrümmern.“

— „Komm nur, die Engel ſollen dich ſchmücken, damit du Gnade findeſt vor ſeinem Angeſicht.“

Mariamne aber zitterte vor Bangigkeit, und der Schmerz in ihrer Herzgrube erwachte von neuem und ward heftiger als je. Sie sank zu Boden.

„Was fehlt ihr?“ fragte der Engel.

— „Sie hat sich selbst verloren,“ sagte der Prophet. „Sie hat vergessen, wer sie ist.“

„Soll ich ihr einen Spiegel bringen?“ fragte der Engel, „damit sie sich wiederfinden und besinnen kann?“

Aber die Rabbinen nahmen das Wort: „Wer den jüdischen Gott anbetet, darf ihr keinen Spiegel geben, denn ein Rabbi hat es verboten.“

Der Prophet aber sprach zum Engel: „Fleuch, und hole einen Christen, der die Gebote des Herrn erfüllt hat, ohne sie zu kennen, und deshalb unseres Paradieses theilhaftig geworden: der soll ihr einen Spiegel reichen.“

Der Engel spannte seine glänzenden Schwingen aus und verschwand. Bald jedoch kehrte er wieder, und führte den Maler Andersen an der Hand, der einen schönen, glänzenden Spiegel mit buntem, silbernem Rahmen trug.

„Kennst du mich noch? Mariamne,“ fragte er lächelnd.

— „Habe ich Ihnen nicht vorher gesagt, daß Sie unseres Paradieses theilhaftig werden würden?“

— „Und habe ich Dich nicht ganz so gemalt, wie Du hier im Paradiese aussiehst?“ fragte er.

Mariamne aber fühlte sich so leidend und beängstigt, daß sie die Augen schloß.

„So öffne die Augen und blicke in den Spiegel,“ rief Anderſen; „damit Du Dich überzeugſt, daß Du ganz ſo ausſiehſt, wie ich Dich gemalt habe.“

Mit geſchloſſenen Augen empfing Mariamne den Spiegel, nahm ihn in ihre Arme, und drückte ihn an die Bruſt.

„Du mußt auch hinein ſchauen,“ ermahnte Anderſen.

„Gleich! — Gleich!“ flehte ſie, denn in der That, die Schmerzen ſchwanden, indem ſie den Spiegel an ſich drückte. Und indem ſie es that, fühlte ſie ſich ſinken, — tiefer — immer tiefer — aber ſanft und allmählich — und je mehr ſie ſank, deſto wohler fühlte ſie ſich. — Dies ſanfte Niederſinken war ſo unbeſchreiblich ſüß. Sie freute ſich, die furchtbare, ſchwindelnde Höhe erſtiegen zu haben, um recht lange ſo wonnevoll rücklings nieder zu ſchweben. — Endlich hemmte etwas weiches ihren Fall; ſie erſchrak und ſchlug die Augen auf. — Ihren Spiegel hatte ſie immer noch in den Armen, vor ihrer Bruſt. Lächelnd erhob ſie ihn, ſchaute hinein und ſprach ſchlaftrunken: — „Ja, Herr Anderſen, Sie haben mich ganz ſo gemalt, wie ich im Paradieſe ausſehe.“

Aber ſie war nicht mehr im Paradieſe. Sie lag in ihrem Bette. Auf dem Tiſche vor dem Fenſter, brannte die Nachtkerze. —

IV.

Die Schlinge.

Mariamne war so glücklich, in ihrem ganzen Wesen herrschte ein süßer, heiliger Frieden, und ihr Haar war so malerisch geordnet, ihre Gewänder saßen so zierlich, daß, als Löbel Kurzweil kam, sie zum Bade abzurufen, er über ihre große Schönheit erstaunen mußte, die heute auffallender war, als je.

„Was doch ein Spiegel thut;“ dachte er. „Hätte ich nicht selbst das Fenster aufgehakt, die Leiter angesetzt, und ihr den Spiegel hineingeschoben, ich würde es ihr ansehen, daß sie einen Spiegel hat.“

„Gotteswunder!“ begann er. „Ihr habt doch ein ganz unerhörtes Schicksal, Mariamnelieb! Die Juden mögten Euch vergiften, und die Christen mögten Euch auf ihren Händen tragen.“

„Ich weiß das! guter Löbel Kurzweil,“ lächelte sie schwärmerisch, „und ich habe viel darüber nachgedacht, ob die Juden recht haben, mich zu haffen, oder die Christen, mich zu lieben.“

„So?“ fragte Löbel Kurzweil. „Ich wollte denken, die Christen haben Recht. Ihr seid so schön, so gut.“

„Die Christen haben nur halb recht,“ versetzte sie. „Sie sollen den Juden lieben, wie ihren Nebenmenschen, also nicht mich allein, sondern alle Juden. Die Juden

haben auch nur halb recht; ich würde ihren Haß verdienen, wäre ich wirklich gesonnen, zu den Christen zu laufen; allein das ist nur Irrthum. Unser Talmud aber lehrt, wenn ein Weiser und ein Thor sich streiten, und das Recht getheilt ist, so daß jeder nur halb recht hat, so soll der Weise ganz Recht haben, und der Thor Unrecht. Da wir nun die Weisen sind, die Christen aber die Unwissenden, haben die Juden, die mich hassen, gegen die Christen, die mich lieben, ganz recht."

— „Wenn aber die Juden nun aus Haß über Euch herfallen und Euch mißhandeln, haben sie da auch recht?"

„Darüber habe ich auch nachgedacht, „versetzte sie. „Gott weiß, was er thut; er will, daß die Juden mir Böses zudenken, in der Meinung, ich wolle mich versündigen gegen den Herrn. Die Christen aber denken mir Gutes zu, aber sie wollen, ich soll mich versündigen. In jenem Falle leide ich Unrecht, in diesem Falle thue ich Unrecht. Aber der Talmud sagt: Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Folglich muß mir das Böse von den Juden lieber sein, als das Gute von den Christen."

„Verdammte Maßa Behema," dachte Löbel Kurzweil, „hundert Thaler soll ich haben, wenn ich sie bewege, zu den Christen zu laufen; ihr ganzes bischen Verstand aber richtet sie auf's Judenthum. Ich weiß nicht, was die Christen anfangen wollen mit dieser dummen Gans, und warum sie so viel Geld an sie wenden? Warum suchen sie nicht lieber mich zu bekehren? Mit

mir iſt doch anzufangen Alles; ich bin doch zu gebrauchen zu Allem.“

Als ſie aus dem Bade zurückkehrte und ihren Imbiß zu ſich nahm, war von einem Trauerfall die Rede, der ſich in einer jüdiſchen Familie ereignet hatte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren war geſtorben.

„Dies iſt nun die neunte Jungfrau in unſerer Gemeinde,“ ſagte der Rabbi, „welche dieſes Jahr begraben wird.“

„Ich werde die zehnte ſein!“ rief Mariamne lebhaft. „Und es ſteht geſchrieben: die Zehnte iſt Gottes.“

Das jüdiſche Neujahr fällt in die Mitte Septembers. Ihr Sterbetag mußte demnach ſehr nahe ſein.

„Du verſündigſt dich!“ ſprach der Rabbi zu ſeiner Tochter. „Wie darfſt du ſo reden?“

„Ich habe einen Traum gehabt,“ ſagte ſie, „aber ich darf nicht davon reden. Es ſei denn, Gott führt mich an den Ort, wo ich geträumt habe, daß er mir befohlen hat zu reden.“

„Schweig!“ gebot der Rabbi.“ „Wer wahrſagt, ſoll ſterben.“

— „Ich ſage ja, daß ich ſterben werde.“

— „Weiber ſagen nicht wahr.“

— „Bileams Eſelin ſagte doch wahr?“

— „Schweig, unreines Weib ſündige Büßerin, willſt du dem Rabbi widerſprechen?“

„Löbel Kurzweil, der auf alles achtete, was Mariamne sprach, um es gelegentlich zu seinen Zwecken zu benutzen, dachte bei sich: „Jetzt habe ich sie, und will sie nicht im Guten, so soll sie mit Gewalt; läuft sie nicht, so jage ich sie zu den Christen. Die Maßa Behema! Hinausjagen muß man sie aus ihrem Unglück; mit den Füßen muß man sie treten zu ihrem Glück.

Mariamne's Buße nahte ihrem Ende, und der Rabbi, um den Haß der Juden und alle, wider seine Tochter herrschende Vorurtheile zu beseitigen, beschloß, eine kirchliche Festlichkeit zu veranstalten, welche darin bestand, daß er eine Rede an die versammelte Gemeinde hielt, um darzulegen, daß Mariamne nicht wissentlich sich versündigt habe, daß alle Beschuldigungen gegen sie nur auf Verdacht und Muthmaßung begründet seien; daß ihre Buße nur den Zweck gehabt habe, sie nach dem strengsten Worte des Gesetzes zu reinigen; daß sie, selbst bei schwereren Vergehungen und Sünden, nicht mit einer härteren Buße hätte belegt werden können, und daß sie endlich diese Buße mit lobenswerther Geduld und Standhaftigkeit vollbracht habe. Auch wollte er ihre Buße in ihren Einzelheiten beschreiben, und das Zweckmäßige und Genügende derselben aus geschichtlichen Beispielen und talmudischen Schriften erweisen. Der Sabbatgottesdienst ward deshalb eine Stunde früher angesetzt, denn Bußangelegenheiten und Klagelieder dürfen den Sabbat

nicht entweihen, und ſie müſſen abgethan ſein, ehe der Rabbi das Gebet ſpricht, um die vergangene Woche zu ſegnen. —

Um zu begreifen, mit welchem Eifer der Jude ſich zu einer außerordentlichen, kirchlichen Feierlichkeit drengt, muß man berückſichtigen, daß die Religion ſein Vergnügen, ſeine Zerſtreuung, ſeine Erholung iſt, und kein anderes Ereigniß, keine andere Denkwürdigkeit ſo leicht ſeine öde, einförmige Alltäglichkeit unterbricht.

Wer nicht ganz arm iſt, hat eine Betſtelle. Der Reiche hat deren für ſich und für mehrere Mitglieder ſeiner Familie; ſeine Frau und ſeine Tochter haben ihren Platz oben auf dem Frauenchor, und nur der Platz in der Mitte der Synagoge bleibt für Kinder, für Arme, für Dienſtboten und Knechte. Für die Mägde iſt auf dem Frauenchor ein noch viel kleinerer Platz, an der Treppe, welche hinaufführt, und von wo aus man kaum die Bundeslade und den Al-Memor ſehen kann.

An dieſem Tage drengte ſich daher nach der Synagoge, was dieſe irgend faſſen konnte, und nur, was keinen Platz fand, blieb daheim. Schon am hellen Tage brannten die Sabbatlichter, waren die Laden geſchloſſen und die Fenſterbänge niedergelaſſen; denn das muß geſchehen, bevor man nach der Synagoge geht. Die Hausfrau ſpricht dann einen Segen über die Lichter.

Löbel Kurzweil hielt dieſe Gelegenheit für die günſtigſte zu ſeinem Vorhaben.

Später als gewöhnlich trat er zu Mariamne, und ſprach: „Ich hatte einen wunderbaren Traum vergeſſen.

gene Nacht. Ein Engel iſt mir erſchienen, und hat mich beauftragt, im Namen des hochgelobten Gottes, Euch deſſen Willen kund zu thun."

— „Nun, ſo ſprich!"

— „Nicht an dieſem Orte. Ich darf es Euch nur an dem Orte anvertrauen, wo ich geträumt habe, daß ich es Euch ſage."

Mariamne ſetzte nicht das geringſte Mißtrauen in die Worte eines ſo gewaltig frommen Menſchen, und nur, um ſich zu vergewiſſern, daß ihre Ahnung ſie nicht trüge, fragte ſie ihn: „Und habe ich das, was ich thun ſoll, an einem reinen oder unreinen Orte zu thun?"

Auf dieſe Prüfung war Löbel Kurzweil nicht gefaßt, und wußte nicht zu antworten.

„Sprich es nur aus!" fuhr ſie fort, „Ich weiß, wohin ich kommen werde."

Jetzt konnte er ungefähr wiſſen, was ſie zu hören verlangte, und ſprach: „Rein kann ich den Ort nicht nennen."

„Rein!" rief ſie ſchwärmeriſch. „Es iſt der unreinſte auf der Welt."

— „Ich mögte *nicht* dahin gehen."

— „Das glaube ich dir, du frommer Menſch! Allein *ich* gehe!"

„Wenn Ihr aus dem Bade kommt," fuhr er fort, „ſo wendet Eure Schritte die entgegengeſetzte Straße hinauf. An der nächſten Ecke findet Ihr mich, und von da bis zur zweiten Ecke, iſt der Ort, wo ich Euch offenbaren ſoll, was ich geträumt habe."

— „Gut! Erwarte mich.“ —

Sie flog mehr nach dem Bade als sie ging. Sie nepte kaum ihre reizenden Glieder, und huschte gleich wieder in ihre Kleider. — So begierig war sie, aus dem Munde eines gewaltig frommen Menschen zu vernehmen, was sie schon wußte und geträumt hatte.

Als Frauenzimmer bedurfte sie einer so heiligen und reinen Bestätigung, um ihrer Sache gewiß zu sein.

Zagend stand Löbel Kurzweil an seiner gewöhnlichen Ecke, der entgegengesetzten, die er angegeben. Nicht, daß er etwa seiner Schlauheit mißtraute, oder befürchtete, Mariamne könnte seiner Schlinge entgehen; nur sein Glaube an hundert blanke Thaler, die ihm zu Theil werden konnten, dermaßen, daß sie sein waren, daß er sie in die Tasche stecken und mit sich herum tragen könnte, reichte nicht aus, und er sprach bei sich: „Löbel Kurzweil und hundert Thaler, wie reimt sich das zusammen? Löbel Kurzweil ist ein Schlemiehl, und hundert Thaler ist eine runde Summe. Wie kömmt eine runde Summe zu einem Schlemiehl? Und wie kömmt ein Schlemiehl zu einer runden Summe?“

Während er noch so dachte, trat Mariamne schon aus der Thür des Frauenbades, und schlug, ohne sich umzusehen, die ihr angedeutete Richtung ein.

„Meine hundert Thaler,“ dachte Löbel Kurzweil, sind vielleicht schon fünf und zwanzig werth.“

An der nächsten Ecke traf sie ihn nicht, sie schaute rechts und links, und ging weiter.

Löbel Kurzweil dachte: „Vielleicht ſind meine hundert Thaler ſchon fünfzig werth.“

Aber an der nächſten Ecke traf ſie ihn wieder nicht. Sie blieb ſtehen — dann kehrte ſie um.

— „Wie geſagt, ich bin ein Schlemiehl und bleibe ein Schlemiehl.“

Aber Mariamne war nur umgekehrt aus Furcht, ihn verfehlt zu haben. Sie ſah ihn nicht, alſo mußte ſie ihn weiter ſuchen, und kehrte wieder um, ging auch der zweiten Ecke vorüber, und verſchwand in der Biegung, welche die Straße dort machte.

„Gewonnen!“ dachte Löbel Kurzweil. Denn jetzt war ſie kaum hundert Schritte von dem Judenthor entfernt, und mit der Energie eines Schlemiehls, dem zum erſten Mal etwas gelingt, fing er an weinerlich zu brüllen: „Am Schabbes! am Schabbes! Eine Rabbinerstochter! und am Schabbes läuft ſie zu den Chriſten. Die verfluchte Mutter Maria! Steinigt ſie! reißt ſie in Stücken! ſchlagt ſie todt!“

Auf dieſes Mordgeſchrei eilte alles, was ſich noch in den Häuſern befand, auf die Straße, und als Löbel Kurzweil weinte und klagte, die Rabbinerstochter habe den Schabbes heute benutzt, wo alles in der Synagoge ſei, um, ſtatt dahin nach Hauſe zu gehen; dorthin, zu den Chriſten zu laufen; ſtimmte man ein in ſein Geschrei: „Verfluchte Mutter Maria! ſteinigt ſie! zerreißt ſie! ſchlagt ſie todt!“

Die Juden ſind ein leicht erregbares Volk. Im Nu war das ganze Judenquartier, von einem Ende bis zum

anderen, auf den Beinen; der Schabbes hatte noch nicht angefangen, man bewaffnete sich also mit Messern und Knitteln, und fuhr fort zu schreien; „Verfluchte Mutter Maria! steinigt sie! zerreißt sie! schlagt sie todt!“ —

Die Steinigung war nicht zu befürchten, denn die Straßen im Judenquartier waren nicht gepflastert; auch ist der jüdische Pöbel durchaus unschädlich, mit Ausnahme der gänzlich verworfenen Hefe der Gauner, Mörder und Schleichhändler, die wieder ächt orientalische Räuber sind, und ohne Frevel nicht leben können. Sonst hat ein Auflauf bei den Juden nichts zu bedeuten. Geschrei und Drohung ist das meiste, sie schwingen die Knittel, zeigen die Messer, aber sie sind blutscheu, und fürchten, sich und andern weh zu thun. —

Löbel Kurzweil indessen dachte. „Sie wird sich vor den Messern und Knitteln fürchten. Wiederkommen kann sie nicht, denn jedenfalls ist sie überführt, daß sie zu Christen laufen wollte.“

V.

Die Verfolgung.

In der Synagoge brannten heute drei Pfund Wachslicht mehr, als gewöhnlich. Auf dem Al-Memor, vor der heiligen Lade, ringsum an dem Frauenchor, überall waren die größeren und kleineren Kerzen angezündet. Zwiſchen den vier rieſigen Candalabern des Al-Memor aber ſtand der Rabbi, und ſprach auf und niedergehend, bald da, bald dort hin, zu der dichtgedrängten Menge:

„Was wollt Ihr von meiner Tochter? Iſt ſie nicht ſchön und lieblich? Iſt ſie nicht ſanft und gehorſam? Hat man je gehört eine Klage über ſie? Hat man je gehört ein böſes Wort aus ihrem Munde? Hat ſie jemanden beleidigt? Hat ſie jemanden verlacht oder verſpottet? Giebt es irgend jemanden, der ihr Gram iſt? Gab ſie irgend jemanden Urſache, ihr Feind zu ſein? — Nur einen Fehler hat ſie, einen großen Fehler. Sie forſcht nach einer Weisheit, die nicht für Weiber iſt. Denn der Geiſt des Weibes iſt Vorwitz und Neugier, und nur ein Mann kann ſich der frommen Andacht befleißigen. Für dieſen Fehler hat Gott ſie gezüchtigt, und hat den Chriſten erlaubt, ihr Bildniß aufzuſtellen auf ihrem böſen Opferſtein, und — weihgeſchrieen — Abgötterei damit zu treiben.“

„Aber weſſen iſt das Elend? Weſſen die Strafe? Weſſen der Schmerz? Weſſen das Leiden? — Mein iſt das

Elend und die Strafe; der Schmerz und das Leiden. Und wer die Tochter verfolgt, verfolgt den Vater, und der Vater iſt der Rabbi. — Will der fromme Jude ſeinen Rabbi verfolgen?“

„Der Rabbi muß beten und lernen, und wenn Gott ihn heimſucht mit Leiden, muß er ſagen: Geprieſen ſei der Name des Herrn! — Er darf nicht weinen und klagen, da er beten und lernen muß. Ihr aber müßt für ihn weinen und klagen. — Wenn mir Gott abſchlägt meine Hand, muß ich ſagen: „Gott, ich danke dir, daß du mir gelaſſen haſt den Arm.“ Ihr aber müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Wenn mir Gott nimmt beide Arme und Beine, muß ich ſagen: „Ich habe meine Glieder von Gott, der Herr hat ſie mir gegeben, der Herr hat ſie mir genommen;“ und Ihr müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Ich habe eine Frau, ich habe eine Tochter. Gott kann ſie vor meinen Augen wegführen laſſen in die Sklaverei feindſeliger Völker. Darf ich darum aufhören zu beten und zu lernen?“ —

„Gott hat gewollt, daß wilde Götzendiener das Bildniß meiner Tochter aufſtellen in ihrem unreinen Bethauſe! — Nun? Soll ich nicht mehr beten? nicht mehr lernen? Soll ich meine Tochter beklagen und beweinen? Nein, das iſt Eure Sache. — Statt meiner Tochter zu fluchen, ſtatt in der Tochter den Vater zu verfolgen, müßt Ihr weinen und klagen für Euren Rabbi.“

Hier machte er eine Pauſe, dann fing er an zu weinen und zu ſchluchzen: „Ah! Ah! Waihgeſchrieen!

waih! waih! waihgeſchrieen!“ ſo ſollet Ihr klagen. Gott! warum peitſcheſt du den Rabbi mit Neſſeln und Dornen? Gott! warum machſt du ſeine Tochter zum ewigen Schandfleck deines Volkes? Warum giebſt du ſie preis den gotteslästerlichen Chriſten zu ihrem verfluchten Götzendienſt! als eine verfluchte Mutter Maria? Ah! Ah! Waihgeſchrieen!“

Laut weinend hielt er inne, und ſeine Zuhörer weinten laut mit ihm, und wiederholten: Ah! Ah! waihgeſchrieen! Denn der polniſche Jude kennt keine ſtille Thräne, keine unterdrückte Seufzer. Er ſchreit und heult, wie ein Kind. Aber er iſt auch eben ſo wetterwendiſch, wie leicht erregbar; es koſtet ihm nichts, von einem Extrem in's andere überzugehen, und von ſeiner innigſten Theilnahme bis zu ſeinem fanatiſchen Haß, hat er nur einen Schritt, ein einziges Wort genügt, ihn dahin umzuſtimmen.

Der Rabbi wollte eben den zweiten Theil ſeiner Rede beginnen; man trocknete die Thränen und ſprach zu einander: „Gott! Was iſt das für eine ſchöne Rede! Wie ſchön ſpricht der Rabbi heut!“ Als der Tumult ſich erhob, den Löbel Kurzweil erregt hatte, und tauſend brüllende Stimmen riefen: „Verfluchte Mutter Maria! ſteinigt ſie! ſchlagt ſie todt! reißt ſie in Stücken.“

Andere Stimmen von Männern und Weibern riefen dagegen: „Weg die Meſſer und die Stöcke, der Schabbes hat ſchon angefangen, ihr entheiligt den Schabbes!“

Die Loſung: „Verfluchte Mutter Maria!“ ließ keinen Zweifel übrig, wem der Tumult galt, und mitten

in der vollgedrängten Synagoge, ganz in der Nähe des Al-Memor, auf welchem der Rabbi predigte, erhob sich eine Stimme: „Es ist noch nicht Schabbes, der Rabbi hat die Woche noch nicht gesegnet. Schlagt sie todt, ehe der Schabbes anfängt.“ — Augenblicklich ward der ganze Platz um den Al-Memor leer. Und die Armen und Dienstboten stürmten mit eben dem Eifer, mit dem sie sich zu dieser denkwürdigen Kirchenfeier eingefunden hatten, wieder aus der Synagoge hinaus, um, ehe noch die Thräne des Mitgefühls über den Schmerz des Vaters in ihren Augen trocken war, die unschuldige Tochter desselben zu verfolgen.

So viel bedeuten die Thränen der polnischen Juden, und mehr bedeuten ihre Waffen auch nicht.

„Rabbizin!“ sprach der Rabbi, der mit gutem Appetit sein Sabbatabendmahl zu sich genommen, „Wir dürfen uns heute nicht grämen, denn es ist Schabbes. Für's erste wissen wir, woran wir sind. Unsere Tochter ist zu den Christen gelaufen, und wir werden Ruhe haben. Ich glaube nicht, daß der reiche Israel unter solchen Umständen seine 500 Thaler fodern wird. Ich müßte sie zusammen borgen und betteln; er käme in aller Welt Mund, und würde Schande haben.“

„Der reiche Israel wird uns nicht verfolgen,“ meinte die Rabbizin, „aber der Levinche ist ein böses Kerlchen.“

Wenn man von dem Wolf ſpricht, ſo iſt er nicht weit. Schief-Levinche trat ein, bitterlich weinend, und ohne zu grüßen, warf er ſich auf einen Stuhl. Sein Vater, der ihm folgte, hatte ein bleiches, ernſtes Anſehen. Vielleicht war er der Einzige, welcher Mariamne unmöglich eine Falſchheit zutrauen konnte. — —

Tiefes Schweigen herrſchte. Was man ſich heute ſagen konnte, war nur geeignet, die Sabbatruh und Freude zu ſtören.

Löbel Kurzweil betrachtete ſchadenfroh den ſtillen Kreis. „Von Euch allen,“ dachte er, „bin ich heute derjenige, der ſich den beſten Schabbes machen kann. Von allen Juden in der Welt aber hat Mariamne heut den beſten Schabbes. Jetzt ſitzt ſie bei den Chriſten und wird beſchenkt, bewundert, angebetet, und die ganze Welt gehört ihr.“

Während er noch dieſen Gedanken nachhing, erhob ſich mit einem Male von neuem der Ruf: „Verdammte Mutter Maria!“

Alles horchte auf. Der Lärm war ganz in der Nähe. Alles eilte vor die Hausthür. — Ein Haufe von Geſindel und Knaben, Mägden und Knechten, ſtürzte plötzlich in aller Haſt vorüber, und zerſtreute ſich in alle Nebengaſſen.

„Es werden Uebermüthige und Frevler ſein, die ſich einen Spaß gemacht haben,“ dachte man. Die Hausthüren ſchloſſen ſich wieder, und man kehrte in die hellen Zimmer zurück.

Löbel Kurzweil erholte ſich von ſeinem Schrecken.

„Wie kann ſie wiederkommen?“ dachte er. „Aus dem Judenquartier iſt ſie, die Chriſten haben ſie alſo in Empfang genommen und werden ſie nicht wieder loslaſſen.“

Allein in dieſem Augenblicke öffnete ſich leiſe die Hausthür, und eine zarte, helle Mädchenſtimme rief: „Vaterlieb! Mutterlieb! Man hat mir die Kleider vom Leibe geriſſen, ich kann mich nicht ſehen laſſen, gebt mir einen Tuch, einen Mantel!“

Alle jungen Leute eilten zur Zimmerthür und riſſen ſie weit auf. Aber Mariamne kauerte in einem Winkel des Flurs, und rief ängſtlich: „Gebt mir ein Tuch! Gebt mir einen Mantel!“

Die Rabbizin reichte ihr ihren Mantel, in den ſie ſich hüllte und ins Zimmer trat.

„Ich bin nicht zu den Chriſten gelaufen,“ klagte ſie. „Ich bin unſchuldig verläumdet und mißhandelt.“ Sie ſetzte ſich ihrem Vater auf den Schooß, welcher ſie aber von ſich ſtieß, indem er in die Höhe ſprang und ſchrie: „Du bluteſt! Du haſt mich ganz blutig gemacht!“

„Ich bin am Arm verwundet!“ klagte Mariamne. — „Aengſtigt Euch nicht, es iſt nicht viel. Und hiemit ſank ſie in den großen, breiten Lehnſtuhl ihres Vaters, ließ den Kopf hinten überſinken, ſchloß die Augen und lag wie ohnmächtig da.

Die Schabbesgoie wurde gerufen, um Leinewand zu zerreißen und das Licht zu halten. Der Stuhl wurde in eine Ecke an die Wand gerückt ſo, daß Mariamne

den Augen der Männer verborgen blieb, während die Mutter ihr Arm und Schulter entblößte, um ſie zu verbinden.

Am Eingange des Judenquartiers hatten die Trödler ihre Ladentiſche mit Klammern an die Mauer befeſtigt, oder die Füße in den Boden gegraben, denn gar häufig hatten ſich die Chriſten den Spaß gemacht, ihnen die Tiſche mit allem darauf liegenden Kram umzuſtoßen.

Unter ſolch einen Ladentiſch hatte ſich Mariamne gleich beim Anfang des Tumults verkrochen. Ihre Verfolger waren an ihr vorübergeſtürmt, ohne ſie zu entdecken, und zärtlich und furchtſam, wie ſie war, wagte ſie ſich nicht eher wieder hervor, als bis ihr einfiel, daß es eine große Sünde ſei, ihren Schabbes, als Rabbinerstochter, an einem ſo dunkeln und unbequemen Orte zu feiern. Nur dem Sabbat zu Ehren, beſchloß ſie, nach Hauſe zu gehen.

Die Straßen waren leer, und alle Fenſter hell. Glücklich kam ſie bis zur Synagoge. Hier aber hatten ſich, angelockt von der hellen, milden Sommernacht, eine Menge Knechte, halberwachſene Knaben und anderes Geſindel verſammelt, um mit den Judenmädchen zu ſchäkern, welche heut ihre Verrichtungen chriſtlichen Dienſtboten überlaſſen hatten.

Die anmuthige, leicht daher ſchwebende Geſtalt,

war Anfangs nur aus Zärtlichkeit und Neugier angeredet und angehalten worden. Erst als sie sich sträubte, und man ihr den Schleier entrissen hatte, erkannte man die Rabbinerstochter, und Knechte und Mägde, Knaben und Gauner, alles fiel auf einmal über sie her. Mariamne warf sich zu Boden und beschützte, wie gewöhnlich, ihr Gesicht mit beiden Händen. Glücklicherweise für sie war das Gedränge so groß, daß man zu Schlägen und Stößen nicht ausholen konnte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ sie sich kneifen, quetschen und die Kleider zerreißen, bis eine verruchte Hand mit einem Messer nach ihr stach. Da rief sie: „Ich sterbe!“ und ihr warmes Blut netzte die Hände ihrer Verfolger. Allein dieß rettete sie. „Sie blutet! sie stirbt!“ riefen ihre Peiniger, und augenblicklich verwandelte sich die grimmige-fanatische Verfolgungslust in Blutscheu und Furcht vor der Justiz.

Der Stich war übrigens nicht gefährlich. Vielleicht ward die Hand des Frevlers im Gedränge aus ihrer Richtung geschlagen. Nur das Muskelfleisch des Oberarmes war gestreift.

Indeß war das Blut gestillt und der Arm verbunden worden. Marianne schien zu schlafen. Sie wurde mit dem Mantel wieder zugedeckt und man ließ sie ruhen.

— „Das kann doch nur ein Christ gethan haben!“

ſprach die Rabbizin nach einer guten Weile. — „Ein Jude führt am Schabbes doch kein Meſſer bei ſich. Und ein Chriſt kann es doch auch wohl nicht gethan haben, ein Chriſt wird doch nicht verfolgen ſeine Mutter Maria?“

Mariamne lag noch immer das Haupt hinten übergeſenkt und mit geſchloſſenen Augen. Mit ungewöhnlich hellklingender, flötenartiger Stimme begann ſie plötzlich: „Es giebt Juden, die keinen Schlaf mehr haben und am Schabbes Waffen tragen, denn ſie ſind nirgends mehr vor den Gerichten ſicher.“

So weltklug pflegte ſie ſonſt auch nicht zu ſprechen.

„War's ein Jude?“ fragte der Rabbi.

— „Es war ein Jude, der mit geübter Hand das Meſſer führt. Ein Rabbi darf wohl am Sabbat einen Menſchen morden *); aber wehe dem Räuber, der am Sabbat die Rabbinerstochter tödten wollte.“

— „Er wollte dich tödten?“

— „Zweimal wurde ſeine Fauſt weggeſtoßen; da legte er ſich zu Boden, denn dießmal wollte er mein Herz treffen.“

— „Wer war es?“

— „Ich werde einen Sohn Israels nicht den Ketten und der Rache der Chriſten überliefern.“

— „Haſt du ihn geſehen?“

— „So wie ich Euch jetzt ſehe mit geſchloſſenen Augen.“

*) Talmudiſch.

Alle ſahen ſich erſtaunt an.

— „Ihr wundert Euch?“ fuhr ſie fort, „weil Ihr mich ſchlafen ſeht? Aber hebe jemand die Hand auf, ich ſage wer es iſt.“

Schief-Levinche war der Erſte, der ſeinen langen Arm ausbreitete; aber der Rabbi winkte: Nein; als könne das Wunder, was ſich begab, durch die Einmiſchung eines profanen Hauſirers geſtört werden, und foderte lieber den gewaltig frommen Löbel Kurzweil auf, die Hand zu erheben.

Mariamne aber ließ keinen Zweifel aufkommen. „Vaterlieb!“ ſprach ſie: „Laß ihn immer ſeine Hand erheben, er verläumdet mich nur; wer aber jetzt den Arm ausſtreckt, der ſchenkt mir zwar duftenden Wundbalſam; er reizt aber die Juden auf, daß ſie mich verwunden.“

Löbel Kurzweil ſtand da, wie ein entlarvter Sünder, oder, wie das leibhaftige böſe Gewiſſen; und hätte Mariamne einer Rechtfertigung bedurft, der Schreck und die Faſſungsloſigkeit ihres Anklägers bürgten ſiegreich für ihre Unſchuld. Es erfolgte ein langes, tiefes Schweigen, bis der reiche Israel anhub:

„Löbel Kurzweil! von Euch geht der ganze Lärm aus. Habt Ihr gelogen? Habt Ihr uns alle zum Beſten gehabt?“

Löbel Kurzweil aber dachte in der Stille: „Jetzt werde ich zu den Chriſten laufen müſſen, es bleibt mir nichts anderes übrig.“

Der Rabbi fragte ſeine Tochter: „Hat dich Löbel

Kurzweil verläumdet? Wo warſt du, als man dich verfolgte? Mariamne! hörſt du nicht? — Dein Vater ſpricht mit dir — dummes Geſchöpf! ſo antworte doch. Mariamne! Dein Vater befiehlt dir zu antworten! der Rabbi befiehlt! Wirſt du gehorchen?"

Aber Mariamne ſchwieg; ſei es, daß ihre Wundergabe ſchon ermattet war, oder erſtreckte ſich ihr Pflegma auch auf ihre Clairvoyance. —

Gegen ſanfte Geſchöpfe erzürnt man ſich am leichteſten; denn es hat keine Gefahr, ſie zu beleidigen, ſie wehren ſich nicht. Der zornige Rabbi ergriff ſeine Tochter bei der Schulter und rüttelte ſie. —

Hat ſich der magnetiſche Schlaf erſt bis zur Clairvoyence geſteigert, ſo muß die Kranke ſehr vorſichtig geweckt werden; ſelbſt der Arzt kann nicht vorſichtig genug ſein, ſogar in Fällen, wo die Kranke geweckt zu werden verlangt. Ein jähes Wachrütteln aber kann bei einer ſolchen Aufregung der Nerven, und Steigerung ihrer Thätigkeit, bis zu dem geheimnißvollen Gebiet des Wunderbaren, bekanntermaßen augenblicklichen Tod zur Folge haben.

Bei der erſten Berührung ihres Vaters erwachte Mariamne mit einem ſo fürchterlichen Schrei, daß alle Anweſenden ein Grauen erfaßte. Sie bekam Zuckungen und Krämpfe, und ſank vom Lehnſtuhl. —

Der Rabbi flüchtete ſich in einen Winkel, die Rabbizin fing an zu weinen, und der reiche Israel rief: „Sie ſtirbt! Sie ſtirbt! Die Aermſte! Sie hat zu viel gelitten!"

Doch Mariamne erholte ſich, legte die Hand an die Stirn, blickte verſtört im Zimmer umher und klagte: „Was hat man mir gethan? Ich bin wie gelähmt an allen Gliedern?“ — Und die ſanfte, immer heitere Dulderin, erhob ſich plötzlich wild und verſtört vom Boden, und verließ mit allen Zeichen des Unwillens und Verdruſſes das Gemach, indem ſie die Thür heftig in's Schloß warf.

„Gott behüte und rette ſie, ſie iſt behext,“ ſprach der Rabbi. „Die Chriſten haben angethan ihrem Bilde einen böſen Zauber. — Löbel Kurzweil, erhole dich! — Was ſie geſprochen hat, hat ſie als eine Verzauberte geſprochen. Sie weiß nicht mehr, was ſie thut und was ſie ſpricht; ſie iſt für uns verloren.“ — —

Wenige Augenblicke ſpäter trat Löbel Kurzweil zur Schabbesgoie und flüſterte ihr zu: „Haſt du gehört? Sie behauptet, man habe mit Meſſern nach ihr geſtochen, um ſie zu tödten.“

„Ich habe alles gehört,“ antwortete dieſe „und werde es wieder erzählen. Aber ich werde auch hinzufügen, daß ſie ſich lieber von Juden zu Tode quälen läßt, eh ſie zu uns übertritt.“ —

Fünftes Buch.

Mariamne unter Chriſten.

I.

Der Bürgermeiſter.

Am folgenden Morgen erhielt der Bürgermeiſter einen ausführlichen Bericht über alle dieſe Vorfälle. Mariamne's Leiden vom erſten Augenblicke an, wo Schiefevinche ſie verläumdet, bis zu ihrer Verfolgung und Verwundung unter dem Wuthgeſchrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ waren mit merkwürdiger Genauigkeit beſchrieben, und der Dechant, welcher dieſe Denunciation eigenhändig unterzeichnet hatte, verlangte in einer ſehr dictatoriſchen Sprache ein unmittelbares und augenblickliches Einſchreiten zum Schutze der Verfolgten, von der er behauptete, daß ſie gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten ſei. Auch machte er den Bürgermeiſter vor weltlichen und ewigen Richtern, für Leib und Seele dieſes

Mädchens verantwortlich, wofern ihr das Leben genommen würde, eh sie getauft sei. —

Der Dechant war hochmüthig und orthodox wie alle Prälaten; und geistliche und weltliche Behörden sind selten mit einander befreundet. Der Bürgermeister hingegen war stolz auf seine Würde, sein Ansehen und seinen Reichthum; und — er war jung und geistreich: Geist und Glaube sind auch nicht immer die besten Freunde. Er behandelte den Dechanten sehr höflich, suchte ihn aber stets zu mystificiren. — Die Juden aber stehen immer sehr gut mit ihrer Obrigkeit. Sie sind gewohnt, verfolgt zu werden, bezahlen gern den Schutz, und lassen sich denselben viel kosten. Der Bürgermeister hatte Proben davon; er ließ sie niemals im Stiche, und erhielt von ihnen Geschenke über Geschenke.

Von den Vorfällen im Judenquartier war er unterrichtet, wenn auch nicht so genau wie die Geistlichkeit. Aber trotz der Genauigkeit des Berichtes, ließ diese Angelegenheit zweierlei Auslegungen zu. Mariamne war eine ungetaufte Jüdin, und als solche von den Juden verfolgt worden. Aber derartige, gemeine Straßenscandale und Excesse fielen im Judenquartier häufig vor, und selbst das Geschrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ war nicht als Blasphemie zu betrachten, da es nicht auf die heilige Jungfrau selbst Bezug haben konnte, sondern nur auf ein Mädchen, welche als solche auf dem Altar gemalt worden war. Wenn der Bürgermeister einige übel berüchtigte Subjecte aufgreifen und als muthmaßliche Frevler auspeitschen ließ, so hatte er in diesem

Falle schon alles gethan, was er thun konnte; denn diejenigen Personen, welche in dem Berichte als Verfolger des Mädchens namhaft gemacht worden, waren: ihre Eltern, ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater. Es war also eine reine Familiensache, die ihn gar nichts anging, und es stritt gegen Pietät und Sitte, ein fünfzehnjähriges Mädchen zu veranlassen, als Klägerin gegen ihre nächsten Anverwandten aufzutreten.

Ganz anders aber gestaltete sich diese Sache, indem die Geistlichkeit auftrat, um diese Vorfälle, als eine Verfolgung ex odio christianae fidei zu denunciren, indem sie behauptete, daß die Rabbinerstochter gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten sei. — Dieß war der Punkt auf den alles ankam. — Aber wie sollte der Bürgermeister dieß ermitteln? Es war heute Sabbat; kein Jude kam vor Gericht und er hatte keine Befugniß, sie dazu zu zwingen. Denn in Folge ihres Schutzbriefes mußte er ihnen freie Ausübung ihrer religiösen Gebräuche gestatten, und durfte sie darin nicht stören.

Er konnte, gestützt auf diese Denunciation, welche der Dechant unterzeichnet und hiemit auch zu vertreten hatte, augenblicklich das Mädchen holen lassen, und sie der Geistlichkeit überliefern. Die Geistlichkeit schien dießmal sehr mäßig und schonend zu verfahren, und sogar aus reiner Menschenliebe zu handeln. Sie gab die ganze Angelegenheit in seine Hände und machte ihn dafür verantwortlich; sie trat höchst ritterlich für eine liebenswürdige Verfolgte ein, begehrte ihren Schutz und erbot sich, für sie zu sorgen.

Aber sie verlangte ein unmittelbares und augenblickliches Einschreiten, und das konnte der Bürgermeister heute nicht, ohne einen Gewaltstreich zu begehen. Wartete er aber bis morgen, so fragte sich, ob die Geistlichkeit am Sonntag noch die Mäßigung und Schonung beibehalten würde, welche sie am Sonnabend gezeigt hatte? Ob sie nicht gar etwa gesonnen sei, auf allen Kanzeln das Kreuz gegen die Juden zu predigen, welche in der Rabbinerstochter neuerdings, wieder Jesum Christum gekreuzigt hätten. — Alle daraus erfolgenden Unordungen und Excesse fielen dann dem Bürgermeister zur Last, und die Geistlichkeit hatte sich gedeckt, indem sie die gehörige Anzeige gemacht. Auf der Kanzel konnte sie thun, was sie wollte, und war niemandem Rechenschaft schuldig.

Geschehen mußte also etwas, denn heute war noch alles in seinen Händen, und er kannte das Verfahren der Geistlichkeit, die niemals geradezu handelt, sondern allmählich, und mit Umschweifen ihre Zwecke verfolgt. Sie stört, richtet Verwirrungen an, fischt im Trüben, und gewinnt so einen Vortheil nach dem anderen, bis sie ganz unmerklich zum Ziele gelangt ist.

Daß sie ihre Zwecke mit dem Mädchen hatte, war augenscheinlich. — Welchen? — blieb sich im Ganzen gleich. — Allein giebt man der Geistlichkeit einen Finger, so verlangt sie die ganze Hand. Sie hatte das Bild der Jüdin, also wollte sie ihre Person auch haben. Im Judenquartier bei ihren Eltern war sie unzugänglich für alle Bekehrungsversuche; man nahm daher seine Zuflucht

zum Bürgermeiſter; er ſollte dem Miſſionshandwerk der Geiſtlichkeit Vorſchub leiſten und ihr die Jüdin in die Hände liefern, damit ſie dieſelbe nach ihren Zwecken bearbeiten könnte. —

Unter ſolchen Umſtänden zog der Bürgermeiſter vor, einen Gewaltſtreich zu begehen, und des Sabbats ungeachtet die Juden vorzuladen. „Haben ſie am Sabbat Exceß begangen;“ dachte er, „ſo können ſie auch am Sabbat vor Gericht erſcheinen.“ Er ſchickte alſo ſeine Gerichtsdiener zu dem Rabbi und der Rabbizin, dem reichen Israel und Schief-Levinche, mit dem Bedeuten, ſie müßten heute erſcheinen, und wenn zehnmal Schabbes wäre. —

Die beiden Letzteren erbaten ſich vom Rabbi die Erlaubniß dazu, um den Bürgermeiſter nicht zu erzürnen, und ſtellten ſich ein. Der Rabbi aber berief ſich auf den Schutzbrief und gab zur Antwort: „Er wiſſe, was er dem Bürgermeiſter ſchuldig ſei, allein er wiſſe auch, was Gott, der Herr Zebaoth, von ihm verlange. Seine Religion geſtatte ihm nicht, am Schabbes vor Gericht zu erſcheinen; beſtände der Herr Bürgermeiſter aber dennoch darauf, ſo möge er ihn mit der Wache holen laſſen. Der Gewalt könne er nicht widerſtehen.“ —

„Deſto beſſer!“ dachte der Bürgermeiſter, „ſo laſſe ich ihn mit der Wache holen. Da ich geſonnen bin, nichts auszurichten, kann es nicht ſchaden, wenn ich großen Eifer an den Tag lege.“

Er ſchickte alſo einen Rathsdiener mit vier Mann Schaarwächtern nach dem Judenquartier. — —

Die Juden kamen eben aus der Synagoge, als ſie ihren Rabbi, der heute wieder beim Gottesdienſt gefehlt hatte; und ſogar ihre Rabbizin, als Arreſtanten fortführen ſahen, und der Auflauf, den dieß veranlaßte, war ſo groß, daß ſich die Straßen verengten, die Wachen nicht vor- noch rückwärts konnten, ihre Seitengewehre zogen und die Arreſtanten in die Mitte nahmen.

Allein der Rabbi ſchrie: „Was wollt Ihr thun? Macht Platz! Um Gottesmacht macht Platz! Seht Ihr nicht die blanken Säbel? Nehmt Euch in Acht, ſonſt ſchickt der Bürgermeiſter Cavallerie. Waihgeſchrieen! Cavallerie! denn ein Soldat mit einem blanken Säbel iſt noch vernünftig, aber ein Pferd überreitet Euch gleich.“

Man gab endlich Raum, und der Rabbi und die Rabbizin wurden fortgeführt. Aber die Juden knirſchten und fluchten über dieſe Behandlung, und ihre Wuth hätte ſich leicht wieder auf Mariamne richten können, welche, wie es ſchien, dazu beſtimmt war, auf die unſchuldigſte Weiſe die entſetzlichſten Begebenheiten zu veranlaſſen.

II.

Eine Gerichtsſcene.

Der Bürgermeiſter ließ alle vier auf einmal vor. Er wußte, reiche Juden zittern ſchon, wenn ſie vor Gericht ſtehen, und wenn man ſie anſchnaugt, können ſie vor Angſt kaum die Wahrheit bekennen.

Als ſie eintraten, nahm der Rabbi ſeine Pelzmütze ab und ſetzte ſich ein wollenes Käppchen auf, mit der Entſchuldigung, daß ſeine Religion ihm nicht erlaube, barhauptig einherzugehen. Dann bat er um die Erlaubniß, den üblichen Segen über ſeine Obrigkeit zu ſprechen.

„Thue Er, was ihm Seine Religion vorſchreibt!“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Ich bin nicht der Feind Seines Volkes, und überhaupt können ſich die Juden nicht über Unduldſamkeit von unſerer Seite beklagen. Iſt der Jude fromm, ſo laſſen wir ihn beten; iſt er rechtſchaffen, wie Israel, ſo reſpectiren wir ihn; iſt er luſtig, wie Schief-Levinche, ſo lachen wir mit ihm, und“ — er wandte ſich an die Rabbizin, — „iſt eine Jüdin ſchön, ſo malen wir ſie, machen ein Heiligenbild daraus, verrichten unſere Andacht davor, und ſcheeren uns den Teufel darum, ob ſie eine Jüdin iſt oder eine heilige Jungfrau.“ —

Hier fiel ihm die Rabbizin in's Wort: „Herr Bürgermeiſter, das iſt ja das Unglück! das iſt eben das Unglück!“

— „Schweige ſie bis ſie gefragt wird!“

— „Was thun Sie damit, Herr Bürgermeiſter, ich wollte, meine Tochter wäre nicht ſchön.“

— „Will Sie wohl ſchweigen? — Sie ſteht vor Gericht. Ich habe Sie nicht zum Kaffee hier gebeten.“

Er fuhr fort: „Ihr Juden verlangt von uns religiöſe Duldung. — Gut! — Aber daſſelbe verlangen wir auch von Euch. — Was läſtert Ihr alſo unſere heilige Jungfrau Maria? — Ihr Juden verlangt von uns Sicherheit des Lebens und des Eigenthums? — Aber iſt der Jude unter Juden ſeines Lebens ſicher, wenn er anders denkt? — Wie die reißenden Wölfe fallt Ihr über ein wehrloſes Mädchen her und verfolgt ſie meuchleriſch, weil ſie ihren Glauben ändern will. Die Mutter zerkratzt ihr das Geſicht; der Vater ſperrt ſie ein und läßt ſie hungern; und Ihr Beiden anderen zwingt die Eltern, ſo unbarmherzig mit ihrer Tochter umzugehen; denn der Rabbi hat keine 500 Thaler, um ſie an Israel zu zahlen, falls ſeine Tochter Schief-Levinche nicht nimmt. Sie muß alſo Jüdin bleiben, weil Schief-Levinche ſie heirathen will.“ —

Hier fingen alle vier zugleich an zu ſchreien und zu betheuern, daß Mariamne weit entfernt ſei, ihren Glauben zu ändern; daß ſie ſich in alles gefügt habe, was man von ihr verlangt, und ſich niemals geweigert habe, den ihr von ihren Eltern beſtimmten Bräutigam zu heirathen. —

„Schief-Levinche!“ rief der Bürgermeiſter. „Er hat ſeine Braut zur heiligen Jungfrau beten ſehen?“

— „Ich habe ſie geſehen erheben ihre Hände zu ihrem Bilde, aber wie kann ich wiſſen, ob ſie an die heilige Jungfrau gedacht und zu ihr gebetet hat? Gott ſchaut das Herz, aber ein Mädchen hat keine Fenſtern in der Bruſt, daß unſer einer auch etwas ſehen kann.“

Der Bürgermeiſter fuhr fort, ſie über dieſen Punkt ſcharf zu inquiriren, weil aber alle vier behaupteten, das Mädchen ſei eine eben ſo gute Jüdin, wie ſie gute Juden und der Bürgermeiſter ein guter Chriſt; ſprach er:

„Deſto ſchlimmer! Wenn Ihr ein ſanftes, gehorſames Mädchen, die Euch allen ſo nah verbunden iſt, auf leeren Verdacht und Muthmaßung hin, ſchon dermaßen behandelt; was werdet Ihr erſt thun, wenn Ihr Gewißheit und Ueberzeugung habt, daß ſie zu unſerer Kirche übertreten will? — Und wenn Ihr, die erſten Juden, die Geiſtlichkeit, der Gemeinde-Vorſtand, Euch ſo aufführt, was läßt ſich da von den rohen, unwiſſenden und gemeinen Juden erwarten? — Wenn Ihr ſchon an Eurem Schabbes, wo Ihr nichts reißen und keine Waffen führen dürft, dem armen Mädchen die Kleider zerreißt und ſie mit Meſſern verwundet; was werdet Ihr des Wochentags thun, wo Ihr reißen und ſchneiden dürft ſo viel Ihr wollt? — Und ſagt mir einmal, wie wird es uns Chriſten ergehen, wenn Euer Meſſias, auf den Ihr hofft, kommen, und uns in Eure Hände geben wird? Gott tröſte uns! Ihr Juden werdet eine Hetzjagd mit uns anſtellen, die über alle menſchliche Begriffe geht. — Dießmal aber kann Euch die Sache ſehr

ſchlimm bekommen. Das Mädchen flößt Theilnahme ein; ſie iſt ſchön, wir haben ihr Bild in unſerer Cathedrale auf dem Hochaltar; unſere Geiſtlichkeit iſt für ſie und ich will Euch nur reinen Wein einſchenken. Unſere Geiſtlichen ſind Eure Ankläger.“

„Waih! waihgeſchrieen!“ riefen alle vier. „Die Geiſtlichkeit! dieſe ausgemachten Judenfeinde! Waihgeſchrieen!“

„Herr Actuarius!“ fuhr der Bürgermeiſter fort, „Leſen Sie dieſen Juden einmal den Bericht von unſerem hochwürdigen Herrn Dechanten vor, damit ſie hören, welche Sprache er gegen mich führt, weil ich die Juden immer in Schutz nehme, und damit ſie urtheilen mögen, wenn man heute das alles mir ſchon ſagt: wie morgen auf allen Kanzeln gegen ſie geeifert werden wird.“ —

Nach einer ſolchen Vorrede mußte der Bericht, den der Actuarius mit vieler Energie vortrug, die Juden in Angſt und Schrecken verſetzen, ſie ſeufzten und ſtöhnten, waren leichenblaß und rangen die Hände; der Rabbi ſogar weinte.

Der Bürgermeiſter nahm wieder das Wort: „Ihr wißt nun, was Euch bevorſteht. Wie Ihr geſtern über das Mädchen hergefallen ſeid, ſo wird man morgen über Euch herfallen, Euch erwürgen und Eure Häuſer plündern und verbrennen. — Wohlan! Wie ſoll ich Euch ſchützen? — Ein Wort von mir, ſo iſt Militair da. Aber die Einquartirung und die Rationen habt Ihr zu bezahlen, denn Ihr ſeid die Friedensſtörer, und Ihr

wißt doch, wie ich es mache, Koſten beizutreiben. Ich halte mich an den erſten beſten Juden, der etwas hat, und der mag ſich mit ſeinen Glaubensgenoſſen abfinden. Der erſte beſte Jude wird dieſes Mal aber er, Israel ſein. Er hat etwas und ſoll mir für alles ſtehen. — Indeß giebt es auch noch einen anderen Ausweg, um Unordungen vorzubeugen, und deshalb habe ich Euch heut an Eurem Schabbes herbeſtellt, und den Rabbi ſogar mit der Wache holen laſſen. Aber er wird es mir danken, denn es war zu Eurer Sicherheit nothwendig, und ich habe es gethan um Euch zu ſchützen. Merkt genau auf und Ihr werdet ſehen, daß ich Euch Gutes rathe, vorausgeſetzt, daß Ihr mir in jeder Hinſicht die Wahrheit geſagt habt. Die Denunciation habt Ihr gehört, und ſie iſt in allen Punkten von Euch unbeſtritten geblieben. Eure Ankläger indeß haben heute alles in meine Hände gelegt, aber nur für heute, denn man bittet mich, unmittelbar und augenblicklich einzuſchreiten. Gelingt mir nun nicht, die Sache heute noch zu ſchlichten, ſo werden Eure Ankläger morgen nach ihrem Wohlgefallen verfahren. Wir wollen alſo heute die Sache ſchlichten, und das koſtet nur ein wenig Nachgiebigkeit von Eurer Seite; bedenkt, Ihr ſeid die ſchwächeren, und im Unrecht. Um nun Euch und Eure Glaubensgenoſſen gänzlich zu rechtfertigen, müßt Ihr das Mädchen freigeben, das heißt: Rabbi! ſie bleibt Seine Tochter, und Schief-Levinche! ſie bleibt Seine Braut. Nur der Zwang und die Mißhandlungen müſſen aufhören. - Alſo zuförderſt hat Er, Israel, mir diejenige Schrift auszuliefern,

wonach Sein Sohn Ansprüche auf das Mädchen hat, wo nicht, Ihm vom Rabbi fünfhundert Thaler zukommen. Dieser Schrift fügt Er eine Bescheinigung bei, daß sie als annullirt zu betrachten ist, und schickt mir beides hieher auf's Rathhaus. So wie Sein Sabbat aus ist, muß ich beide Papiere in Händen haben. Was Ihn anbetrifft, Rabbi! so kann man Seine Tochter nicht wider ihren Willen zur Christin machen, und wie Er sagt, will das Mädchen Jüdin bleiben. Morgen also, mit dem frühesten wird der Herr Actuarius hier, in Begleitung eines oder mehrerer Geistlichen in Seinem Hause erscheinen, um Seine Tochter zu befragen, ob sie zu unserer Kirche übertreten will oder nicht. Sagt sie: „Nein!" so behält Er Seine Tochter und kann sie verheirathen an wem Er will. Sagt sie aber: „Ja!" so ist sie Seine Tochter nicht mehr, und muß unseren Geistlichen folgen, wohin diese sie führen. Es steht Ihm indessen frei, wofern er Seiner Sache nicht ganz sicher ist, bis dahin noch sein väterliches Ansehen zu gebrauchen, und seiner Tochter in Güte Vorstellungen zu machen über die Wichtigkeit eines solchen Schrittes. Aber ich warne Ihn nochmals, enthalte Er sich aller Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, die ich sehr strenge ahnen werde. Er, Israel! muß mir dafür einstehen, daß bis dahin alles ruhig bleibt. — Nun! Ich denke, Ihr werdet so klug sein, diesen, meinen Vorschlag anzunehmen, und dann will ich alles Geschehene als nichtgeschehen betrachten, und den ganzen Handel als abgeschlossen und beendet ansehen."

„Ja! Herr Bürgermeiſter! ja! ja! ja!“ riefen alle vier und erſchöpften ſich in Dankſagungen und Segenswünſchen.

„Schon gut! Schon gut!“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Ihr ſeid entlaſſen, geht und feiert Euren Schabbes zu Ende.“

Die Juden gingen, und der Bürgermeiſter wandte ſich an den Actuarius, dem er folgendes höfliche Antwortſchreiben in die Feder ſagte:

„Hochwürdiger Herr!“

„Ihre Wünſche ſind mir Befehle. Ich habe daher in Folge Ihres ausdrücklichen Verlangens, unmittelbar und augenblicklich einzuſchreiten, die bezeichneten Juden, obſchon heute ihr Schabbes iſt, vorgeladen, und den Rabbi und ſeine Frau, welche Umſtände machten, mit der Wache holen laſſen, um ihnen bei ſchwerer Strafe zu verbieten, die Rabbinerstochter zu mißhandeln oder mißhandeln zu laſſen, und um das, die Freiheit derſelben behindernde Document, im Werth 500 Thaler, mir ausliefern zu laſſen und zu annulliren. Gern würde ich auch ſogleich das Mädchen holen und Ew. Hochwürden, wie Sie verlangen, ausliefern laſſen. Aber eine directe Einmiſchung in Bekehrungsſachen der Juden widerſpricht gänzlich meiner Verpflichtung, den Juden alle mögliche Freiheit in Ausübung ihres Glaubens zu geſtatten. Ein ſolcher Schritt kann daher nur von Ihnen ausgehen, indem Sie ein Mitglied der Geiſtlichkeit dazu bevollmächtigen, dem ich allen möglichen Schutz und Beiſtand verleihen werde. Sollte es Ew. Hochwürden mit Gefahr

verbunden erſcheinen, bei ſolchen Vorfällen und mit ſolch einem Auftrage, einen Geiſtlichen nach dem Judenquartier abzuſenden, ſo ſtehen Ihnen alle meine Rathsdiener, ſo wie die ganze Schaarwache zur Verfügung, auch werde ich noch andere, mehr als hinreichende Sicherheitsmaaßregeln treffen, um Ruhe und Ordnung zu erhalten."

Der Actuarius hatte vollendet. Lächelnd durchlas der Bürgermeiſter das Schreiben und dachte bei ſich: „Jetzt alſo muß der Dechant hinſenden, und ich werde Anſtalten treffen, daß dieſer Schritt ſo auffallend wie möglich geſchieht. Geht die Jüdin nicht mit, und das wird ſie nicht, ſo hat die Geiſtlichkeit ſich lächerlich gemacht und ihr koſtbares Altarbild compromittirt."

III.

Ein guter Rath.

So dachte der Bürgermeiſter und triumphirte im Voraus. — Inzwiſchen aber hatte ſich der Rabbi anders beſonnen. Seine Tochter war frei. Er konnte ſich ihrer entledigen, ohne dadurch jemand etwas ſchuldig zu werden, und er wollte ein- für allemal Ruhe haben.

Als der Sabbat sich zum Ende neigte, rief er daher seine Tochter und sprach zu ihr folgende merkwürdige Worte:

„Mariamne! Du bist mein einziges Kind und warst mir stets eine gehorsame Tochter. Es schien, als solltest du dein Glück machen, du wurdest glücklich gepriesen von deinen Gespielinnen, und die Mütter stellten dich als nacheiferungswürdiges Beispiel ihren Töchtern auf, und sprachen: „Weil sie geehrt hat Vater und Mutter, geht es ihr wohl.“ — Aber Gott hat es anders beschlossen. Er hat den Christen erlaubt, ein Götzenbild von dir zu machen, und du bist nun geächtet im auserwählten Volke: deine Eltern wollen dich nicht ansehen, dein Bräutigam tritt zurück, und deines Bleibens hier ist nicht länger.“ —

Mariamne dachte an ihren Traum und rief in Begeisterung: „Wenn mein Bräutigam mich aufgiebt, mein Vater mich fortweiset, so gehöre ich ganz allein Gott an, und muß thun, was Gott mir befiehlt.“

Der Rabbi fuhr fort: „Du siehst, meine Tochter, wie es hier zugeht. Gestern hat man dir die Kleider vom Leibe gerissen und dich ermorden wollen, heute bin ich und deine Mutter mit der Wache vor Gericht geschleppt worden, und morgen, was wird morgen geschehen? Man wird über uns herfallen, wie gestern über dich; man wird uns erwürgen und unsere Häuser plündern und in Brand stecken.“

Das alles hatte Mariamne geträumt und sprach: „Ich weiß, ich weiß es, aber ich will Euch retten!“

„Thue es, meine Tochter! Abraham wollte den Isaak opfern, weil Gott es verlangte, und Jephta hat seine Tochter geschlachtet. Ich muß dich opfern, oder es hat kein Jude mehr eine ruhige Stunde. — Du hast vollbracht deine Buße in Geduld und Gehorsam, kein anderes Mädchen hatte das so ausgehalten. Aber Gott hat dir ein sanftes, geduldiges Herz gegeben, du mußt viel leiden. — Noch einmal sollst du dich verunreinigen. Geh zu den Christen, und wende ab die Gefahr von dem auserlesenen Volke. Bete, was sie dir zu beten anbefehlen, doch vergiß nicht den einzigen, hochgelobten Gott. Iß, was sie dir vorsetzen, aber nicht aus Genäschigkeit und Freude an dem Unreinen, sondern um dein Leben zu fristen. Man wird dich beschenken und man wird dich reich machen. Dann, wenn du Geld hast, thue noch einmal Buße, werde wieder Jüdin und gehe weit, weit von hier, wo deine Schicksale nicht bekannt sind, und heirathe wen du willst, denn wenn du Geld hast, hast du das Aussuchen.“ —

— „Nein, Vaterlieb! Das soll fern von mir sein, und wie die Tochter Jephta's will ich geben, meine Jungfrauschaft beweinen. Aber rein will ich sein, wie die Tochter Jephta's, es soll kein unreines Lüftchen in meinem ganzen Wesen sein, ich will so rein sein, daß ich mit Gott sprechen kann. Also segne mich, verzeihe mir und sprich mich rein, damit ich thun kann, was Gott von mir verlangt.“ —

Sie kniete nieder und der Rabbi legte die Hand auf, segnete sie und sprach: „Du bist rein, und sollst

rein sein so lange du lebst.« — Denn ein Rabbi kann, wie ein katholischer Priester, vergangene und zukünftige Sünden vergeben.

Mariamne erhob sich und ging auf ihr Zimmer, setzte sich auf die Fußbank mit dem Polster und beweinte ihre Jungfrauschaft, denn morgen gedachte sie zu sterben. — Löbel Kurzweil aber, der außer der Rabbizin, als Hausgenosse der einzige Zeuge war, verließ augenblicklich das Haus.

IV.

Besorgnisse und Sieg.

Der Pastor Vitepsky ging in seiner prächtig eingerichteten Wohnung auf und nieder, knirschte mit den Zähnen und biß sich auf die Lippen.

Er war erst so glücklich gewesen. Er hatte schon für Mariamne's Unterkommen bei einer alten, frommen Wittwe gesorgt. Dort war sie ganz in seiner Gewalt und nur für ihn sichtbar. — Er hatte dann eine heilige Jungfrau im Himmel und eine auf Erden, eine in der Kirche und eine bei der Wittwe, eine, zu der er öffentlich betete, eine, die er in der Stille bekehrte; von der

einen flehte er den Himmel zur Erde hernieder, und die andere machte ihm die Erde zum Himmel. — Schon in vier und zwanzig Stunden ſollte ihm dieſes Glück zu Theil werden, und er war ſchon umhergegangen von Haus zu Haus, um ſeine ſchönſten und vornehmſten Bekanntöchter aufzufodern, der liebenswürdigen Jüdin bis zum Judenthor entgegen zu gehen, ſie zu begrüßen und als Schweſter zu umarmen. Denn das war er dem Altarbilde ſchuldig und der Geiſtlichkeit, welche ihm ſo treulichen Beiſtand geleiſtet hatte. Ingleichen wollte er ſeine tägliche Andacht vor dem Marienbilde rechtfertigen, die Spötter zum Schweigen bringen, und darthun, daß die heilige Jungfrau ſeine Gebete erhöre. — Und aus dieſem ſchönen Himmel, aus allen dieſen Wonneträumen hatte ihn ein kleines Mädchen von elf Jahren geſtürzt.

Zu den vornehmſten Mädchen der Stadt gehörte auch die Tochter des Bürgermeiſters, obſchon ſie erſt elf Jahre zählte. Auch ſie gedachte, mit den großen Mädchen der Jüdin entgegen gehen, aber ihr Vater wollte es nicht erlauben, und ſie weinte, denn zu elf Jahren will man zwar ein großes Mädchen ſein, und ſich mit anderen großen Mädchen öffentlich zeigen, wo nicht — wenn man denn doch ein Kind ſein ſoll — ſo weint man auch wie ein Kind. — Ihr Vater hatte endlich Mitleid mit ihren Thränen und ſprach:

„Ich würde nichts dawider haben, wenn ich gewiß wüßte, daß die Jüdin kömmt. Allein ich weiß, daß ſie eine ſo gute Jüdin iſt, wie du eine gute Chriſtin, und man kann ſie doch nicht zwingen, ſich taufen zu laſſen.

Deine Freundinnen werden sich lächerlich machen, deswegen sollst du nicht dabei sein.“ —

Aber die kleine Bürgermeister-Tochter wollte sich sogar lächerlich machen, das heißt, als großes Mädchen mit anderen großen Mädchen.

Allein der Vater sprach: „Es soll nicht sein. Als meine Tochter darfst du an diesen Auftritt keinen Theil nehmen. Wir haben mit Bekehrungssachen nichts zu thun.“

Dieß war ein Machtspruch und die Kleine mußte sich fügen. Doch klagte sie ihr Leid ihrem Beichtvater, als dieser kam, sie ebenfalls einzuladen, und der gute Pastor stand da, wie vom Donner gerührt. Es war also in Mariamne's Willen gestellt, zu kommen oder zu bleiben. Sie war entzweit mit ihren Eltern, gehaßt und verfolgt von ihren Glaubensgenossen, befreit von allen Banden, die sie fesseln konnten; aber wenn es auf ihren Willen ankam, so blieb sie, das wußte Ehren-Vitepsky, und vergebens hatte er Himmel und Erde beschworen, der Jüdin habhaft zu werden. Alles, was er zu hoffen hatte, war, sie ein einziges Mal zu erblicken, wenn er nämlich selbst ging, ihr „Nein“ zu holen.

Während er, von Trostlosigkeit und Leidenschaft gepeinigt, im Zimmer auf und nieder ging, pochte es an seine Thür.

Er rief: „herein!“

Athemlos stürzte Löbel Kurzweil näher. „Herr Pastor!“ rief er, „Herr Pastor! Haben Sie schon einmal gehabt einen faulen Zahn?“

— „Was ſoll dieſe Frage?“

— „Wenn man hat einen faulen Zahn, will man ihn los ſein und geht zum Zahnarzt. Der ſetzt an ſein Brecheiſen — Ruck! — Au waih! — Aber der Zahn bleibt ſitzen! — Aber er wackelt, Herr Paſtor, er wackelt. — Der Zahnarzt ſetzt noch einmal an ſein Brecheiſen — Ruck! — Au waih! waih! — Aber der Zahn bleibt ſitzen. — Er wackelt noch mehr, aber er will nicht heraus. — Der Zahnarzt ſetzt zum dritten Mal an ſein Brecheiſen und mit aller Macht. — R . . . ruck! — Au waih! waihgeſchrieen! — Aber der Zahn ſitzt feſt! — feſt! — Nein! Er ſitzt noch im Munde, — aber er iſt ganz los, man kann ſtecken den Finger in den Mund und ſelbſt ihn ausnehmen.“

— „Jude! Was will er mit dem allen ſagen?“

— „Verſtehen Sie mich wohl, Herr Paſtor! Das iſt ein Gleichniß. Der faule Zahn iſt Mariamne.“

— „Seine Gleichniſſe ſind ſo ekelhaft wie er ſelbſt.“

— „Und der Mund iſt das Judenquartier, und Mariamne ſitzt feſt im Judenquartier, wie ein fauler Zahn im Munde. Sie thut uns Juden weh! Sie macht uns Pein. Wir können des Nachts nicht ſchlafen.

— „Er führt den ganzen Schmutz des Judenquartiers in ſeinem ungewaſchenen Munde.“

— „Den erſten Ruck hat ihr gegeben Schief-Levinche; denn er hat geſagt, ſie bete zu ihrem eigenen Bilde. — Au waih! ſie hat gewackelt, aber ſie wollte nicht heraus. — Den zweiten Ruck habe ich ihr gegeben,

ich habe allen Juden gesagt, sie wolle zu den Christen laufen. — Au waih! waih! Der faule Zahn hat noch mehr gewackelt, man hat sie verflucht und verspieen, aber sie wollte nicht heraus. — Da bin ich hingegangen und habe ihr den letzten Ruck gegeben mit aller Macht. — Au waih! waihgeschrieen! Ich habe hinter ihr hergejagt alle Juden mit Messern und Knitteln. — Und mit einem Male war der faule Zahn doch nicht heraus. — Aber er wackelt, Herr Pastor! er wackelt. Stecken Sie den Finger in den Mund und nehmen Sie Sich selbst den faulen Zahn heraus."

„Er meint," fragte Vitepsky, „sie wird sich nicht widersetzen, mit uns zu gehen?"

— „Widersetzen? Wie heißt widersetzen? Sie ist ein ganz dummes Mädchen."

— „Dumm! Wie gemein er sich ausdrückt. Er will sagen, sie hat wenig gelernt."

— „Im Gegentheil, Herr Pastor, sie hat viel gelernt. Sie soll nicht lernen, weil sie ein Frauenzimmer ist, aber sie lernt immer mit ihrem Vater und mit uns."

— „Wirklich, weiß sie viel?"

— „Sie weiß so viel wie ihr Vater; sie weiß alles. Aber verstehen Sie mich wohl, Herr Pastor! Sie ist dumm, sie weiß nicht, ob sie lebt."

— „Nein, das verstehe ich nicht."

— „Sie giebt weg, was sie hat; sie thut, was man von ihr verlangt; sie glaubt, was man ihr sagt."

— „Also wenn ich morgen komme und sage: „Mariamne komm!" so wird sie mir folgen?

— „Wie heißt sie wird? sie muß. Ihr Vater hat es ihr befohlen. Er will sie nicht mehr behalten. Sie macht ihm zu viel Unruhe. Er will sich nicht alle Tage mit der Wache holen lassen. Er hat ihr gesagt: „Geh zu den Christen, laß dich taufen, iß verbotenes Schweinefleisch, ich vergebe dir alles im Voraus.“

Dem guten Pastor fiel ein Stein vom Herzen. „Löbel Kurzweil! Ist das alles auch wahr?“

— „Ist nicht alles wahr gewesen, was ich Ihnen gesagt habe? Haben Sie sich nicht immer darauf verlassen?“

Vitepsky war so herzlich froh, daß er seine Lade aufschloß, hundert Thaler aufzählte und sprach: „Da nimm, Löbel Kurzweil und gehe. Entweder hast du mich betrogen, so wirst du dich vor mir nicht mehr sehen lassen, oder du hast mir die Wahrheit gesagt, so will ich nichts mehr von dir wissen. In keinem Falle will ich dich wieder sehen.“

Entzückt strich Löbel Kurzweil sein Geld ein. „Herr Pastor! Sie werden sich überzeugen, daß sie es mit einem rechten Mann zu thun haben. Gehen Sie Haus bei Haus, bei allen Juden durch die ganze Welt, und sie finden keine Person, die so schön zu bekehren ist, wie diese. Sie glaubt Ihnen, was Sie ihr sagen. Es muß ein wahres Vergnügen sein, sie zu bekehren. Wir haben immer unseren Spaß mit ihr gehabt, weil wir ihr aufbinden konnten, was wir wollten, denn sie glaubte alles auf's Wort. Sagen Sie ihr, der Gekreuzigte sei gen Himmel geflogen, und sie wird glauben, der Ge-

kreuzigte ſei gen Himmel geflogen. Sagen Sie ihr, die Mutter Maria ſei gen Himmel geflogen, und ſie wird glauben, die Mutter Maria iſt gen Himmel geflogen. Was wollen Sie mehr, Herr Paſtor! Sagen Sie ihr, Löbelche Kurzweil ſei gen Himmel geflogen, und wenn ſie nicht glaubt, Löbelche Kurzweil iſt gen Himmel geflogen, gebe ich Ihnen Ihr Geld wieder.“

— „Jetzt macht er, daß er geht.“

— „Verzeihen Sie, Herr Paſtor! Haben Sie nicht Luſt, auch einen Judenjungen zu bekehren. Es iſt ein ganz ſchöner Judenjunge, und Sie können ihn zu Allem gebrauchen.“

Vitepsky faßte ihn beim Arm, führte ihn zum Zimmer hinaus und warf die Thür zu.

Aber Löbel Kurzweil öffnete ſie wieder und ſteckte den Kopf in's Zimmer. „Verzeihen Sie, Herr Paſtor! Auf dem Markt ſteht eine braune, heilige Margaretha, ganz defect und ledirt. Wenn Sie eine neue, heilige Margaretha gebrauchen ſollten, gehen Sie mir nicht vorbei; ich werde Ihnen recommandiren ein ganz braunes Judenmädchen.“

Der Paſtor ſchlug ihm verdrießlich die Thür vor der Naſe zu.

V.

Sie kömmt.

Am folgenden Morgen marſchirte die Schaarwache in's Judenquartier und bildete rechts und links, von fünf zu fünf Schritten, ein Spalier, vom Judenthor bis zum Hauſe des Rabbi. Den Neugierigen wurde bedeutet, ſich nicht aufzuhalten. Hin- und hergehen durften ſie, aber nicht ſtillſtehen. Die Meiſten gingen zum Rabbi in's Haus, und das Zimmer, die Flur und der Platz vor dem Hauſe waren ſo voll Menſchen, daß niemand durchkommen konnte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der reiche Israel und Schief-Levinche nicht fehlten; auch Löbel Kurzweil war anweſend, ſammt allen Talmudſchülern.

Mariamne hatte ihr violett- und brauncarrirtes Taffetkleid an, und ihr Haar ſorgfältig ſo geordnet, wie Andersen es ihr gelegt und ihr empfohlen hatte, es zu tragen. Sie hatte ihren Brautſchleier übergeworfen, um ihn erſt in der Kirche abzunehmen, wenn ſie vor dem Altar ſtand, und Feuer vom Himmel niederbeten über das Götzenbild.

Bald, nachdem die Straßen beſetzt waren, erſchien der Rathsactuar in Uniform, an ſeiner Seite der Paſtor von Vitepsky in weltlicher Pracht, aber von glänzend neuem, feinſten ſchwarzen Tuche und mit ſchneeweißer, koſtbar geſtickter Wäſche. Er nahm ſich ſehr vornehm

aus, doch war er bewegt und ängstlich. Ihm folgten zwei junge Kaplane, ebenfalls in weltlicher Tracht, hierauf kamen Raths- und Gerichtsdiener. — Der Bürgermeister hatte nicht versäumt, was irgend Aufsehen machen konnte. —

Vor dem Hause des Rabbi traten die Gerichtsdiener vor und jagten die Menschen von der Thür und dem Flur. Auch im Zimmer mußten sie im Namen der Obrigkeit Platz machen. Der Actuarius übergab dem Rabbi den schriftlichen Befehl vom Bürgermeister, seine Tochter von dem Geistlichen befragen zu lassen, ob sie zur römisch-katholischen Kirche übertreten wolle, und der Rabbi deutete auf seine Tochter und sprach: „Hier ist sie.“

Endlich stand Bitepsky der Angebeten gegenüber. Zwar umhüllte noch ein dichter Schleier ihre wunderbare Schönheit, allein er sah wenigstens das Kleid, was er schon einmal geküßt hatte, und gern wäre er von neuem in die Knie gesunken, um noch einmal dieses Kleid zu küssen. „Mariamne!“ begann er endlich tiefbewegt. „Deine Eltern wollen sich Deiner entledigen; Dein Bräutigam hat Dir entsagt, und wir kommen, Dich als die Unsrige zu begrüßen. Wir wollen zehnfach Dir ersetzen, was Du hier verlierst, und Dir ein Loos bereiten, was weit über die Begriffe und Wünsche geht, welche Du jetzt irgend haben kannst.“ —

Er stockte, — denn mit einem Male erhob sich Mariamne, schlug den Schleier zurück, und die Hände vor der Brust zusammengefügt, lächelnd, gen Himmel

schauend, trat sie vor den bestürzten Pastor und blieb in der schwebenden Stellung des Altarbildes vor ihm stehen.

Kein Wunder, daß der ehrwürdige Pastor sein Knie beugte vor dieser oft angebeteten Erscheinung, er hegte einmal diese einzige, glühende Leidenschaft, und jede Leidenschaft hat ihre Schwächen, bei der sie leicht zu fassen ist. Allein auch Schwärmerei übt ihre Zauberkraft, und jede stärkere Seele beherrscht die Schwächere. Auch die Kaplane beugten ihr Knie vor der bekannten heiligen Jungfrau, und Mariamne's Schönheit war in diesem Augenblicke so hinreißend, sie hatte sich in ein so günstiges Licht gestellt, und ihre Aehnlichkeit mit dem Altarbilde war so wunderbar und auffallend, daß alle drei ihr Ave Maria beteten: „Gegrüßt seist du, Maria, voller Gnaden, gesegnet bist du unter den Weibern, und gesegnet die Frucht deines Leibes, Jesus Christus."

Sie aber, ohne Miene und Stellung zu verändern antwortete auf dieses lateinische Gebet in hebräischer Sprache: „Verflucht seiet Ihr und alle Eures Glaubens. Verflucht, wer sich ein Bild oder Gleichniß macht von dem, was in der Luft oder auf Erden, was im Meere oder unter der Erde ist!"

Dann warf sie den Schleier über und schritt jäh zur Thür hinaus.

So schied Mariamne, ohne Gruß und ohne Abschied von den Ihrigen, denen sie völlig unverständlich und räthselhaft geworden war, die jungfräuliche Brust voll Selig-

keit, und das Köpfchen voll paradiſcher Bilder und heiliger Träume. —

Im Zimmer des Rabbi herrſchte noch eine gute Weile tiefe Stille. Die Anweſenden warfen ängſtliche und forſchende Blicke ſich zu. — „Alſo doch eine Ueberläuferin, eine Schweinefleiſchfreſſerin, eine Mutter Maria!“ Doch die Nähe der Bewaffneten hinderte die Ausbrüche der Wuth. — Schief-Levinche unterbrach endlich das Schweigen, indem er laut an zu ſchreien fing: „Mein Schleier! mein Schleier! Wie heißt? meinen Schleier nimmt ſie mit zu den Chriſten!“

Der Schleier gehörte zu den Brautgeſchenken, welche an den Bräutigam zurückfielen.

Es war ein heiterer Septembertag. Die breiten, reinlichen Straßen der Chriſten glänzten im goldenen Schein der Morgenſonne, und vor dem Judenthor ſtanden viele ſonntäglich-geputzte Menſchen voll Neugier nach dem merkwürdigen Mädchen, deren Schönheit eben ſo rührend war wie ihre Schickſale, und von der man ſo viel hörte, ohne daß ſich jemand rühmen könnte, ſie erblickt zu haben. Dieß blieb auch heute noch die große Frage: Kömmt ſie, oder kömmt ſie nicht? Das wußte ſelbſt im letzten Augenblicke noch niemand. Die Geiſtlichkeit ſagte: „Sie kömmt.“ Der Bürgermeiſter und alle Beamten ſagten: „Sie kömmt nicht.“ Und der Bürgermeiſter hatte ſeine ganze Schaarwache und alle

Raths- und Gerichtsdiener auf den Beinen. Weshalb? Um sie zu schützen gegen die Juden, die sie nicht ziehen lassen würden? — Aber er behauptete doch, Sie käme nicht. Der Dechant hingegen, welcher sagte: sie kommt! hatte so gut wie gar keine Anstalten getroffen, um dieses Ereigniß denkwürdig zu machen. Wußte er etwa auch nicht, woran er war?

Vor einem Hause dicht am Judenthore erschien dann und wann eine Sänfte, oder fuhr ein Wagen vor, aus welchem weißgekleidete Mädchen hüpften, mit einem Körbchen voll Blumen im Arm. Aber es waren ihrer im Ganzen nur zehn, früher waren es an funfzig bis sechszig gewesen. Die meisten waren zurückgetreten, weil es allgemein hieß: „Sie würde nicht kommen.“ Der Bürgermeister hatte es gesagt, und so sehr überwog bei den Honoratioren das Ansehen des Bürgermeisters den Einfluß des Dechanten.

Jenem Hause gegenüber, wo sich die Mädchen versammelt hatten, erblickte man in einem Fenster auch die kleine Bürgermeistertochter, welche laut und dreist versicherte:

„Sie kömmt gewiß nicht. Mein Vater hat es gesagt, und was die Juden angeht, das weiß mein Vater und kann mein Vater ganz allein auch nur wissen. Ich würde ja auch ein weißes Kleid anhaben und da drüben bei den Mädchen sein. Aber mein Vater sagt: „Alle diese Mädchen mit ihren weißen Kleidern machen sich lächerlich.“ — Ich bin den Juden durchaus nicht gram, denn sie schlachten keine Kinder und besprengen ihre

Oſterkuchen nicht mit Chriſtenblut. Es ſind gerade ſolche Menſchen wie wir, nur daß ſie kein Schweinefleiſch eſſen. Aber ſich lächerlich machen, der Juden halber, das iſt meine Sache nicht, und überhaupt finde ich keinen Geſchmack an Judenbekehrungsangelegenheiten.“ —

Aber mit einem Male entſtand eine Bewegung in der Menge und es hieß: „Sie kommen zurück. — Sie bringen ſie mit. — Sie kömmt! ſie kömmt! ſie kömmt!“

Zuerſt marſchirte die Schaarwache aus dem engen Judenthor, und bildete ein Spalier bis nach dem Hauſe, wo ſich die weißgekleideten Mädchen befanden. — Dann erſchien Mariamne verſchleiert, zwiſchen dem Actuarius in Uniform und dem feingekleideten Paſtor. Man erkannte ſie an ihrem Kleide und rief: „Das iſt das Mutter-Gottes-Kleid.“ — Der Paſtor hatte ſein feines ſchneeweißes Tuch in den gefaltenen Händen, und führte es bald an die Augen, bald erhob er es gen Himmel. Er war ſehr gerührt und betete und weinte. Indeß öffnete ſich die Thür des gegenüberliegenden Hauſes; die zehn weißgekleideten Mädchen traten hervor und zogen Mariamne entgegen, und die ſchönſte und größeſte von ihnen nahte ſich, um ſie anzureden.

„Stille! ſtille!“ ging es von Mund zu Mund, und mit heller deutlicher Stimme begann das ſchöne vornehme Mädchen:

„Sei uns gegrüßt, Mariamne! reizende, hochbegnadigte Jungfrau! Noch haben wir Dein Antlitz nicht geſchaut, aber wir wiſſen wie ſchön Du biſt, und wir verehren in Deinem Bilde das allerſeligſte, heiligſte Weſen

unſeres Himmels, die Königin aller Jungfrauen. — Aber auch Dich, Du irdiſches Mädchen, wollen wir grüßen und zärtlich lieben, wie eine theure Schweſter. Wir wiſſen, wie viel Du gelitten haſt unſeres Glaubens halber, und wie ſehr Dich die heilige Jungfrau begnadigte, indem ſie ein herzliches, glückſeliges Verlangen Dir einflößte. Du haſt jetzt keine Eltern, keine Verwandte und keine Freunde mehr; Du biſt einſam, verarmt, verwaiſt und hülflos. Aber wir wollen Dir alles ſein, Dir alles geben, was Du bedarfſt; und was Dein frommes Herz für Wünſche hegt, wir wollen ſie Dir alle erfüllen, denn wir ſind Deine Schweſtern und Du ſollſt die unſrige ſein."

Hiemit nahm ſie ganze Hände voll Blumen aus ihrem Körbchen und ſtreute ſie vor ihr auf den Boden aus. Die ſanfte Mariamne fühlte ihr Herz vor Rührung beben und ihr Auge naß werden. So gütig war ſie noch niemals behandelt worden; ſo mild und liebreich hatte noch niemand mit ihr geſprochen. — Bald aber beherrſchte ſie ſich wieder und dachte: „Es gilt ja doch nicht mir, ſondern dem Götzenbilde auf dem böſen Opferſtein. — Gott meiner Väter! in deinem Namen nehme ich alle dieſe Ehren an, die dir gebühren, und die ich dir gleich wieder zurückgeben werde, ſo wie du mich an den Ort der Beſtimmung geführt haſt."

Während ſie ſo betete, und nach jüdiſcher Weiſe die Hände vor der Bruſt zuſammengedrückt hatte, nahm ihr der Paſtor den Schleier ab, und rief mit mächtigſenorer, aber vor Rührung wankender Stimme:

„Hier habt Ihr das liebliche Mädchen, das leibliche Marienbild, leibhaftig niedergestiegen von unserem Hochaltar.“ — Und in der That, es war das lebendige Altarbild; dasselbe holde Mädchenwunder; dasselbe jungfräuliche Prachtgebilde; es war dasselbe Kleid, dieselbe Art, das Haar zu tragen. Ja, in diesem Augenblicke, wo sie betete, war es sogar derselbe Blick, dieselbe Stellung. — Und ein mächtiges Freudengeschrei erhob sich jauchzend und gellend gen Himmel. Aus allen Fenstern winkte man Grüße und Küsse, wehte mit Tüchern und schlug in die Hände. — Indessen hatten die anderen Mädchen ihre Blumenkörbchen geleert, und den Weg bis an jenes Haus damit bestreut. Dorthin sollte Mariamne geführt werden. Indem aber das Freudengeschrei allmählich verhallte, ließ sich rauschende Musik vernehmen. Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, und frommer Gesang erscholl von Ferne. Die Stimmen der Chorknaben, der Weiber und der Schuljugend nahmen sich wie Engelsstimmen aus: es war Frühmesse, und die Procession zog durch die Straßen.

„Warten wir,“ sprach der Pastor zu seinen Beichtkindern, „bis die Procession vorüber ist, damit unsere geliebte, neue Schwester, bevor sie noch unsere Schwelle betritt, unsere heilige Mutter-Kirche in vollem Glanz und Pracht kennen lerne.“

Die Kirchenvögte mit Hellebarden zogen voran und bewogen die Menge, Platz zu machen. Geschützt von den Schaarwächtern traten die Jungfrauen, Mari-

amne in ihrer Mitte, näher, ſo daß die Proceſſion dicht an ihnen vorüberzog.

Ein ſtarkes Muſikchor eröffnete den Zug. Voran der Paukenſchläger zu Pferde, luſtig wirbelnd auf ſeinen Pauken, die zu beiden Seiten des Sattelknopfes hingen, und ſeine Schlägel künſtlich ſchwingend. Es folgten mehrere Kirchenfahnen, umgeben von Landvolk, dann die Schuljugend, ſingend und brennende Kerzen in der Hand; dahinter, in einer Sänfte von Chorknaben getragen, ein Heiligenbild, ſchimmernd von Koſtbarkeiten, angethan mit einem Reifrock und mit hoher, gepuderter Friſur. Vier Prieſter hielten den purpurnen Baldachin mit goldenen Franzen und Quäſten und vergoldeten Stangen darüber. Es folgten Chorknaben, welche ſilberne und goldene Rauchfäſſer ſchwangen. Darauf die Geiſtlichkeit, das Epiſkopalkreuz zwiſchen zwei großen Kirchenfahnen, und der Biſchof, unter einem zweiten, eben ſo koſtbaren Baldachin.

Bevor aber die Geiſtlichkeit vorüberzog, ſprach der Paſtor zu den Mädchen: „Erſt zur Kirche,“ und ergriff Mariamne's Hand und riß ſie mitten in die Proceſſion hinein. Eben ſo gewaltſam bewog er die Jungfrauen, je fünf und fünf zu folgen.

So zog denn nun Mariamne, von ihm geleitet, hinter den Chorknaben her, gefolgt von den Jungfrauen, die je fünf und fünf ſich bei der Hand gefaßt hielten, und vorauf der Geiſtlichkeit, durch die ganze Stadt. —

Die Straßen erweiterten ſich. Die Sonne lachte

heiß hernieder. Mariamne ſchaute vor- und rückwärts, und erblickte vor und hinter ſich koſtbare Baldachine, einen Wald von Fahnen, Kreuzen und Proceſſionsbildern, und alles lachte und blitzte vor Glanz und Farbenpracht; die Luft erbebte von mächtigen, frommen Klängen, und war gewürzt von den ſüßduftenden Wolken, welche aus den Weihrauchfäſſern ſtiegen.

Mariamne bildete ſich ein, die ganze Feierlichkeit ſei angeſtellt, um ſie mit Gepränge zur Kirche zu führen. Sie ſah, wohin ſie kam, die Menge auf die Kniee ſinken, und wußte nicht, daß dies dem Heiligenbilde galt, was ihr vorauf getragen wurde. — Manchmal war ihr, als träume ſie; manchmal netzte ſich ihr Auge, und die zarten Füße, des Pflaſters ungewohnt, fingen an, ihr zu ſchmerzen; die Luft, die Muſik, der Weihrauch betäubten und ermatteten ſie, und ſie flehte wieder um Kraft gen Himmel und betete:

„Gott meiner Väter! All dieſe Pracht haſt du geſchaffen und ſie iſt dein. Du haſt ſie deinem auserwählten Volke genommen und ſie den Chriſten gegeben, die ſie mir weihen. Ich will dir zurückgeben, was dein iſt, doch führe mich bald an den Ort der Beſtimmung, ehe ich ermatte und meine Kräfte ſchwinden.“

In ſolchen Augenblicken war ſie in Blick und Stellung wieder die leibhaftige, vom Hochaltar herniedergeſtiegene, heilige Jungfrau, und in der That, die Ueberraſchung, ſie in der Proceſſion zu erblicken, glich einem Freudenrauſche. Wenn man auch vor dem Heiligenbilde kniete, ſo dachte und blickte man nur auf ſie, und wo

ſie erſchien, winkte, jauchzte, grüßte man, wehte mit Tüchern und ſchlug in die Hände.

Es lag durchaus nicht in der Abſicht des ehrwürdigen Paſtors, daß ſie ein ſolches Aufſehen machen ſollte. Aber die Leidenſchaft macht ſtolz und unvorſichtig, und der gute Paſtor ſtrahlte heute vor Glück und Freude. Ihm war, als müſſe ihn heut die ganze Chriſtenheit beneiden und ihn glücklich preiſen um ſeine erhörte, leibhaftig neben ihm herſchreitende Andacht zur heiligen Jungfrau.

Endlich begab ſich die Proceſſion in die Kirche zurück.

Die Cathedrale war erſt ſeit vier Wochen renovirt. Noch war alles neu und blank. Schlanke Säulen trugen ein hohes Gewölbe, in welchem jeder Athemzug rauſchte, jeder Schritt wiederhallte und jedes Geräuſch ſich vervielfachte. Vor der Kirchthür ſchwieg die gellende, ſchmetternde Muſik, und aus dem Innern hallten fromme Orgeltöne lind, und dennoch mächtig das Herz ergreifend, dem Eintretenden entgegen. Das heiße, helle Sonnenlicht fiel hier gemildert durch die ungeheuren Kirchenfenſter, auf welchen in ſchöner Glasmalerei rieſige Heiligenbilder glänzten, und mit ihren durchſichtigen Farben magiſche Effecte erzeugten und regenbogenartige Reflexe auf den Boden und die Säulen ausſtreuten.

Hier ſenkten ſich die Kreuze und Fahnen, die Heiligenbilder verſchwanden, die geiſtliche Pracht und Herrlichkeit, die ſo laut und luſtig im Sonnenſchein geprahlt hatte, legte ſich, im kühlen, ſchattigen Heiligthum, demüthig wieder dem Schöpfer zu Füßen.

Wo war die Höhle finſterer Abgötterei, von der Mariamne geträumt hatte? Wo die Balspfaffen, die, laut ſchreiend zu ihrem eingeſchlafenen Gotte, ſich die Haut ritzten?

Aber vor ihren Augen prangte der neue, über und über vergoldete Hochaltar. Der Biſchof hielt heute Hochamt; er war prachtvoll aufgeputzt, und mit koſtbarem Kirchenſchmuck und bunten Zierrathen überladen, und über die funkelnden Edelſteine, und brennende Lichter und Weihrauchwolken, ragte, alle Augen auf ſich ziehend, alle Blicke feſſelnd, das neue, herrliche Altarbild: die heilige Jungfrau in Verklärung gen Himmel ſchwebend, und in holder Glückſeligkeit noch einmal für alle Menſchen betend. Im Dampf der Lichter ſchienen ihre Gewänder ſich zu bewegen; die Engel hinter ihr waren gekleidet wie die Chorknaben vor dem Altar, und die Roſenwolken, die ſie emportrugen, ſchienen ſich mit den Weihrauchwolken aus den Rauchfäſſern zu vermiſchen. — So erblickte Mariamne ihr Bild. Kalte Schauer durchrieſelten ſie, ihre Kräfte waren erſchöpft, ihre Sinne verwirrten ſich. Sie ſchloß die Augen und wollte zu Boden ſinken, aber der ehrwürdige Paſtor fing ſie in ſeine Arme auf und rief mit einer Sentorſtimme, die mächtig in allen Wölbungen wiederhallte. „Sie ſtirbt vor Freuden, endlich in einer chriſtlichen Kirche zu ſein!“

VI.

Der Exorcismus.

Der Gottesdienſt war zu Ende und auf den Flügeln der Liebe eilte Vitepsky nach dem Hauſe der Wittwe. Dahin hatte er Mariamne in einer Sänfte tragen laſſen und den erſten beſten Arzt, den er in der Kirche traf, zu ihr geſandt.

Noch hatte er ſie nicht reden hören, und war recht neugierig auf die Stimme dieſes vollkommenen Geſchöpfes. In welchen Tönen wohl ſie ihren Dank ihm ausdrücken würde für all die Liebe und Sorgfalt, die er ihr erwies? Wie zärtlich ſie wohl um Schonung flehen würde, wenn er ſie ſo recht demüthigte und zerknirſchte, und wie liebreich ſie wohl bitten würde, er möge ſie nie verlaſſen, wenn er ſie wieder tröſtete, ſtärkte und aufrichtete?

Aber die ſonſt ſo öde Straße war heute recht lebhaft, und vor dem Hauſe der Wittwe ſtand ein ganzer Menſchentroß. Der fromme Herr mußte bald bitten, daß man ihn durchlaſſe, bald ſich durchdrängen. Als er endlich an die Thür kam, war dieſe verſchloſſen. Er pochte, und man half ihm pochen und ſchrie: „der Herr Paſtor iſt da!“

Endlich öffnete die alte, taube Magd.

„Warum iſt das Haus verſchloſſen?“ fragte er.

— „Ja! Madame iſt zu Hauſe.“

— „Ich frage, warum das Haus verschlossen ist?“

— „Ja! Madame ist oben.“

Der Pastor wußte, daß aus der alten, stocktauben Person nichts weiter zu bringen sei. Er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß das Haus nicht verschlossen werden solle, so lange er da sei, und ging die Treppe hinauf. —

„Aber Herr Pastor,“ redete die Wittwe ihn an. „Welch ein Geschöpf haben sie mir aufgeladen!“

— „Welch ein Geschöpf?“

— „Mein Haus wird belagert und gestürmt. Man will sie sehen, man will wissen, wie sie sich befindet, da sie in der Kirche ohnmächtig geworden. Herrschaften, Dienstboten, Livreebedienten, alles fragt nach ihr.“

— Das fiel dem guten Pastor schwer auf's Herz. Jetzt sah er den großen Fehler ein, den er begangen, dieses Mädchen der allgemeinen Bewunderung Preis zu geben. Wie sollte er sie nun plötzlich wieder verschwinden lassen, zumal nun Jedermann den Schlupfwinkel kannte, in welchem er sie verborgen hielt? „Geliebte Schwester!“ sagte er, „Nennen Sie nicht Geschöpf, ein Mädchen, dem so hohe Gnade widerfährt, und verschließen sie nicht das Haus. Was soll man davon denken? Auf jede Frage gehört eine Antwort, und wer sie sehen will, mag sie sehen, um sich zu überzeugen, welch ein Wunder meine Andacht und mein Gebet zu Wege brachten.“

— „Aber ich fürchte — Herr Pastor — ich fürchte —“

— „War der Arzt da?“

— „Ja!“

— „Was ſagte er?“

— „Er meint, es ſei die äußerſte Erſchöpfung, ſie habe lange Zeit nur wenig Nahrung zu ſich genommen.“

— „Ja! ſie hat viel gelitten, die liebenswürdige Märtyrin. Sie haben ihr doch etwas gereicht?“

— „Sehen Sie ſich hier nur um, wie voll es hier ſteht. Die ganze Stadt ſchickt ihr Suppen, Weine, Backwerk, eingemachte Früchte, Näſchereien und Leckereien. Ich könnte damit zu Markte ziehen.“

— „Deſto beſſer! Behalten Sie was Ihnen anſteht, und was verderben könnte, verſchenken Sie lieber an arme Leute.“

— „Herr Paſtor, ich brachte ihr eine Taſſe Fleiſchbrühe, denn ſie ſollte nicht gleich etwas Feſtes genießen.“

— „Nun?“

— „Aber ſie ſagte: Lieber Gift, als Brühe von dem unreinen Thiere, welches Menſchenkoth frißt.“

— „Geliebte Schweſter! Dieß iſt noch ein Vorurtheil ihres alten Glaubens. Worin man geboren und erzogen iſt, läßt ſich ſo leicht nicht vergeſſen.“

— „Aber ich bot ihr auch Wein und Brod.“

— „Nun?“

— „Sie ſtößt alles mit Widerwillen von ſich. Und was ſie ſagte, kann ich nicht wiederholen.“

— „Geliebte Schweſter! Sie müſſen mir alles ſagen, denn ich bin für die Seele dieſes Mädchens verantwortlich.“

— „Nun, wenn der Herr Paſtor es mir durchaus befehlen, ſo will ich, Gott verzeihe mir die Sünde, es wiederholen. Sie ſagte: Euer Wein und Brod iſt durch verfluchten Prieſterſegen in Fleiſch und Blut Eures Abgottes verwandelt, und unreiner, als das Euch ſo wohlſchmeckende Schweinethier.“

— „Gott ſteh uns bei!“ rief der Paſtor, und ſchlug ein Kreuz übers andere. „Sie iſt beſeſſen.“

— „Meinen Sie?“

— „Sie iſt die Sanftmuth und Güte ſelbſt. Sie kam freiwillig, betrat unſere Kirche und fiel vor Seligkeit in Ohnmacht. Geliebte Schweſter! Wer ſtets im Dunkeln getappt, der kann nicht gleich das Licht vertragen; und was die Heiligen für ſich begehren, läßt der Teufel ſo leicht nicht fahren. — Wo iſt ſie, ich will ſie ſehen. — Ich will ſie exorciſiren!“

— „Wollen Sie ein Crucifix haben, Herr Paſtor?“

— „Ja!“

— „Befehlen Sie auch Weihwaſſer?“

— „Haben Sie welches zur Hand?“

— „Einen großen, großen Keſſel voll. — Hier nehmen Sie den Wedel, ich will den Keſſel tragen, er iſt Ihnen zu ſchwer.“

Mariamne lag wieder ganz, wie am Freitag Abend, schlafend in einem weichen Armstuhl. * Der Anblick einer Somnambule hat etwas süßschauriges und nervenergreifendes. Vollkommener Frieden herrscht in ihrem Wesen; aus der schlummernden Gestalt athmet süße Ruhe und ist weich und harmonisch über alle Glieder ausgegossen; ein leichter Schweiß verleiht dem stillbleichen Antlitz Verklärungsglanz, und veranmuthigt selbst unschöne Gesichter. Aber Mariamne's strengregelmäßige, rührend anmuthige Züge strahlten in überirdischer Schönheit. Das schwarze Haar, die feinen Brauen, die langen, seidenen Wimper erhoben die schimmernd weiße Gesichtsfarbe, und ein himmlisches Lächeln umspielte den leichtgeöffneten Purpurmund, und breitete sich wie ein Heiligenschein über ihr ganzes Wesen aus.

So fand sie der Pastor Vitepsky, als er, in der einen Hand das Crucifix, in der anderen den Wedel, zu ihr trat. Er war betroffen, und wußte nicht, was er aus ihr machen sollte.

Es giebt eigentlich keine jüdische Hellseherin, und aus demselben Grunde auch keine heidnische. Daß die Griechen eine Pythia, und die Deutschen ihre Druiden hatten, kann nicht in Anschlag kommen. Die Erscheinung ist zwar ganz dieselbe. Es ist dasselbe Divinations-Vermögen, dieselbe wunderthätige Nervenkraft, und dieselbe geheimnißvolle Steigerung und Versetzung der Organe in die Brusthöhle. Doch muß eine Hellseherin christlich schwärmen, sonst heißt sie nicht eine Hellseherin,

ſondern iſt eine Beſeſſene, und es iſt ein groſser Unterſchied zwiſchen dem, was der heilige Geiſt vermag, aber der Teufel auch leiſten kann.

„Sie iſt keine Beſeſſene;“ dachte der Paſtor Vitepsky, gerührt von dieſer zauberiſch-heiligen Erſcheinung, und Mariamne, als errieth ſie ſeine ſtillen Gedanken, begann mit jener glockenartigen Flötenſtimme, und im weichen, träumeriſchen Ton, welcher den magnetiſchen Schläferinnen eigen iſt:

„Ich bin nicht beſeſſen! — Wohl aber biſt Du ein groſser Sünder. — Was haſt Du vor mit mir? In welchem Hauſe bin ich? Wer iſt das Weib, das mich bewacht?“ —

Betroffen von dieſer Anrede in Gegenwart der Wittwe, verſetzte der Ehrenpaſtor: „Mariamne! Ich bin ein Fürſt von Vitepsky, und man nennt mich ehrwürdiger Herr und Herr Paſtor.“

„Schweig!“ erwiederte ſie in demſelben Tone. „Denn Du liebſt mich. Ich habe es am Zittern Deines Armes, am Pochen Deines Herzens gefühlt, als Du die Ohnmächtige in der Kirche an Deine Bruſt zogſt. Ich war nur kraftlos, aber nicht bewuſstlos. — Hör an Prieſter! was unſere heiligen Bücher lehren: Keiner iſt ein Held, keiner ein Sieger; denn Gott hat es gefügt, daſs der Schwache dem Starken unterliegt. Unterwirf deinem Schwerte die Welt, und du haſt nur da geſiegt, wo du der Stärkere warſt. Biete Troſs der ganzen Welt, die wider dich in Waffen iſt, und du

widerſtehſt nur da, wo dein die Stärke iſt. — Allein beſiege dich ſelbſt, ſo thuſt du Wunder! — Du biſt ſo ſtark, wie du ſelbſt. — Beſiege dich, ſo biſt du Held, ſo biſt du Sieger! — Du liebſt mich, Prieſter, ſage ich Dir. Beſiege Dich oder ich will Dich nie wiederſehen."

— „Siehſt Du mich, Mariamne? Deine Augen ſind geſchloſſen."

— „Ich ſchaue tief in Dein Herz. — Du ſalbſt Deinen Altar mit Chryſam, und nennſt ihn den Geſalbten des Herrn; tritt nicht davor mit unlauterem Herzen. Ein Märtyrergebein iſt darin vermauert! — Ehre Tod und Schmerzen; nahe Dich nicht mit freudelüſternem Muthe. Schmücke Deinen Altar mit Lichtern, aber laſſe Deine Wolluſt im Dunkeln. Schmücke ihn mit Edelſteinen und Koſtbarkeiten, aber ſie können Deine Sünden nicht verſchönen. — Ich bin der Hauptſchmuck Deines Altars, Du beteſt, knieſt und weinſt vor mir; aber ich ſage Dir, Prieſter, Du beteſt und knieſt aus Wolluſt, und die Thränen, die Du weinſt, ſind Inbrunſtthränen."

— „Mariamne! Du biſt freiwillig gekommen, biſt feierlich mir zur Kirche gefolgt, und führſt jetzt ſolche Sprache?"

— „Gott wollte es nicht! Er nahm mir die Kraft und warf mich nieder in Deine Arme. Sonſt hätte ich Dich verklagt im Angeſicht Deiner Frevel, und Dich gefodert vor Gottes Richterſtuhl. Du haſt mir meine Eltern geraubt, meine Freunde und Bekannte, mein Ob-

dach, meine Kleidung und meine Nahrung; denn zu Deinem Kebsweib wollteſt Du mich machen, zu Deiner Buhlerin. — Allein Du irrſt. — Du wirſt mich tödten; doch rein an Leib und Seele ſterbe ich: eine jüdiſche Jungfrau. Neun ſind geſtorben in unſerem heiligen, jüdiſchen Jahr; ich werde die Zehnte ſein, die Gottes iſt." — Prieſter! taufe meine Leiche. Gieb ihr das Fleiſch und Blut Deines Abgotts ein, und ſtatt ihr abzubitten *) alle grauſamen Beleidigungen, die Du mir zugefügt, begrabe ſie in Deiner Kirche, unfern Deines verruchten Opferſteines. Ich aber bin und bleibe Gottes."

„Des Teufels biſt Du!" rief Ehren-Vitepsky, tauchte den Wedel in den Weihkeſſel und ſprach: „Bei den fünf Wunden und dem Kreuze Chriſti, im Namen der gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen, befehle ich dir Satanas, weiche von hinnen". Und bei dieſen Worten beſprengte er ſie.

Mariamne ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus und bekam Zuckungen und Krämpfe. Die Wittwe, welche dergleichen nie geſehen, fing an zu ſchreien und verhüllte ihr Antlitz.

Aber der Ehrenpaſtor rief begeiſtert: „Ha Teufel!

*) Dem jüdiſchen Leichnam wird, eh man ihn begräbt, alles ihm im Leben angethanene Unrecht, von ſeinen Glaubensgenoſſen abgebeten.

kannſt du kein Weihwaſſer vertragen. Ei ſieh', du toller Hundsteufel, biſt du ſo Waſſerſcheu? — Da du todter Löwe! Du längſt durch Jeſum Chriſtum überwundener Erbfeind."

Und mit dieſen Worten goß er den ganzen vollen Keſſel über Mariamne aus, welche vom Stuhle ſank, und mit triefendem Haar und Kleidern am naſſen Boden lag. — Die Krämpfe hörten auf, und die Zuckungen verwandelten ſich in Starren.

Noch ſtand der Ehren-Paſtor ganz erſtaunt über den Erfolg ſeiner Beſchwörung, als die Thür ſich öffnete, und der Arzt eintrat. „In Teufels Namen, Herr Paſtor!" rief er, „was haben Sie mit dem Mädchen gemacht?"

— „Fluchen Sie nicht. Denn eben erſt habe ich ihr den Teufel ausgetrieben, der ſie mit Krämpfen ſchrecklich plagte."

Der Arzt trat näher und befühlte ſie, dann rief er: „Sie haben hier mehr als den Teufel ausgetrieben, Herr Paſtor. Hier findet ſchon ein allmähliges Erſterben ſtatt!"

„Todt?" fragte der Paſtor im Tone eines Menſchen, der plötzlich ſein ganzes Glück ſcheitern ſieht.

— „Ein Nervenſchlag. Der Körper ſetzt noch eine Weile ſeine Verrichtungen fort; aber das Leben iſt hin." —

— „Und ihre Seele iſt entflohen?"

— „Was geht mich ihre Seele an! Hier bin ich

überflüssig. Rufen Sie mich nicht wieder zu einem Kranken, und unterstehen Sie sich nicht wieder, einem meiner Kranken den Teufel auszutreiben.“

Hiemit ging er und warf die Thür heftig zu.

VII.

Die Heiligsprechung.

Mariamne war für ihre Liebhaber verloren, aber für ihre Anbeter nicht. Ihre Leiche konnte der Kirche noch trefflich zu statten kommen, und Gebeine sind nicht verstockt und hartnäckig; man kann alles aus ihnen machen, Märtyrer und Heilige und selbst Wunder kann man sie vollbringen lassen.

Am selben Tage noch sah man zweimal den Pastor und den Küster mit den heiligen Gefäßen nach der kleinen Gasse schreiten, zum Hause der frommen Wittwe.

Als sie zum ersten Male das kleine Haus wieder verließen, hatte Mariamne die Nothtaufe erhalten, und hieß Maria Christiana.

Als sie zum zweiten Male wieder heraus kamen,

hatte Maria Christiana das Abendmahl genommen und die Oelung empfangen, und war seliglich entschlafen. — Es blieb nur noch übrig, sie zu begraben.

Um die Spenden zu ihrem Begräbniß einzusammeln, wurde in der ganzen Stadt umhergeschickt, und die Beiträge, so wohl im Einzelnen, wie im Allgemeinen, fielen über alle Erwartung reich aus.

Dieß wird jedoch niemand wundern, welcher erfährt, daß der ehrwürdige Pastor Vitepsky eine kleine Schrift vertheilen ließ, von welcher das Bemerkenswertheste etwa lautete:

„Kaum war der Altar eingeweiht, so that das Altarbild ein Wunder. Die heilige Jungfrau willigte darein, sich in der holden Gestalt der Jüdin hier verehren zu lassen; aber sie verlangte dafür die Seele des Mädchens, und erkor sie sich zur Dulderin, damit sie würdig sei, ihre Gestalt herzugeben für das allerseligste Wesen des Himmels. Demnach empfand die nunmehr selig-entschlafene Maria Christiana eine ihr unerklärliche Sehnsucht, und ihr sanftes Herz war gerührt von einer bewunderungswürdig zärtlichen Liebe zur Himmels-Königin. Weil sie als Jüdin aber nicht nach der Kirche gehen durfte, so verrichtete sie ihre Andacht zur heiligen Jungfrau vor ihrem Spiegel, und betete gerade so, wie sie betend, als heilige Jungfrau auf dem Altarbilde steht. In dieser Stellung ward sie von ihrem Bräutigam überrascht, der sie ihren Eltern um fünf hundert Thaler abgekauft hatte, und jetzt zu ihren Eltern sprach: „Gebt

mir meine fünfhundert Thaler wieder, denn Eure Tochter will eine Christin werden.“ Aber die Eltern wollten das Geld nicht zurückzahlen, sondern sperrten ihre Tochter ein, um sie durch Hunger zu zwingen, Jüdin zu bleiben. Inzwischen hatte der ehrwürdige Pastor Vitepsky täglich zur heiligen Jungfrau gebetet, um ihr die Gnade zu erleichtern, die sie für dieses Mädchen hegte, wie auch um den himmlischen Lichtstrahlen einen Weg zu bahnen in das Herz der Jüdin. Und siehe, das Herz des Mägdeleins ward durch die Gebete des ehrwürdigen Pastors dermaßen gestärkt, daß, obschon sie vier Wochen lang hungerte, doch immer schön und blühend war, wie zuvor; denn die Gnade der himmlischen Maria hielt sie aufrecht. Da träumte dem ehrwürdigen Pastor in der Nacht vor dem Sonnabend, daß die heilige Jungfrau ihm erscheine, in der Gestalt der nunmehr selig-entschlafenen Maria Christiana, ganz, wie sie auf dem Altarbilde dasteht. Sie sprach: „Deine Andacht ist erhört, und meine Gnade hat den Weg zum Herzen der Jüdin gefunden, in deren Gestalt ich dir erscheine, und von allen Christen hier zu Lande verehrt sein will. Meine Gnade hat sie nicht nur in Leiden und Kerker aufrecht gehalten, ich habe sie auch vor wenigen Augenblicken noch unsichtbar umschwebt. Denn wisse: die Juden hatten sich mit Knitteln und Messern bewaffnet, um das Mägdelein zu ermorden, wobei sie meinen Namen verfluchten und mich auf's schrecklichste lästerten. Aber ich habe das Mädchen unsichtbar gemacht vor ihren Augen, bis ihr Sabbat an-

fing. Da ließ ich sie ihren Augen wieder erscheinen, um zu sehen, wie weit ihr Grimm und ihr Haß gegen mich und diese Jungfrau wohl gehen wird. Wirklich auch fielen sie mit Knitteln und Messern sie an, sie brachen ihren Sabbat, den sie sonst so pünktlich zu halten pflegen, und wollten sie erschlagen und erstechen. Sie rissen ihr die Kleider vom Leibe, dermaßen, daß sie um einen Mantel bitten mußte, um sich vor Menschen sehen lassen zu können. Ihre Haut aber durften sie nicht ritzen; und nur damit ihr Blut gen Himmel schrie, und weil ich wollte, daß meine Dulderin mit ihrem eigenen Blute getauft sein möge, bevor sie die heilige Taufe im Namen meines Sohnes empfinge; ließ ich es zu, daß eine verruchte Mörderhand ihren linken Arm durchstach. — Ich befehle dir jetzt, das Geschehene deiner weltlichen Obrigkeit anzuzeigen, denn es herrscht Recht und Gerechtigkeit im Lande, und man wird mir nicht versagen, was mein ist. Von dir aber verlange ich diese Jungfrau, welche jetzt schon mein Dulderin ist. Du sollst sie zur Kirche führen und taufen, und aus deiner Hand verlange ich ihre Seele, auf daß ich sie der himmlischen Freude theilhaftig mache." So sprach die heilige Jungfrau und verschwand. Ich aber that, wie sie befohlen. Der Herr Bürgermeister — er hat sich ein himmlisches Verdienst dadurch erworben — schritt augenblicklich ein, und ließ die Juden an ihrem Sabbat vor Gericht schleppen. Den Sonntag feierte er aber durch eine noch schönere That. Er ließ die Judengassen von

allen seinen Wachen und bewaffneten Dienern besetzen, und vor den Augen der rachgierigen, haßsüchtigen Juden, welche, vor Wuth berstend, zusehen mußten, und nur giftig ausspucken, fluchen und lästern konnten — ließ er durch mich das Mägdelein holen, um der heiligen Jungfrau zu geben, was der heiligen Jungfrau ist. Ein jeglicher hat gesehen, wie treu ich den Befehl der heiligen Jungfrau erfüllt habe. Im Triumph führten wir das Mädchen durch die Straßen; wir führten sie in die Kirche, zu dem Hochaltar, und zeigten sie der heiligen Jungfrau und sprachen: „Hier ist deine Dulderin, da hast du sie.“ — Und der heilige Geist kam über das Mägdelein, und es kam das Gefühl: die Dulderin der heiligen Jungfrau zu sein, mit aller Macht über sie. Und dieses Gefühl überwältigte sie und warf sie zu Boden. — Ja, die Freuden und Wonnen kamen über sie, in so reichem Maße, daß sie schier auf der Stelle sterben wollte, und sie lebte nur so lange noch, um alle Wohlthaten der Kirche zu genießen, und zufrieden mit dieser Welt, das Zeitliche zu segnen.“

„Ihre Seele ist nunmehr bei der heiligen Jungfrau, und ihre Leiche wollen wir beisetzen in der Seitenwand der kleinen Kapelle neben dem Hochaltar. Ihre Grabschrift heißt auf deutsch übersetzt:

Hier ruht Maria Christiana Mariamne, Tochter des jüdischen Rabbi Ben Eli. Geboren am 21. Aug. 1782. — Am 19. Juni 1797 *) von ihren Eltern um

*) Diese Data ergaben sich aus dem bekannten Document.

300 Thaler verkauft, und einem Juden zur Gattin bestimmt. Am 15. August *) als Bild der allerseligsten Jungfrau Maria auf unserem Hochaltar gemalt. Am 16. August von ihren Eltern zum Hungertode verurtheilt. Am 10. September von den Juden mörderisch überfallen. Am 12. September hier in der Kirche erschienen, getäuft, und gestorben, nachdem sie das heilige Abendmahl genossen und die letzte Oelung empfangen hatte. In ihrer Gestalt verehren wir hier die heilige Jungfrau, welche dafür ihre Seele zu sich nahm."

Am Tage ihres Begräbnisses hatte der Bürgermeister, um Unordnungen zu verhüten, den Juden ansagen lassen, sie möchten sich ruhig in ihrem Quartier halten und wer sich in christlichen Straßen blicken ließe, würde ausgepeitscht werden.

Nur Löbel Kurzweil achtete diesen Befehl nicht. Er sah den prachtvollen Leichenzug, erstaunte über die Reichthümer, welche hier verschwendet waren, und wollte aus den Wolken fallen, als der Sarg vorüber kam, welcher von violettem Sammet, mit sechs massiv-silbernen Löwenklauen und über und über mit Silber beschlagen war.

„Jetzt laufe ich auch zu den Christen," war sein fester Vorsatz. „Ein junger Mensch muß für sein Fort-

---

*) Maria Himmelfahrt.

kommen ſorgen, und mit der chriſtlichen Religion iſt etwas zu machen. Was iſt nicht allein für Geld verſchwendet an dieſe dumme Gans, an dieſe Maßa Behema? — Und was hat man von ihr gehabt? Ein Begräbniß. — Was iſt aber los bei den Juden? — Ich bin doch ein gewaltig frommer Menſch und bin leider ſo mager, daß mir die Rippen fingerdick aus dem Leibe ſtehen. Wenn ein Hund ſo mager iſt, würde man ihm nachſagen: „Welch eine Sünde, das Thier ſo verkommen zu laſſen.“

Er hielt Wort und ließ ſich taufen, und da er Mariamne — zum Uebertritt bewogen hatte, ſo bildete er ſich ein, als Miſſionär Glück zu haben. Allein er war und blieb ein Schlemiehl, und „die Schlemiehligkeiten Löbel Kurzweils, des Miſſionärs,“ finden ſich in einem ſpäteren Bändchen beſchrieben.